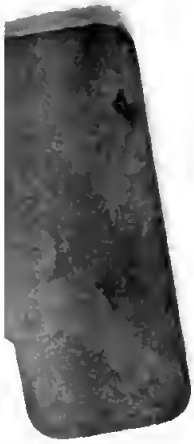
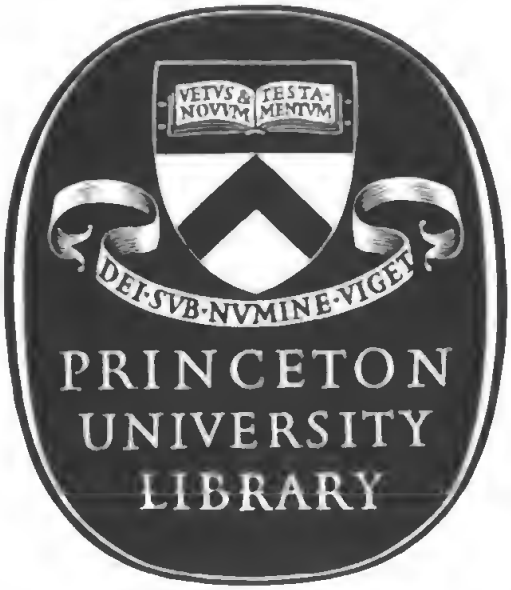
Princeton University Library
32101 062162274

y Googl





Digitized by Google

Dir, teure Gattin,
der das Herz blutet
ob der „Kultur" Europas.
Hermann

Frontberichte eines Neutralen

I.
Polen und Karpathen

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vom Verlage vorbehalten.
Copyright 1915 August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Frontberichte eines Neutralen

Vom schweizerischen

Major Tanner

I.

Polen und Karpathen

Mit Bildern des Verfassers

Verlag August Scherl G. m. b. H. • Berlin

Als ich von den heimatlichen Bergen, wo ich mit meinem Gebirgsbataillon im stillen Alpenhochtal einen Grenzabschnitt besetzt hatte, auf Pikett gestellt und beurlaubt, ins Hinterland kam, wurde ich angewidert durch die Vorwürfe und Schimpfereien, mit welchen sich die Streitenden gegenseitig bedachten. Von Deutschland besonders wurden Dinge behauptet, die man nur ernst nehmen konnte, weil sie von seinen Feinden so systematisch in Presse, Schule und Kirche gepredigt und — erstaunlicherweise — von der halben Welt geglaubt wurden. Die deutsche Presse andererseits stund zu einem großen Teile nicht auf der vornehmen Höhe der Verantwortlichen im Reich, des Amtlichen Deutschlands. Es drängte mich als Mensch, als Schweizer, als Soldat, den Weltkrieg weiter an der Front mitzumachen und darüber zu berichten, niemand zur Freude und keinem zu Leid, einfach um der Wahrheit willen, wie *ich* sie sehen würde und um des Guten, wie es *mir* für die menschliche Gesellschaft, die Weltfamilie, die einmal erreicht werden *muß*, vorschwebt.

Erst veröffentlichte ich einige Feststellungen in der „München-Augsburger Abendzeitung", die Sie am Anfang dieses Buches finden. Dann wurde ich Kriegsberichterstatter. Der „Basler Nachrichten". Bei den Deutschen. Das bedeutete zunächst Warten. So steuerte

14094.93.893

596450

ich dem anderen meiner Hauptziele, den Karpathen im Winter, zu. Ich durfte zum Heere der Donaumonarchie. Was ich dort und seither an der Nida, in den Bergen, in der galizischen Ebene, bei der Einnahme von Stryj und von Lemberg, in der Bukowina, bei Österreichern, Ungarn und Deutschen, auf der Erde, in der Luft, auf und im Wasser, als Gast hoher Führer wie beim vordersten Spatenstich am „Feind", an der Seite des schlichten Schützen im Graben, bei Tag und bei Nacht beobachtet und erlebt, habe ich versucht, zu erzählen und in Lichtbildern festzuhalten. Es ist Stückwerk geworden und wird es bleiben. Meine operativen Darstellungen wird die Kriegsgeschichte zerzausen — meine taktische Kleinmalerei der erlebten Gefechte und Stürme nicht. Wo die Ereignisse mir — oft brutal — in die innersten Saiten griffen, da ging das Schildern schwer. — Nun soll gar ein Buch daraus werden! „Man" wünscht es. Da muß ich dem Herrn Verleger dafür danken, daß er mein Manuskript nimmt, wie es ist, mit dem Erdgeruch der Front und der Holprigkeit des Kriegszustandes, den Spuren von Hast und Unstete. Der Charakter des Frontberichtes ist dadurch unverändert erhalten geblieben.

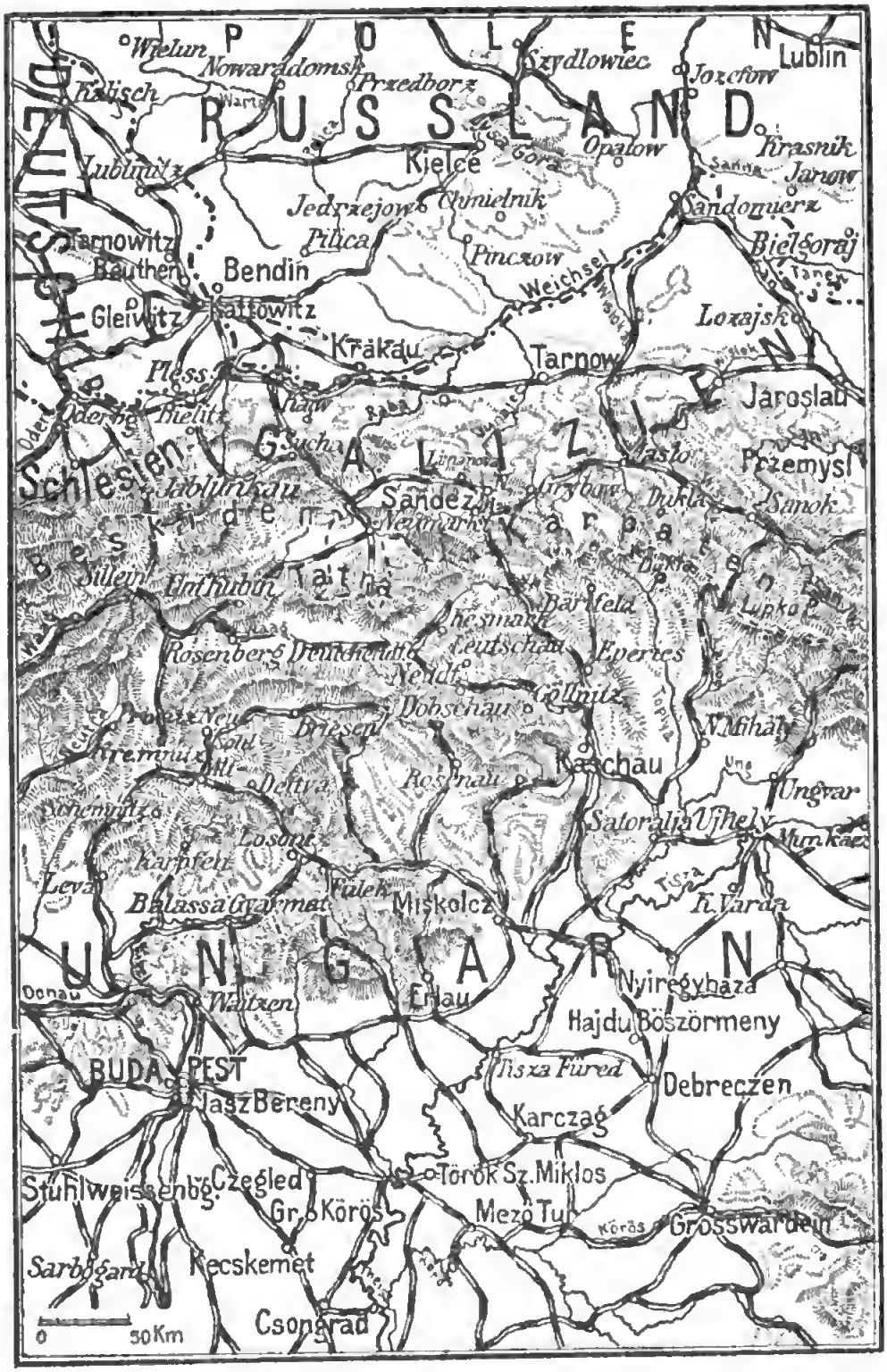
Nicht alles, was ich schrieb, ist gedruckt worden. Zwar habe ich nicht Ursache, mich über die Zensur arg zu beklagen. Es sind Kleinigkeiten im großen Ganzen, die der Rotstift zudeckte, aber fast immer solche, an denen ihr Erzeuger hängt. Ihr Fehlen bringt den Berichterstatter in die Gefahr, als einseitig genommen zu werden. Das schadet endlich am meisten der Sache des Gastgebers. Doch es sind Kleinigkeiten, wie gesagt, ohne Einfluß auf's Ganze. Von dem Geschriebenen habe ich auch so und auch heute, nach einem Jahre, nichts zurückzunehmen oder abzuschwächen.

Meine Bilder dürften willkommen ſein. Mit Ausnahme desjenigen S. M. des Deutſchen Kaiſers, welches ich dem Herrn Verleger verdanke, und ich mir ausbat, weil es ganz den Eindruck wiedergibt, den ich im Februar von Kaiſer Wilhelm erhielt, ſowie des Bildes von Exzellenz von Gerok, ſind die Druckſtöcke von meinen eigenen Aufnahmen wiedergegeben. Wo es anging, bildnerte ich heimlich. Mit „Porträten“ kann ich nicht aufwarten, dafür aber mit Handlungen.

Das Schwerſte in dieſem Weltkampfe, deſſen ſich unſere Zeit ſchämen muß, iſt Neutralität. — Daß an meinem Willen zu ſolcher Niemand zweifle, iſt der Wunſch, der dies Buch begleitet.

Im Oktober 1915.

Major Tanner.


POLEN
RUSSLAND
DEUTSCHLAND
GALIZIEN
UNGARN
Wielun
Nowaradomsk
Przedborz
Szydlowiec
Jozefow
Lublin
Kalisch
Kielce
Opatow
Krasnik
Janow
Lublinitz
Jedrzejow
Chmielnik
Sandomierz
Tarnowitz
Pilica
Pinczow
Bielgoraj
Bauthen
Bendin
Weichsel
Gleiwitz
Kattowitz
Lozajsk
Krakau
Tarnow
Pless
Jaroslau
Oderbg
Bielitz
Schlesien
Jablunkau
Sandez
Przemysl
Sanok
Neumarkt
Sillein
Unt Kubin
Tatra
Bartfeld
Lupko
Rosenberg
Deutschendt
Leutschau
Eperies
Neudt
Göllnitz
Dobschau
Briesen
Kremnitz
Kaschau
Ungvar
Deftva
Rosenau
Schemnitz
Satoralja Ujhely
Losonitz
Karpfen
Leva
Balassa Gyarmat
Fülek
Miskolcz
Tisza
K. Varda
Donau
Waitzen
Erlau
Nyiregyhaza
Hajdu Böszörmeny
BUDA PEST
Jasz Bereny
Tisza Füred
Debreczen
Karczag
Stuhlweissenbg.
Czegled
Török Sz. Miklos
Gr. Körös
Mezö Tur
Körös
Grosswardein
Sarbogard
Kecskemet
Csongrad
0
50 Km

Lublin
Kowel
Janowka
Kolki
Beresno
Chołm
Krasnostaw
Władimir Wol.
Zamosc
Hrubieszow
Luck
Szczebrzeszyn
Rowno
Hoszca
Tomaszow
Sokal
Dubno
Ostrog
Berestecko
Rawaruska
Kamionka strum.
Brody
Kremenec
Zaslaw
Zolkiew
Jawarow
Jaroslau
LEMBERG
Bush
Zalozce
Grodek
Zloczow
Zbaraz
Przemysl
Komarno
Tarnopol
Sambor
Brezany
Skalat
Proskurow
Chodorow
Drohobycz
Rohatyn
Trembowla
Stryi
Podhajce
Husiatyn
Kalucz
Dolina
Stanislau
Kamenec Podolsk
Horodenka
Zaleszczyki
Dniester
Kolomea
Delatyn
Sniatyn
Chotin
Munkacs
Dolha
Kosow
Nowosielica
Korosmezo
Kuty
Czernowitz
Huszt
Bukowina
Maramaros Sziget
Botosani
Szatmar Nemeli
Felso Visso
N. Banya
Falticeni
Neamtu
Bistritz
Zilah
Roman
Piatra
Sächs. Regen
Sz. Miklos
Klausenburg
Bacau
Torda
Neumarkt
0
50 K

Inhalt

Seite

Bei kriegsgefangenen Franzosen 11
In deutschen Lazaretten 17
Der Geist macht's 22
Drill 26
Um des Guten willen 33
Deutschland Anfang 1915 35
Im Kriegspresse-Quartier 41
Die Vorgeschichte der Karpathenkämpfe 49
Über Limanowa zur Nida 59
Przemysl gefallen 125
Der Uzsoker Paß Ende März 1915 130
Im Raume der Deutschen Südarmee 144
Im Fluge über den „Feind" 233
Stryj I. 239

Bei kriegsgefangenen Franzoſen

Puchheim, 20. Oktober 1914.

Zum drittenmal bin ich hier. Wie anders, damals und heute! Zwar, alle drei Male durch Frankreich angezogen. Zuerſt durch franzöſiſche Bravour, Eleganz und Geſte. Diesmal durch franzöſiſches Elend. Vor wenigen Monaten noch erſcholl neidloſer Beifallsjubel der Fünfzigtauſend vom deutſchen Boden hinauf zu dem Vogelmenſchen, der hoch droben kreiſte, flog, glitt, tauchte und purzelte, zu dem neuen Weltwunder, dem Sieger der Lüfte — Pégoud. Und heute? „Üh — üh!" ab und zu, alle halben Stunden einmal, wenn der Wagen nicht vorwärts will, an dem ſie zu zwanzig ziehen — die gefangenen Landsleute des Siegers der Lüfte, Pégouds. Sonſt nichts als das Hämmern der Barackenbauer. Damals die Spitzen der Geſellſchaft, blitzende Uniformen, rauſchende Seide, durchbrochene Strümpfe, herrliche Nacken, Arme und Knöchel; Schirme, Bänder und Federn, Wimpel und Flaggen in berauſchender Farbenpracht unter dem klaren Tag — jetzt troſtloſes

Herbstgrauen landum, auf den Gesichtern und in den Herzen. — Als Pégoud seine letzten Loopings machte, da kam vom Wiesenfeld her ein schwerer deutscher Doppeldecker. Er neigte und wiederaufrichtete sich, ging nach rechts und links in kühne Schrägstellung, zum erstenmal, kurz nur, aber bestimmt und furchtlos. Uns sagte er, und wollte es sicher auch dem fremden Luftakrobaten zu verstehen geben: Auch wir kommen! Ist es ein Zufall, daß gerade an dieser Stätte, wo Frankreichs Sohn deutsche Massen mit seinen technischen Künsten verblüffte, Söhne Frankreichs heute Frondienste leisten müssen?

Zu den Unbequemlichkeiten und Lasten, die der Krieg schafft, gehört auch die Wahrung der Neutralität. Holland, die Schweiz und andere Staaten wissen etwas davon. Aber nicht nur die politische und militärische Neutralität verlangt erhebliche Opfer, sondern auch diejenige, für deren Begriff im Kriegsjahre 1914 die Schweiz das Wort „moralische Neutralität" geprägt hat. Neutral sein heißt da meistens schweigen. Kann der Gewissenhafte aber immer schweigen, und soll er es, wo er Unrecht, Falschheit, Lüge sieht? Stehen die gemeinsamen Kulturinteressen nicht über den Parteien, und gebietet da nicht eben moralische Neutralität, der Wahrheit nachzuforschen und ihr zum Durchbruch in der Welt zu verhelfen?

Von Westen kamen ungeheuerliche Anklagen gegen „deutsche Barbarei". Ein hiesiges heutiges Morgenblatt bringt dagegen Erzählungen vom Gegner, die zum Himmel schreien, und zum Thron wahrer menschlicher Kultur dringen müssen, wenn sie wahr sind. „Die Geschichte wird's lehren," will man uns trösten. So lange wollen wir nicht warten. Wir Lebenden haben ein Recht, jetzt

zu wiſſen, was wahr iſt. So will ich verſuchen, unparteiiſch zu ſchauen, zu ſehen und zu berichten; diesmal über die Behandlung franzöſiſcher Kriegsgefangener in Bayern.

Innerhalb der Einfriedung des Flugfeldes Puchheim ſind heute 700 franzöſiſche Infanteriſten der Kolonialtruppen (Marine-Infanterie) untergebracht, bewacht von einer Landwehrkompagnie. Jene Truppe iſt zweitklaſſig und ſticht phyſiſch unvorteilhaft ab von den ſie bewachenden Bayern. Die meiſten Leute ſind klein, ſchmächtig, blaß. Sie ſcheinen keine guten Zeiten hinter ſich zu haben. Auch wenn man einen guten Teil ihrer Schlappheit auf den ſeeliſchen Druck zurückführen muß, den ihre Lage als Gefangene in Feindesland, dazu auf fremdem Sprachgebiet, ſchaffte, bleibt die Gewißheit beſtehen, daß wir es hier mit einem Soldatenmaterial zu tun haben, welches die franzöſiſche Armee in ihrer Geſamtheit nicht vollwertig vertritt. Und wenn dieſe Leute langſam und apathiſch an den Stricken ihrer Fuhre ziehen und ſich auch bei den übrigen Arbeiten nicht übereilen, ſo iſt die Urſache ebenſo in körperlicher Schwäche zu ſuchen wie in begreiflicher Unluſt.

Nach Puchheim ſollen noch viele Gefangene kommen. Vorerſt werden 32 Baracken für je 250 Mann gezimmert. Dazu die für die Bewachungsmannſchaft erforderlichen Unterkunftsſtätten, Küchen, Lagerräume, geſundheitlichen Anlagen. Die Franzoſen haben unter Mitwirkung deutſcher Fachleute die nötige Arbeit zu leiſten, ihr Haus ſelbſt zu bauen. Dazu gehört das jetzige Herbei- und ſpätere Fortſchaffen von Material. Unter Führung einiger bayeriſcher Unteroffiziere und Soldaten geht's vom Bauplatz zur Lagerſtätte, zum Bahnhof und zurück, und wenn der Wagen, an deſſen Stricken und Deichſel

die Franzoſen ziehen, irgendwo ſtecken bleiben will, dann ertönt ihr üh, üh! Zuletzt klang's faſt mutwillig, gemiſcht mit einigen deutſchen, nicht unfreundlichen Hüh!

Mit uns wenigen Ziviliſten, die der Bahn entſtiegen waren, näherte ſich dem Flugplatz ein gutes Dutzend deutſcher Verwundeter mit einigen Frauen vom Roten Kreuz. Kein Wort des Spottes kam über ihre Lippen, kein verächtlicher Blick traf die Franzoſen. Dieſe deutſchen Burſchen, die draußen mitten im Kampfe geſtanden (einer hat vier Schrapnellkugeln im Leibe gehabt), ſind geadelt und ihr Schweigen iſt Teilnahme am Schickſal des wehrloſen Feindes. Aus den Augen der Gefangenen ſprechen gar verſchiedene Gefühle: Gleichgültigkeit, Scham, Ärger, verbiſſene Wut, aber auch Verſtändnis und Anerkennung für das taktvolle Benehmen der verwundeten Feinde, bei manchem wohl auch der Wunſch, lieber verwundet oder tot zu Hauſe als hier geſund und gefangen. Man wünſcht ſich eine Tarnkappe, um nichteinmal durch ſeine Anweſenheit zu verletzen, denn wer und was ſagt dieſen Armen, daß man nicht als zweckloſer Gaffer daſteht? Dort, der mehrfach dekorierte Unteroffizier beobachtet alles genau, trotz ſeiner ſcheinbaren Gleichgültigkeit. Ihm kann die Haltung der deutſchen Verwundeten nicht entgangen ſein. Letztere durften ins Lager, wir müſſen auf den Herrn Leutnant warten, von dem die Schildwache ſagt, er ſei ſo gut, daß jeder alles für ihn täte. Der Herr Hauptmann ſei ſchon ſchärfer. In der Tat verbindet jener Offizier auch uns gegenüber die Erfüllung ſeiner Dienſtpflicht mit dem größtmöglichen Entgegenkommen, und ſo erfahren wir, daß die Franzoſen genau dieſelbe Koſt erhalten wie die Deutſchen: Kaffee und Brot, Suppe, Fleiſch und Kartoffeln, Käſe oder Wurſt und Brot. Das

Mittageſſen müſſen ſich die Franzoſen ſelbſt kochen, bei 200 Gramm Fleiſch auf den Mann gibt's keine Not. Ein Unteroffizier meldet, daß 40 Mann noch nicht gefaßt, weil das Fleiſch ausgegangen (trotz dem „Mordstrum", das ſie nach dem Begriff eines anderen erhalten). Da eilt der gute Leutnant ſelbſt und ſorgt für ſie.

Zwiſchen Verwundeten und einer Gruppe Gefangener ſcheint eine Unterhaltung in Fluß kommen zu wollen, einer zeigt eine Wunde, der Welſche lächelt ohne Bosheit, ich glaube, die Beiden verſtehen ſich. Wenn man nur mit ihnen reden dürfte, einige Worte würden ihren Seelenzuſtand enthüllen, ſicher nicht zum Nachteil der Deutſchen und ihrer Verteidigung gegen Anklagen; aber das geht nicht, der Herr Leutnant kann es nicht erlauben. An Dolmetſchern fehlt es übrigens auf beiden Seiten nicht, wenn auch nur Vereinzelte die gegneriſche Sprache beherrſchen. Franzöſiſcherſeits zeichnet ſich ein Elſäſſer deutſcher Eltern aus, deutſcherſeits ein in Mailand wohnender Vertreter einer deutſchen Motorenfabrik, ein ganz gediegener Geſelle, dem der Unteroffizier trotz der Jahre und ſeines Umgangs in allen möglichen welſchen Landen heute noch in den Knochen ſitzt. —

Jetzt frägt der Offizier nach einem Samariter, der einen Arzt für einen Verband vertreten könnte. Das wäre mein Fall, aber da hüpfen ſchon die beiden jüngſten Schweſtern vom Roten Kreuz, die ſchon ſo lange auf die Erlaubnis warten, ſich den Gefangenen nähern zu dürfen, heran, die „richtiggehende" und die freiwillige, und begleiten Offizier und Franzmann in ein Gebäude, wo dieſem der heruntergeglittene Wundverband erſetzt wird.

Draußen vor dem Tore laſſen ſich Stimmen vernehmen, die weniger Verſtändnis für die Lage bezeugen, als bei den deutſchen Soldaten vorhanden. Dieſe ver-

einzelten Äußerungen fallen nicht ins Gewicht. Deutschland wird sich auch seinen Kriegsgefangenen gegenüber nicht lumpen lassen, die Überzeugung kann sich in Puchheim holen, wer sie nicht schon hat.

Die Franzosen werden von 7 bis 12 und von halb 2 bis 5 Uhr zur Arbeit angehalten, haben gute Unterkunft und die gleiche Verpflegung wie das bayerische Militär. Und so wird es wohl auch bleiben, wenn statt der heutigen Hunderte ebensoviele Tausende in Puchheim sein werden. Und ich habe mehr als einen dieser hier so ge- und draußen so ungemütlichen Bayern im Verdacht, daß er, trotz allen Verbots, später einmal dem welschen Kameraden heimlich einen Wurstzipfel oder einen Glimmstengel zuschiebt.

In deutschen Lazaretten

München, im November 1914.

Man trägt nicht gerne Eulen nach Athen, aber man kann dazu gezwungen werden. Wer da glaubt, es habe sich die Wahrheit bezüglich der Behandlung von Gefangenen und Verwundeten in Deutschland völlig nach dem Ausland durchgerungen, irrt. Eine Zeitlang hat die deutsche Presse sich sehr darum bemüht, und die ins Leben gerufenen Kommissionen wie „Die Wahrheit ins Ausland" haben so energisch gearbeitet, daß sogar deutsche Stimmen sich gegen ein Zuviel verwahrten. Gewiß, mancher Prospekt ist an Persönlichkeiten gegangen, welche Deutschland kennen, und wenn ein Geschäftsmann im neutralen Ausland von sechs deutschen Geschäftsfreunden den gleichen Brief mit Unschuldsbeteuerungen erhielt, so ging da der Schuß eben hinten hinaus. Ich habe deutsche und französische deutschfreundliche Ausländer gehört, sich über die allzureichlichen derartigen Zusendungen beschweren; die ersten fanden sie aufdringlich, die letzteren sagten: qui s'excuse, s'accuse. Nachdem ich schon im Oktober mehrere Lazarette besucht, glaubte ich, meine Eindrücke in Anbetracht

der genannten deutſchen Bemühungen, für mich behalten zu können. Ein kürzlicher Aufenthalt in einem Paſſantenhotel der Schweiz, wo Vertreter vieler Nationen ein- und ausgehen, wie auch zahlreiche Anfragen ans Hotel haben mich belehrt, daß es immer noch nottut, aufzuklären, und daß im Beſonderen neutrale Stimmen ſich zahlreicher vernehmen laſſen ſollten. Während meines Aufenthaltes in der Schweiz erfuhr ich, daß man brieflich bei mir nach dem Schickſal eines gefangenen Franzoſen angefragt hatte, und ich beeilte mich, von dort aus vorläufig beruhigend zu antworten. Die heute vor mir liegende Anfrage beweiſt nicht nur, daß die Angehörigen des Gefangenen immer noch in großer Beſorgnis um ihn ſind, ſondern auch, daß man ſogar in Kreiſen, die es wiſſen müßten, nicht begreifen kann, daß ein Volk, welches in der Schlacht ſo gewaltig drein haut, wie es die Deutſchen zu tun gewohnt ſind, auch ein Herz für den wehrloſen Feind, den Verwundeten, Kranken oder Toten haben kann.

Meine Lazarettbeſuche erfolgten ohne Vorankündigung bei den betreffenden Lazarettärzten, ganz unerwartet, und ich fand alſo alles ungeſchminkt. Sehr angenehm berührte mich die Bereitwilligkeit, mit der Behörden und Ärzte mir die Wege zu meinen Rundgängen ebneten, und ich kann nicht umhin, allen Beteiligten an dieſer Stelle meinen Dank für ihr Entgegenkommen auszuſprechen. Nachdem ich mit deutſchen Verwundeten außerhalb der Lazarette und in einem Vorortlazarett zu verſchiedenen Malen geſprochen, war ich über Unterkunft und Behandlung der deutſchen Kranken und Verwundeten unterrichtet und hatte mir eine Grundlage zu Vergleichen mit den Verhältniſſen bei den ausländiſchen Lazarettinſaſſen geſchaffen, und

ich kann es vorweg ſagen, daß, wenn ein Unterſchied in der Behandlung der eigenen und gegneriſchen Kranken beſtünde, er nur die Wirkung des Beſtrebens des geſamten Sanitätsperſonals ſein könnte, auch jeden Schein einer Hintanſetzung der Ausländer zu vermeiden. Ich habe Franzoſen beſucht in der Turnhalle der Kriegsſchule, im Militärlazarett München und in der Kaſerne Fürſtenfeldbruck. Überall Licht, Luft, Reinlichkeit, Ordnung wie im beſten Spital. Über die Einrichtungen des Militärlazaretts München, das in Verbindung mit der Militärärztlichen Akademie ſteht, kann ich mich hier mangels Raums nicht verbreiten. Es genüge, zu ſagen, daß alles da iſt von der modernſten chirurgiſchen zur hydro-, helio- und thermotherapiſchen Klinik. Schwediſche Heilgymnaſtik, Röntgen- und Radiumabteilungen, prachtvoller Wandelgarten, und was mehr iſt: eine Begeiſterung des leitenden Generalarztes, die allein ſchon für die ſchönſte Erfüllung der ärztlichen Hilfstätigkeit auf der ganzen Linie bürgt. Im Lazarett A ſind rund 60, in B 40 und in Bruck rund 50 Franzoſen untergebracht, hier auch einige Ruſſen. Ich habe ſie faſt alle geſprochen, aber nur Ein Urteil vernommen, trotzdem ich ihnen geſagt, daß ich als Mitbürger von Franzöſiſchredenden ein beſonderes Intereſſe habe, allfällige Wünſche zu hören. Beſonders wertvoll für mich waren die lobenden Urteile eines in Genf geborenen und niedergelaſſenen Fabrikleiters, eines Apothekers und eines Geiſtlichen. In der Unterkunft wird nur unterſchieden zwiſchen ſchweren chirurgiſchen und allen anderen leichteren Fällen, ſowie dem Offizierszimmer. Die Koſt zerfällt in 4 Klaſſen. Koſt 1: Frühſtück Kaffee; Vormittagszwiſchenverpflegung jeden zweiten Tag Schinken mit Butter; Mittageſſen Suppe, Fleiſch (Rind, Kalb oder Schwein), Ge-

müſe und Kartoffeln; Veſper Kaffee; Abendeſſen Suppe oder Kaffee mit Nudeln oder Würſte, Preſſack, Hering mit Kartoffeln oder Mehlſpeiſe; alle diejenigen, deren Zuſtand ſo kräftige und reichliche Koſt erträgt, bekommen dazu täglich zweimal einen halben Liter Bier oder ein Glas Wein, ſowie einen Laib Schwarzbrot, eine große Semmel und einen Wecken Weißbrot. Koſt 2: Morgens Kaffee; jeden Tag Vormittagsverpflegung; mittags abwechſelnd Mehlſpeiſe oder weißes Fleiſch; Veſper Kaffee; abends weißes Fleiſch oder Mehlſpeiſe, dazu Brot und Getränke wie oben; wird denjenigen verabreicht, deren Allgemeinzuſtand oder Magen es erfordert. Die Offiziere erhalten ebenfalls ihre Koſt nach ihrem Geſundheitszuſtand, ich ſah gebratene Tauben und der im Lazarett A befindliche Major der Infanterie F. ſagte mir: on mange de trop. Koſt 3 iſt für Schwerkranke, Koſt 4 für beſondere Fälle auf höheren Befehl. Im allgemeinen ſind die franzöſiſchen Verwundeten hellauf. Sie empfinden große Freude an einem „franzöſiſchen" Beſuch und ſind für Leſeſtoff und andere kleine Aufmerkſamkeiten ſehr empfänglich. Sie dürfen Briefe ſchreiben und empfangen, leſen, rauchen, ſpielen und ſind innerhalb der auch für die Deutſchen geltenden Kriegsvorſchriften ſo frei wie in jedem anderen gutgeleiteten Krankenhaus. Meiſt ſind es Landwirte, Cultivateurs, der Infanterie und den Chaſſeurs des Alpes angehörig. Viele hatten Angſt, nach Deutſchland zu kommen, ſelbſt ein katholiſcher Prieſter geſtand, daß man ihnen von einer Gefangenſchaft in Deutſchland die ungemütlichſten Bilder ausgemalt habe. Manche erfuhren den Ausbruch des Krieges erſt, als ſie den Feind gegenüber hatten. Einzelne ſcheinen in der guten Behandlung noch zu träumen, ſo ſehr groß war ihre Furcht,

Der Deutſche Kaiſer,
wie ich ihn in Berlin ſah

lebend in deutſche Hände zu geraten. Nous ne pouvions le croire! Sie loben alles, auch die Koſt. Einmal ſtund eine mächtige Schüſſel Sauerkraut bei duftendem Schweinefleiſch auf dem Tiſch. Ich erkundigte mich, wie es ſchmecke und ob ſie ſich mit der Choucroute ebenſo befreundet hätten wie mit der Behandlung durch die Choucroutiers. Pas encore, war die Antwort, aber die Schüſſel leerte ſich doch. Nach dem Eſſen hat jeder Soldat ſein Gedeck und Beſteck zu reinigen, ehe die Eßgeräte in die Spülküche gelangen. Beim Verlaſſen der Räume erhielt ich auf meine ausdrückliche Frage, ob ich draußen ſagen dürfe, daß ſie alle zufrieden ſeien, die einſtimmige und friſche Antwort: oui, beaucoup; oui, très contents. Nur der Herr Major, dem ein Bein abgenommen werden mußte, der alles andere lobt, als die Tatſache, daß er überhaupt als kampfunfähig ſich langweilt, möchte heim. An die Front kann er nicht mehr, zu Hauſe könnte er ebenfalls gepflegt werden und hier nütze er auch nichts, meint er. Doch, der Arzt kennt die deutſchen Abſichten: zunächſt erhält der Herr ein Hilfsbein, dann ein regelrechtes künſtliches, nachher kommt er ins Offiziersgeneſungsheim zu deutſchen Kameraden und dann — iſt hoffentlich der Krieg ſo weit, daß er nach Hauſe kann.

So behandelt Deutſchland ſeine verwundeten Gegner, ſo urteilen dieſe. Andere Ausſtreuungen wären, ſoweit meine Beobachtungen reichen, unwahr.

Der Geist macht's

München, Mitte November 1914.

Der Geist macht's! Vor dem deutschen Geiste, der jetzt an der Arbeit ist, stehen wir bewundernd da. Zweiundzwanzig Jahre sind es her, seit ich zum ersten Male „Deutschland, Deutschland über Alles" singen hörte. In einer sächsischen Großstadt, an Bismarcks Geburtstag. Aus Tausenden von Begeisterten erscholl der machtvolle Sang. Es war nicht meiner Heimat Lied, aber ich fühlte das Große dieser hinreißenden Massenkundgebung, so daß ich schließlich mitsang. Nie kann ich es vergessen.

Andere Leute haben auch Patriotismus und wir ehren die Vaterlandsliebe wo wir sie finden. Schweizer Heimweh ist mehr als Sehnsucht nach der Scholle, des Italieners Streben nach der Italia Grande ist Heimatliebe und die nationale Arbeit eines Touring Club Français mit 150000 Anhängern weit Höheres als Geschäft. Es wäre falsch, zu glauben, daß Deutschland allein Wiege und Hort von Vaterlandsliebe sei. Belgien schon beweist es. Vielleicht ist jene da am stärksten entwickelt, wo die Lebensbedingungen der Natur abzuringen am schwersten fällt: im Gebirge. Sagt uns das

nicht allein ſchon das Zwiegeſpräch des Alplers mit der Bergwelt, des Jauchzers mit dem Echo?

Ich war in dieſen Tagen des Weltkrieges nicht draußen bei den Andern, und kann über Äußerungen der Vaterlandsliebe in Oſt und Weſt, bei der Farbenſkala der gegen Deutſchland Kämpfenden nicht urteilen. Eines aber weiß ich: Seit Habsburg dem Serben gedroht, gibt es nur Einen Geiſt im deutſchen Volke: „Deutſchland, Deutſchland über Alles!“

Das deutſche Heer demoraliſiert vom Meer bis zum Schweizerjura!! Frankreich ſagte es und die franzöſiſche Welt glaubte es. Mit ihr die Zugewandten. Trotz Wacht am Rhein und Teutonen-Hurra. Wie ſtaunten die Türken, die von der neuen Reſidenz Bordeaux auf neutralen Boden kamen. Wie fielen ſie aus den Wolken im Bereiche der Wahrheit. Das demoraliſierte Deutſchland ſtürmt die feuerſpeienden Feindesſchanzen mit „Deutſchland, Deutſchland über Alles.“

Jedes Volk hat ſeine „Wacht am Rhein“ in irgend einer Form und „Banſai“ mag nicht viel zahmer gellen als deutſches Hurragebrüll. Doch nicht jenes und nicht dieſes äußern ſo gewaltig Deutſchlands Geiſt. Die Poeſie von Jericho iſt zur Tat geworden. „Deutſchland, Deutſchland über Alles, über Alles in der Welt“ iſt Liebe, Wille, Kraft und Geiſt des geſamten deutſchen Volkes, eine Strömung ſondergleichen, die alles mitreißt, unwiderſtehlich, zu dem einen Ziele: Sieg! Mit dem Hut in der Hand ſtehen wir dabei und fühlen den Zug der Zeit. Jericho fällt durch Poſaunen.

Man muß ſeit den kritiſchen Julitagen Zeuge der Ereigniſſe geweſen ſein, um erfaſſen zu können, was in dieſem deutſchen Lied, in dieſem deutſchen Wollen ſteckt. Jeder kann es ſehen, er braucht nur zu kommen und die

Tatsachen wahrzunehmen. Ich will hier nicht reden von den Milliarden, die sich für den Krieg fanden, von der selbstverständlichen Tätigkeit im Roten Kreuz und den Liebesgaben der Großen, sondern von dem Geiste, der alle Parteien einigte, von dem freiwilligen Frontdienst, von der Liebestätigkeit der Ärmsten und von der Disziplin des ganzen Volkes im Hinblick auf den Endzweck. Es gibt wohl wenige, die nicht in irgend einer Weise mithelfen, und wäre es auch nur mit guten Worten, in stillem Ertragen harten Schicksals. Es läuft ein Strom der Liebe und Dankbarkeit vom Binnenland des Krieges an die Fronten und zurück, der Wunder wirkt. „Die draußen", das sind die, an die man fortwährend denkt, für die man unentwegt sorgt, auf die alles Sinnen und Handeln weit voraus eingestellt wird. Im Sommer hat man begonnen, für den Winter zu häkeln, stricken und schneidern. Man denkt an Hunger und Durst und an die tausend Kleinigkeiten, die so große Freude und Hilfe bereiten können. Und wie „die draußen" es danken, die den Dank nicht mit Blut erstattet, das sagen die Feldpostbriefe, erzählen die Verwundeten. Und das Sorgen und Schaffen nimmt kein Ende. Was sind einzelne Beispiele gegen die großen Taten! Oder soll ich Sie zum Biermädel und in das Kämmerlein der stellenlosen Arbeiterin führen, wo Handschuhe, Pulswärmer, Schneehauben, Joppen, Strümpfe, Kniewärmer gestrickt werden, vor Liebe so dick, wie sie noch kein Sportsmann sah; oder an die Plakatsäulen mit ihren täglich wechselnden Aufrufen zu Hilfe und Wohltun; oder in die Sammelstellen für Liebesgaben, auf die Post, zu den Liebesgabenzügen? Genügt es nicht, zu sagen, daß es von Herz zu Herz in ununterbrochenem drahtlosem Verkehr klingt: „Deutschland, Deutschland über Alles" und daß dieser Geist fort-

während neue Betätigungsmöglichkeiten zum Wohle „derer draußen“ erfindet, die kaum erdacht, auch ſchon Geſtalt annehmen?

Millionen von Männern ſtehen noch im Lande, bereit, ungeduldig, an die Front zu kommen. Alle vom gleichen Fühlen beſeelt. Kann ein ſolches Volk untergehen? — Nicht ſolange der heutige Geiſt weht, niemals ſolange die heutige Bedeutung zukommt dem Volks- und Schlachtenlied „Deutſchland, Deutſchland über Alles“.

Drill

München, 28. November 1914.

„Wenn Sie ein kriegsstarkes Bataillon an der Arbeit sehen wollen, Herr Major, bietet sich Ihnen hierzu noch heute gute Gelegenheit in der Gegend von Riem-Dornach-Johanniskirchen-Englschalking. Nach der Übung Einmarsch in München mit Regimentsmusik vom Ostbahnhof her", telephonierte mir ein Freund gestern nachmittag. Ob ich mir das zweimal sagen ließ? „Kommst Du mit, Frauchen?" „Ja, gern!" „Also los!"

Das Umkleiden in Touristen geht bei uns rasch. Die Elektrische bringt uns in einer Stunde nach dem Ostbahnhof, was wir um so dankbarer anerkennen, als wir gerade noch einen Zug nach Riem erwischen. Um 5 Uhr sind wir hier. Was jetzt? Von Militär keine Spur auf der weiten Ebene. Der Herr Bahnhofvorstand gibt uns die Richtung an, in welcher um 3 Uhr Offiziere ritten. Diese nehmen auch wir und kommen so auf die Straße Riem-Dornach. Da — Schüsse aus Gegend Englschalking. Sollen wir uns nach Westen wenden? Da sind lauter Äcker mit Schneebelag, dahinter das große Moos, es

dunkelt und wir haben noch keinen anderen Anhaltspunkt als die wenigen Töne der vorigen Schießerei, die von weit abgesprengten Patrouillen herrühren kann. Wo könnten die Hauptkräfte sein? Wohl sicher in Bereitschaft in einem der Wäldchen oder durch ein Dorf gedeckt bis zur Nacht. Links oder rechts? Jetzt heißt's Glück haben in der Wahl des nächsten Zieles.

Wir steuern auf Dornach zu, wir kommen ins Dorf; kein Laut, keine Bewegung, welche die Anwesenheit von Truppen verrieten. Nun dann, weiter! Horch — ein Pferd —, geführt von einem Soldaten. „Bitte, wo ist der Bataillonskommandeur?" „Dort am anderen Ausgang steht die ganze Truppe, dies ist das Pferd des Herrn Majors, er wird nicht weit vom Bataillon sein." Das nenn' ich Glück, aber ist es möglich, daß hier ein ganzes Bataillon steht, ohne daß wir bis jetzt auch nur das leiseste Anzeichen dafür wahrnehmen gekonnt?

Ein Oberleutnant gibt mir in Abwesenheit des Bataillonskommandeurs kameradschaftlich zuvorkommend Auskunft, übernimmt es, mich dem Herrn Major zu melden und gestattet uns, der Übung zu folgen, deren Anlage ist: „Weiß" von Nordwesten anmarschiert in und um München mit vorgeschobenen Kräften am rechten Isarufer, Gegend Ismaning-Föhring. „Blau" im Angriff auf diese Stellungen zum Entsatz der blauen Festung Schleißheim. Bataillon H... am äußersten linken Flügel hat Meldung, daß Johanniskirchen vom Gegner besetzt und befestigt ist; Kommandeur beschließt, in der Nacht anzugreifen.

Das Bataillon des Angreifers besteht aus über 2000 Rekruten und jungen Ersatzreservisten. Das gleiche Material hat der Verteidiger, etwa 500 Mann stark. Was zuerst und angenehm auffällt, ist die Ruhe. Für den

Angriff ſind bezügliche Befehle erteilt, aber ſchon in der Beſammlung herrſcht durchaus Stille. Einzelne Leute ſind ausgetreten und vergnügen ſich in turneriſchem Spiel, markieren Kavallerie, indem ſie einander auf die Schultern laden und herumhüpfen, alles ohne einen Laut. Ein Zeichen von der vorderen Kompagnie, blitzſchnell iſt jeder an ſeinem Platz, die Abteilungen ſetzen ſich in Bewegung — was für eine Bewegung — und bilden eine Marſchkolonne, im Laufſchritt aufſchließend, wo ſich Abſtände zeigen wollen. Schon dieſes Antreten und Aufſchließen zum Vormarſch ohne einen Kommandoruf, ſo ganz automatiſch, ſo lebhaft und zügig, hat mein Soldatenherz erfreut. Die Schneid fuhr auch in unſere Beine und wir hielten wacker Schritt querfeldein, durch holperiges Ackerland und gefrorenen Sumpfboden. Zahlreiche Waſſergräben mußten überſprungen werden, in Windungen ging's über die ganz breiten, von Brücklein zu Brücklein. Der Mond ſpendete diskret bis an den Rand der Nebelſchicht ſein Leuchten, genügend zu raſchem Vordringen, zu wenig, um auf große Entfernung den Angreifer zu verraten. Noch immer herrſchte in den Reihen abſolute Enthaltſamkeit im Sprechen. Meine Frau teilte ab und zu Wybertchen aus, nur ſtumm wurde ihr gedankt; hier und da ſtolperte einer, die nächſten Kameraden lachten, lautlos. Man bekam auf der ganzen Strecke bis vor die feindliche Stellung nichts zu hören als das Brechen der oberen Schneekruſte, das der Gegner in der windſtillen Nacht vielleicht nach und nach „ſpürte". Ich muß dieſes Beiſpiel von Zucht der jungen Truppe hier hervorheben, weil es eine jener hochbedeutenden Kleinigkeiten iſt, deren Summe den großen Erfolg deutſcher Kriegführung ausmacht. Ich habe hier wiederum einen handgreiflichen Beweis von dem vielerorts

Auf dem Wege ins Gefangenenlager

Schwere Zeiten im Pressequartier

Über den Berg feuerndes Feldgeſchütz

Mujos bringen Kochkiſten zur Stellung auf dem Kamm

ſo verdammten „Drill“ erhalten, der einfach Sieg bedeutet. Und das viele hundert Kilometer hinter den Fronten, im tiefen Frieden Münchens, bei bayeriſchen Kriegsſäuglingen. Einen Beweis von dem Drill, der dieſe Jünglinge ſo raſch zu Männern, zu brauchbaren Soldaten macht. Deutſcher Drill hat eben zwei Seiten, eine geiſtige und eine techniſche. In die Augen ſpringen nur Paradeſchritt und Gewehrgriff, die unſererſeits leider viel verhöhnten. Tiefer, im Manne drin, ſteckt das Ergebnis des moraliſchen Drills, ohne den das techniſche nicht beſtünde. Dieſes geiſtige Gut des deutſchen Volkes (des deutſchen Heeres wäre zu wenig geſagt) iſt Jahrhunderte alt. Ihm dankt die Armee alles, Paradeſchritt, Gewehrgriff, Treffſicherheit, Schlagkraft, Sieg und die unerſchöpflich ſcheinende Quelle von Erſatztruppen, junges Blut, das in wenigen Monaten mehr lernt, als der Gegner kann und ſich draußen als Helden ſchlägt. Nur ein Volk mit dieſem moraliſchen Drill, der durch Herz und Kopf eines ſolchen Kadres hindurch in Seele und Körper der Rekruten gelangt iſt, vermag die Errungenſchaften der Technik im Felde richtig auszunützen.

An geeigneten Orten wurden die Kompagnien auseinandergezogen und auf die Stellung geleitet, in vorausbeſtimmter Reihenfolge und auf abgemachtes Zeichen. Wir rückten mit der Mitte vor und gerieten bald in den Schein gegneriſcher Beleuchtung in Form von durch vorgeſchobene Poſten angezündeten Strohhaufen und von Leuchtraketen, welch Letztere das Schneefeld oft in weitem Umkreis hell machten. Aber wenn der Mond den Angreifer nicht verriet, die künſtliche Beleuchtung vermochte es nicht eher als ganz in der Nähe der Verteidigungslinie. Kaum war eine Leuchtkugel aufgefahren, lag auch ſchon das ganze Bataillon platt am Boden

oder auf den Knien und auch wir benahmen uns den Umständen entsprechend, und meine Gefährtin gehörte bald zu den Flinksten in dieser feldmäßigen Übung, was von den Soldaten wohlwollend bemerkt wurde. Beim Ansetzen der Kompagnien hatte der Bataillonskommandant den Befehl erteilt, durch die Stellung hindurch zu drücken und sich durch nichts aufhalten zu lassen. Verabredetes Zeichen, Sturm, energisches Feuer beim Gegner, auch unerwartet aus der Flanke, Hurrageschrei der von den Schiedsrichtern in die Stellung vorgelassenen Abteilungen, Signal „Das Ganze halt", dann „Offiziere heraus", Abmarsch der Truppe zur Sammlung in Englschalking, Vortrag der beiden Kommandanten Weiß und Blau, Kritik durch einen Herrn General, damit war der erste Teil des Abends erledigt.

Unter fröhlichem Gesang ging's von Englschalking, wo das Bataillon sich wieder in Marschkolonne vereinigt hatte, München zu. Von Bogenhausen an bis zur Luisenschule durch die Maximilianstraße, über den Odeonsplatz, durch die Briennerstraße und die Propyläen nahm immer mehr Volk an dem Einzug der jungen Krieger teil. Oberhalb des Maximilianeums trat die Regimentsmusik an die Spitze des Bataillons und neues Leben kam in die Kolonne, ergriff die Vorübergehenden, drang in die Häuser und Paläste, leerte die Wirtshäuser, bevölkerte Fenster und Balkone, füllte die Plätze, stellte Trams, Pferde, Autos, zauberte das Ewigweibliche heran, öffnete Herz und Hand. „Jessas, na, dö armen Bua'm", klagte ein Mütterchen in Bogenhausen, Heilrufe ertönten auf der Isarbrücke, ein Kocherl stürzte auf seinen plötzlich entdeckten Schatz am Maxmonument zu, ein stattlicher Herr trocknete die Augen beim Eingang der Maximiliansstraße, die weiblichen Gäste der Vier Jahres-

zeiten erglühten an den Kristallfenstern der feinen Gesellschaftsräume, aus den Tabakläden sprangen Mädchen mit Zigaretten heraus und verteilten sie an die Sänger in Königs Rock, Hunderte von Taschentüchern winkten die Fassaden entlang, Dutzende von in der Eile herbeigerafften Gaben, ganze Pakete flogen herab, auf einmal ein Hurrageschrei, beim Hoftheater gestaltete sich der Einmarsch der Jungens zu einem wahren Triumphzug. Deutschland ist eins mit seinem Heer, Volk und Armee sind dasselbe! Kräftig tönt das Spiel durch die Straßen, Tambouren und die große Kiste schlagen mächtig den Takt, brausend schallen die Lieder. In der äußeren Briennerstraße gibt es Zeichen von oben. Der Gesang verstummt, die Gewehre werden gleichmäßig geschultert, Schritt genommen. Ernst kommt in die Haltung. Immer deutlicher ertönt die Musik, das Spiel steht, auf dem Königsplatz, gegenüber Bataillonsführer und Adjutant, das Bataillon defiliert. Kein Paradeschritt, nicht die tadellose Richtung der ausgedienten Aktiven, der technische Drill ist noch nicht so weit, aber flottes Ausgreifen, erhobene Köpfe, frische Augen und ein Leuchten in den Gesichtern von gutem Gewissen und Vertrauen, der innere Drill ist fertig. Befriedigt schaut der Bataillonskommandant vom Roß herab auf sein schönes Bataillon, auf das vorüberziehende Werk, an dessen Gelingen er so starken Anteil hat. Sein Gesicht verrät, was er denkt: Die darf ich ziehen lassen. — Wahrhaftig, die darf man ziehen lassen, sie werden ihren Lehrern und sich selbst Ehre einlegen. — Ihnen ebenbürtig stehen noch Hunderttausende im Lande.

Durch das griechische Tor sind sie abgezogen und verhallt, Musik, Soldaten, Führer. Das ganze militäri-

ſche Bild zu Ende, aufgelöſt in der Sternennacht. Wir gehen einige Schritte nur, was iſt das, haben wir Blei in den Füßen? Ich ſehe nach der Uhr. Fünf Stunden ſind wir mitgegangen, neben und in der Kolonne, im Gefecht, mit den Sängern und durch die Menge zur Parade, immer Schritt haltend. Jetzt, allein, will es nimmer weiter.

Beiden träumte von Sang und Trompeten, von Hurrarufen und Sturmgebrüll, von jungem, rotem Blut, von großen Taten einer neuen Zeit, ſo hat uns das Erlebnis ans Herz gegriffen, das Jugendfeuer und die Mannszucht und das Vertrauen und die Begeiſterung — der Drill eines großen Volkes.

Um des Guten willen

München, 20. Dezember 1914.

Vor allem möchte ich dem falschen Schein vorbeugen, mich in deutsche Angelegenheiten mischen zu wollen. Die Sache, die mir heute am Herzen liegt, ist mehr als deutsch, sie ist eine solche der Menschheit. Weihnachten ist vor der Türe. Überwältigend ist das Liebeswerk, das Deutschland für seine Kämpfer vollbracht hat. Wir können die Gefühle der Freude und des Dankes nur ahnen, die am Christtage den Schützengräben, Lagern, Lazaretten entsteigen und in alle Winkel des Landes gesendet werden. Welch ein großer Tag muß diese Weihnacht jedem Deutschen werden!

Aber in diesem opferwilligen, tatenreichen Deutschland liegen Hunderttausende, die auch ein Herz im Leibe haben und — keine Weihnacht bekommen sollen; Leute, die im Kampfe für ihre Heimat geblutet haben und solche, denen es nicht einmal mehr vergönnt ist, sich für sie zu schlagen. Wie viel elender sind diese daran, als die vordersten Linien, falls kein Strahl des Lichts göttlicher Menschenliebe in ihre Gefangenschaft fällt.

Schon höre ich edles Streiten. Hie Deutſchtum, hie Menſchtum! Und der Menſch im Deutſchen begründet ſeinen Willen zu größerer Tat, als der an ſeinen Stammesbrüdern ſchon getanen: zu Liebe gegen den Feind. Da möchte ich, Zeuge deutſcher Großtaten, ihm zurufen, dem noch zögernden Deutſchen: Tu's, ſetze Deinem Werke die Krone auf, ehre Dein Volk durch die edelſte Tat, Liebe am Feind; nicht um Ruhmes, nein, lediglich um des Guten willen, — an Weihnachten 1914!

Deutſchland Anfang 1915

Berlin, 22. Februar 1915.

Bevor ich an die Front fahre, ſei mir ein Blick auf eine lange Linie in der Mitte zwiſchen den Kampfgebieten, ein Stimmungsbild aus dem Deutſchland hinter den Fronten zu entwerfen geſtattet. Ich habe mich bemüht, Material für dasſelbe auf verſchiedenen Plätzen und bei Vertretern der verſchiedenſten Geſellſchaftsſchichten zu ſammeln.

Über die immer noch viel beſprochenen Anſchuldigungen und Verteidigungen ſowie Gegenanklagen betreffend Greuel, Verwundeten- und Gefangenenbehandlung will ich mich hier nicht nochmals eingehender äußern. Streitende ſind nie ſchön und der Krieg iſt rauh. Sicher iſt, wie ich ſchon andernorts längſt betont habe, daß die Deutſchen die verwundeten und andere Kriegsgefangene gut behandeln. Zu Weihnachten haben, wie es ſcheint, die Japaner hierin noch mehr getan, was man ſich merken wird. Einen beachtenswerten Kulturſchritt tat das Bayeriſche Kultusminiſterium, indem es den Kindern

durch die Schulbücher Liebe ſtatt Haß einpflanzen will, ein hoch zu ſchätzender Entſchluß, wie alles, was auf Veredlung des Gemüts, beſonders bei der Jugend hinzielt.

Wirtſchaftlich ſteht Deutſchland über Erwarten ſtark da. Wieder ſind der Reichsbank viele Millionen in Gold zugefloſſen, und die Regierung kann ohne Bangen noch mehr als einmal Miliardenanleihen auflegen, ſie werden auch künftig die beſte Aufnahme finden. Übergriffe wirtſchaftlicher Natur wie Zurückhalten notwendiger Konſumartikel, Überforderungen, Lieferung minderwertiger Ware werden wie Verbrechen gebrandmarkt, und die Zeitungen und Inſeratenvermittler ſind gehalten, die Aufgeber aller Chiffre-Anzeigen, Kriegsbedarfsartikel betreffend, den Militärbehörden periodiſch bekannt zu geben. Heute begann die erſte „Brotwoche“, auch ich erhielt im Hotel meinen Tages-Ausweis, von dem mir der Kellner beim Frühſtück zwei Quadrate für je 25 Gramm und derjenige im Reſtaurant in einer andern Stadtgegend beim Mittageſſen ein gleiches abtrennte. Verhungern werde ich nicht, denn ich darf heute 250 Gramm Weißbrot, Schwarzbrot oder Zwieback eſſen, alſo beiſpielsweiſe 10 Brötchen. Nirgends, auch im Bäckerladen nicht, habe ich die leiſeſte abfällige Bemerkung gehört, wie denn überhaupt auch in dieſen Dingen die Disziplin des Volkes muſtergültig iſt. Ich glaube, ſie hat in nichts nachgelaſſen. Das Großartigſte dabei iſt nicht die Disziplin an ſich, ſondern ihre abſolute Selbſtverſtändlichkeit. Es klappt einfach in Deutſchland. Der Kaiſer, die Regierung drückt auf den Knopf und 70 Millionen reagieren unbedingt in gewolltem Sinne. Dieſer Geiſt iſt die wahre Kraftquelle Deutſchlands, der Reſt iſt notwendige Folgeerſcheinung. Ihr entſpringt auch die

Limanowa — Links das Birkenwäldchen

Limanowa — Weg der äußersten österreichischen Umfassung von rechts

Auf der Rückzugsſtrecke in Polen

Am wiederholt geſprengten Viribus unitis-Tunnel

unerſchütterliche Zuverſicht der Führer und Geführten. Vom Süden bis hierher habe ich nichts anderes gehört bei hoch und niedrig als: Wir ſiegen! — Deutſchland iſt ruhig. „Alles normal“, ſagte der Bahnhofinſpektor einer großen Zwiſchenſtation, ohne Überhebung, aber auch ohne Zweifel. In der Tat, auf der zwölfſtündigen Fahrt von der Hauptſtadt Bayerns zu derjenigen Preußens liegt alles da wie ſonſt. Und ſtände nicht an Brücken und Übergängen, Tunneln und anderen wichtigen Punkten der oft nicht einmal uniformierte Bahnwächter mit dem Gewehr unterm Arm gelangweilt herum, ich wüßte nichts, das hier im Herzen des Landes an Krieg mahnte. Meine Gedanken flogen von Belgien nach Oſtpreußen mit ſeinen Schreckensbildern und erholten ſich wiederum an einer armen Hütte, am Bauer auf dem Feld, an der Windmühle im Sonnenſchein. Ob dieſe lief oder ſtillſtund, ſie war da, unverſehrt, ein Zeuge tiefſten Friedens. Und ich dachte an unſer kleines Land, wie es iſt und wie es ſein könnte!

Mit dieſer Zuverſicht paart ſich eine einhellige Verehrung des Kaiſers. „Viele von uns haben ihn arg verkannt“, ſagte mir ein einfacher Mann, „jetzt wiſſen wir, was wir an ihm haben.“ Samstags im Tiergarten eilte ein kaum dreijähriges Mädchen leuchtenden Auges auf mich zu und rief: „Ich habe den Kaiſer geſehen, er iſt gerade auf mich zugekommen.“ So ſchauen ſie jetzt alle auf ihn, die Kleinen und die Großen, ſie ſind zufrieden mit ihm und er darf es mit ihnen ſein. Auch ich wünſchte, den Kaiſer zu ſehen. Ich vermutete, er werde zur Kirche gehen. Auf gut Glück wanderte ich zum Dom. Ein Polizeioffizier gab mir nicht nur Auskunft, ſondern wies mir auch einen Platz am Eingang an, und ſo konnte ich den Kaiſer aus nächſter Nähe genau

betrachten. In den letzten Jahren sah ich ihn dreimal. Seine heitere Stimmung und sein frisches Aussehen in der Schweiz ist vielen von uns in bester Erinnerung. Beim Begräbnis des Prinzregenten von Bayern 1913 sah ich ihn ernst und betrübt, das gerade Gegenteil vom Manövertag in Kirchberg. Gestern erschien er in Feldgrau, ohne jeden Prunk, den Helm tief in die Stirne, den Mantelkragen bis zum Kinn reichend, so daß vom Kopf weniger als sonst frei war. Ja, der Kaiser ist älter geworden, um zweiundeinhalb Jahre seit unseren „Kaiser"-Manövern und in diesem Alter zählen die Jahre. Er bot ein Bild feierlichen Ernstes, seiner Verantwortungslast entsprechend, aber ohne Kummer. Rasch war er dem Auto entstiegen, hochaufgerichtet und festen Schrittes geleitete er die Kaiserin zum Eingang. Die Worte des Hofpredigers Doehring luden zum Opferbringen, Kreuztragen und Durchhalten ein und gipfelten in dem mit energischer Bewegung ausgestoßenen Ruf: „Wir werden siegen." Das niederländische Danklied „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten" aus vieltausendfachem Munde klang mächtig, die suggestive Wirkung des, wie ich nachher erfuhr, vom Kaiser aus Anlaß der Befreiung Ostpreußens angeordneten Dankgottesdienstes (Lic. Doehring ist Ostpreuße und wandte sich wiederholt ergreifend an seine „lieben Landsleute") war bezwingend.

Immer wieder werde ich gefragt, wie die Stimmung in der Schweiz sei, und ich bin glücklich, sagen zu können, sie wird immer schweizerischer. Darüber freut man sich. Ernsteste Leute verlangen nicht einmal Sympathie, sondern lediglich Wahrheit. Ich habe meinerseits hören wollen, wie man über uns denkt und spricht; dies umso mehr, als nicht die ganze deutsche Presse das Verant-

wortlichkeitsgefühl der Verantwortlichen im Staate teilt oder sich dasselbe nicht immer genügend vergegenwärtigt. Jüngst noch mußte ich für die Unbestechlichkeit der Schweizerpresse (angegriffen war die westschweizerische) eine Lanze brechen, und ich habe hier in Berlin gerne festgestellt, daß bei allen Vorwürfen, die gegen einzelne Organe der Westschweiz aufrecht erhalten werden, derjenige „bezahlter Arbeit" seitens des Chefredaktors einer der führenden Zeitungen sowie seitens eines andern an der Spitze der deutschen Presse stehenden Herrn nicht erhoben wird. In allen Fällen wurde mit Worten vorbehaltloser Hochschätzung der Art gedacht, wie unser hoher Bundesrat die Neutralität verlangt und handhabt.

Heute Nachmittag gaben alle großen Zeitungen Sonderblätter heraus mit der um ½12 Uhr eingetroffenen Nachricht von der Erhöhung der Erfolgliste in Ostpreußen. 100 000 Russen gefangen! scholl es Unter den Linden. Die höchsten Stöße dieser Extrablätter verschwanden im Nu, halbdutzendweise sah ich sie kaufen. In den letzten Tagen haben sich ja die deutschen Erfolge auf verschiedenen Punkten rasch gehäuft. Neue Flaggen werden gehißt, und im Gehen hört man vor sich hin reden: „Wir werden's schon schaffen." Die augenblickliche Stimmung der Zuversicht in den Waffenerfolg auf deutscher Seite könnte man nur kinematographisch malen — es gäbe einen Himmel voller deutsch-österreichischer Prügel, die im Begriffe sind, herniederzufallen, überall und nach allen Richtungen. Ich könnte dazu ein Bild deutschen Kriegergeistes stellen auf Grund eines meiner jüngsten Erlebnisse auf diesem Gebiete: In einem süddeutschen Lazarett fünf Invalide. Voraus im Paradeschritt Einer mit gesunden Beinen, einen

Militärmarſch auf der Mundharmonika ſpielend. Hinter ihnen her auf zwei Gliedern vier Leute mit je nur noch einem Bein, ebenfalls im Schulſchritt, abwechſelnd Bein und Krücken niederklopfend, daß es nur ſo kracht. So marſchierten die Unverwüſtlichen mehrmals um den ganzen großen Garten herum. Ich meine, das ſagt genug.

Im Kriegspresse-Quartier

Auch ich habe Front verändert. Anstatt aus dem Westen werde ich zunächst von den Karpathen berichten, in denen sich gegenwärtig große Kämpfe abspielen, die vielleicht die bedeutendsten der Geschichte bezüglich Winter-Gebirgskrieg darstellen werden und deshalb für uns von besonderem Interesse sind.

Berlin-Breslau-Oderberg. Erst an dieser ersten österreichischen Bahn- und Zollstation beginnt das militärische Leben. Den ganzen Tag über bewegen sich hier Militärzüge. Deutsch, polnisch und ungarisch schwirren durcheinander, und wir erkennen sofort, daß wir mit unseren westeuropäischen Sprachkenntnissen in manchem Fall am Berg stehen werden. Die Züge, die während meines mehrstündigen Aufenthalts hier halten, führen lauter junge Leute, so eine Kompagnie Jäger aus Ober-Österreich von sehr gutem Aussehen. Sie fahren in Güterwagen, die sie mit Bänken und Tischen, Gestellen und Strohlagern recht wohnlich eingerichtet haben. Auf einem Brückenwagen dampft eine Feldküche, die Soldaten holen sich gruppenweise heißen schwarzen

Kaffee und ein großes Stück Wurſt. Die Burſchen ſind auffallend ruhig, grüßen Vorgeſetzte ſtramm und bezeugen jene Nonchalance wie ſie an den öſterreichiſchen Landesſchützen Tirols ſo angenehm bemerkt wird. Jetzt ertönt die „Wacht am Rhein", ein Zug mit jungen Deutſchen, wie ich höre, mit dem gleichen Ziel wie die vorigen. ——— Ein öſterreichiſcher und ein deutſcher Hauptmann treten auf mich zu, der öſterreichiſche Offizier fordert mich auf, mich zu legitimieren während ich am Schreiben bin. Auf meine Frage, mit wem ich die Ehre habe, ſtellt er ſich als Hauptmann . . . Kommandant des Bahnüberwachungsdienſtes vor, worauf ich meine Papiere vorlege und ihm mein Manuſkript zur Einſicht gebe. Allem Anſchein nach hatte eine ſehr unſchuldige Frage, die ich an den Kellner ſtellte, mich verdächtig gemacht. Papiere und Manuſkripte befriedigten, und in liebenswürdiger Weiſe verabſchiedeten ſich die Herren von mir.

Dies war mein erſtes Erlebnis als Kriegsberichterſtatter auf k. u. k. öſterreichiſchem Boden. Das Fragen wird ſchon wieder erlaubt ſein, wenn ich erſt im Quartier bin, dachte ich und ſtieg mit dieſem Troſt in den Zug nach Süden; in der Nacht kam ich im Kriegspreſſequartier an, wurde am Bahnhof von einem Militärfuhrwerk abgeholt und in meine Wohnung bei Privatleuten gebracht. Gleichen Abends durfte ich mich noch dem Platzkommandanten des Kriegspreſſequartiers, Herrn Major v. Sch., vorſtellen, der mich mit einigen Offizieren, Schriftſtellern, Malern und Berichterſtattern bekannt machte. Sogleich bekam ich den Eindruck, daß ich mich hier wohl fühlen werde, fand ich doch im erſten Augenblick ſchon die Beſtätigung für die bekannte Zuvorkommenheit öſterreichiſcher Offiziere. Als erſte Weiſung erhielt ich vom Herrn Platzkommandanten den Rat, mich in

Geduld zu üben. Und ich hatte erwartet, der nächste Morgen würde mich auf dem Duklapasse sehen! Acht Tage sind seit meiner Ankunft verstrichen, ich sitze noch im Pressequartier. Und die Herren Kollegen auch. Anfangs täglich einmal, später zweimal, nahm ich die Geduldspille ein. Sie schmeckt gar nicht gut, ist aber das einzig vernünftige Medikament in dieser Lage. Das erfreulichste daran ist, daß die Pille, wenn auch sehr langsam, so doch endlich wirkt, denn morgen komme ich hinaus, zunächst auf das Schlachtfeld von Limanowa, dann nach Krakau, von wo aus Abstecher zur Front gemacht werden. In die Karpathen zu kommen ist jetzt unmöglich, niemand von uns erhält dazu die Erlaubnis, bevor die Lage dort entschieden ist. Ich muß daher meinerseits die Leser der „Basler Nachrichten" bitten, ebenfalls die oben erwähnten Pillen einzunehmen, bis ich berichten kann über die kriegerischen Operationen um den Besitz des langen Gebirgskamms, an dem der russische Einfall in Ungarn immer und immer wieder scheitern mußte, trotz öfteren lokalen Siegen und ungeheurem Kräfteaufwand der Russen.

Der Kommandant des k. und k. Kriegspressequartiers hat seinen Sitz im österreichischen „Lhasa", d. h. am Standort des Armee-Oberkommandos. Wir selbst befinden uns etwa 80 km davon entfernt in einer kleinen ungarischen Stadt, umgeben von freundlichem Hügelland, reich an Burgen, Schlössern und Ruinen. In der Ferne sehen wir Tatraberge heraufragen und ahnen die Karpathen, deren höhere und wildere Teile weit im Osten liegen.

Montag und Donnerstag ist Markt. Der große saubere Platz, den Laubengänge wie in Bern umgeben, belebt sich dann mit den kleinen, gedrängten, starken

Bauernweibern, die die Erzeugnisse der Umgebung hier absetzen. Ein Ei kostet 10 Heller, ein Pfund Butter unter 2 Kronen, und derart sind die übrigen Artikel. Es sind dies für Ungarn hohe Preise, aber es gibt hier keine Teuerung und wird in dem reichen Lande auch keine geben. Jeden Abend ist Korso; in dem Gemisch von Deutschen, Juden, Polen, Slowenen, Ungarn usw. kommt kein Typ zum Durchbruch, wohl aber erhalten wir ein Bild von der Kompliziertheit österreichischer Verhältnisse.

Unser Quartier wird ganz selbständig verwaltet wie eine detachierte Kompagnie. Der Kommandant in „Lhasa" steht zwischen Armee-Oberkommando und unserem Platzkommandanten und vermittelt die Besuche bei den einzelnen Armee-Kommandi und Armeegruppen-Führern. Ihm ist ein kleiner Stab beigegeben. Unser Platzkommandant befehligt den ganzen Verwaltungsapparat, die als Gruppenführer zugeteilten Offiziere, und ist unser direkter Vorgesetzter als Vertreter unseres hohen Gastgebers. Das Pressequartier hat wie das Hauptquartier jeweilen nach der Kriegslage Standort gewechselt, es war in Dukla, Poprad, Altsandec und wurde dann hieher verlegt. Sein Train besteht für die ca. 150 Mann aus einer Anzahl Automobilen und vielen zweispännigen Landauern und Karren. Früher gingen die Gäste des Pressequartiers — Zeitungsschreiber, Maler, Photographen, Kinematographen, andere Künstler und Wissenschaftler — gemeinsam auf die taktisch erledigten Kriegsschauplätze und an die Front. Seit einiger Zeit sind Gruppen von fünf, sechs Mann gebildet worden, die auf die ganze Linie verteilt werden und natürlich viel beweglicher sind. Wer glauben sollte, daß hier im Konzentrationslager der Berichterstattung die

Mit der Feldbahn

Victor Dankl-Viadukt am polniſchen Semmering

An der vereiſten Nida

Unterirdiſche Küche

Fundgrube für raſche überſichtliche Meldungen ſei, täuſcht ſich gewaltig. Wir erhalten täglich abends ſpät die drei amtlichen Communiqués Öſterreichs, Deutſchlands und der Türkei. Wer etwas Beſonders zu erfahren wünſcht, fährt ab und zu nach der geheimen Stadt, wo der Herr General, deſſen Freundlichkeit in weiten Kreiſen der Armee berühmt iſt, ihm, ſoweit er es möglich machen kann, entgegenkommt. Im übrigen ſind wir ganz von der Preſſe abhängig, die, außer der nächſtliegenden, ſpäter in unſere Hände gelangt, als in diejenigen der Bewohner mitteleuropäiſcher Zentren. Die allgemeine Lage läßt ſich hier erſt überblicken, wenn die großen Blätter, die wir von den Vertretern derſelben erbeten haben, in unſerem Beſitze ſind, denn einen Leſeſaal, in welchem jeder ſein Blatt auflegen muß, gibt es nicht, und es ſcheint auch mancher ſein Wiſſen kollegialiſch für ſich zu behalten. Einen Tagesbericht ſchreiben zu wollen, wie ihn die „B. N.“ bringen, wäre hier ein ausſichtsloſes Beginnen. Das muß an einem Sachverſtändigentiſch gemacht werden, an welchem möglichſt viele Nachrichtenfäden zuſammenlaufen, und wo ließe ſich ein getreueres Bild entwerfen als im neutralen Land? Was von hier aus geſchehen kann, iſt eine Schilderung erledigter Kämpfe, ſind Beobachtungen an und hinter der Front und eine möglichſt unparteiiſche Beurteilung der Kampfesweiſe der Parteien. In einzelnen Gebieten Galiziens, die nicht weniger als ſiebenmal Beſitzer gewechſelt haben, dürfte es allerdings ſchwer fallen, die Taten ſtets auf das richtige Konto zu verbuchen. Photographien von den Ergebniſſen der erſten ruſſiſchen Einfälle ſind allerdings unumſtößliche Beweiſe für eine Kampfesart, die wir in unſerer Zeit nicht mehr erleben zu müſſen glaubten. Der Trieb, welcher dieſe Zerſtörungen und Vernichtungen verſchuldete, hat weder

mit den Gewaltakten der Eroberung noch mit den bekannten Strafgerichten etwas zu tun, sondern ist der Ausfluß der Raserei. Vorläufig finde ich für Verwüstungen wie sie im — vorwiegend jüdischen — Gymnasium in Czernowitz stattfanden, keine andere Erklärung als eine Zerstörungssucht roheſter Elemente, die mit dem Kriege nichts zu tun, sondern die günstige Gelegenheit, sich auszuleben, ergriffen hat.

Wer noch nichts von den Kriegsereignissen gesehen hat und keinen Stoff zum Verarbeiten besitzt, macht Besuche im Gefangenenlager, bei den Zigeunern; Ausflüge in die Umgebung oder nach dem Hauptquartier, wozu es einiger Formalitäten bedarf. Im Barackenlager, das für 1000 Epidemiekranke und 5000 Epidemieverdächtige gebaut ist, und in welchem sich rund 200 Russen befinden, die am Bau beschäftigt waren, ist auch eine Verbrennungsanstalt. Sobald bekannt wurde, daß hier ein Krematorium sein solle, meldete sich die Geistlichkeit und verkündete, daß es sich lediglich um die Vernichtung von infizierten Stoffen durch Feuer handle. Hoffentlich benutzt die Armeeoberleitung den Krieg, um auch in dieser hygienischen Frage ihr Machtwort zu sprechen und ihm rücksichtslose Befolgung zu verschaffen. Wo es sich irgendwie machen läßt, sollten die Leichen verbrannt anstatt vergraben werden, sowohl im Westen mit seinem konservierenden Lehmboden als im Osten mit seinem Schmutz, seinem Ungeziefer und seinem Fatalismus. Im übrigen wird kräftig gegen die drohenden Epidemien des Flecktyphus, der Pocken und der Cholera gearbeitet. Seit einigen Tagen haben sich zu den Hygienikern wieder die starken Verbündeten Frost und Neuschnee gesellt, welche man bereits vor der Märzsonne geflohen glaubte.

Im Kreiſe der Künſtler und Schriftſteller ſind auch Bühnentalente und Muſiker zu finden. Vor einigen Tagen veranſtalteten ſie unter Zuzug von Kräften aus den beiden Reſidenzſtädten einen wohltätigen Abend im Theater von „Lhaſa“, welchem auch der Thronfolger und der Armeeoberkommandierende beiwohnten. Soeben haben wir eine neue Kraft erhalten, die für einige Zeit den Brennpunkt des Intereſſes bildet, nicht nur hier, wo der amerikaniſche Polarjäger mit ſeinen verblüffenden Films von Eisbären-, Walroß-, Elch- und andern Jagden Staunen erregte, ſondern auch im Hauptquartier, zu welchem ſein Ruf gedrungen iſt und wo er übermorgen zeigen wird, wie er den Eisbären bis auf 3 m an ſich herankommen läßt, ehe er den Kinematographen mit der Büchſe vertauſcht. Kürzlich trat ich mit einem Schweizer Maler und dem Polarmenſchen anläßlich einer Ruinenforſchung zu einer deutſch-böhmiſchen Bauernfamilie in Beziehung, in welcher wir einer anheimelnden Reinheit der Geſinnung und Geſittung begegneten. Roſchenka, die freundliche Tochter und Hauptarbeitskraft des Hauſes erzählte: „Auch mein Bruder iſt im Krieg. Nach einigen Wochen erſchien er auf einen Tag. Wie erſchrak die Mutter, als ſie den ſo feſch ausgezogenen als Krüppel wiederſah. Sie ſchrie und weinte unabläſſig. Der Bruder ſagte: Maminka, du darfſt nicht weinen, du darfſt nicht! — Warum darf ich nicht? — Ich gehöre nicht mehr dir, ich habe dem Kaiſer geſchworen und gehöre nur noch ihm. — „Seitdem“, ſagt Roſchenka, „weinte die Mutter nie mehr. Der Bruder iſt bald geheilt und kehrt wieder zu ſeiner Truppe ins Feld zurück.“

Vom Geiſte der Tiroler, Ungarn, Kroaten wird hier in den höchſten Tönen geſungen. Auf die Leiſtungen der

Bukowinaer komme ich noch zurück. Der militärische Mitarbeiter einer großen deutschen Tageszeitung meint, es habe sich wieder gezeigt, wie hinderlich das Gebirge für den Verteidiger sei, ich hoffe, Gelegenheit zu bekommen, zu beweisen, wie es hier zum stärksten Verbündeten wird.

Die Vorgeschichte der Karpathenkämpfe

Was ich selbst über die taktische Lage in der jüngsten Zeit wahrnehmen konnte, waren Teile der Truppenverschiebungen über die Bahnlinie, an der wir liegen. Daraus konnten wir schließen, daß Österreich-Ungarn und mit ihm Deutschland, welches ebenfalls Kräfte für diesen Teil der Riesenfront frei machte, entschlossen waren, die unbedeutenden gegnerischen Kräfte diesseits der Duklagegend mit denen auf den Kammhöhen auf die jenseitige Abdachung und das Ganze aus Ungarn, in die galizische Ebene zu jagen und über diese weg so weit zurückzutreiben, daß die Russen Przemysl, welches sie immer noch belagern und das sie aushungern wollen, freigeben müssen. Die gewaltige numerische Übermacht der Russen, der Schnee, die Kälte, die spärlichen Verbindungslinien für größere Körper, der Mangel an Siedelungen entlang des ganzen Firstes haben der österreichischen Offensive große Hindernisse bereitet, so daß die Bewegung, wenn auch stetig, doch langsam vorwärts geht.

Um einigen der jüngst Eingetroffenen Gelegenheit zu einem Ausflug zu bieten, hatte das Kommando des Kriegspressequartiers die Güte, sich mit dem Armee-Oberkommando und dann mit der Armee Dankl ins Benehmen zu setzen, und Exzellenz General der Kavallerie Victor Dankl war so liebenswürdig, sich für den Empfang einer kleinen Gruppe, bestehend aus dem schwedischen Hauptmann G. und mir als Soldaten, drei Kunstmalern, worunter der Schweizer B. und dem amerikanischen Kinokünstler, Kapitän K., bereit zu erklären. Der schwedische Kamerad und ich hatten bei aller Freude über den Besuch bei der Armee des Siegers von Krasnik die Befürchtung, nicht mehr Zeuge des großen Schlags gegen die Russen in Galizien sein zu können; allein man versicherte uns, daß uns weder die Karpathen noch die Kämpfe um dieselben innert der nächsten 10 Tage davonlaufen werden. Wir sind 14 Tage ausgeblieben und werden immer noch früh genug kommen, obschon die Märzsonne bis heute sichtlich wacker gearbeitet hat.

Unsere Reise sollte über das Schlachtfeld von Limanowa-Lapanow nach Krakau und von dort zur Armee Dankl gehen. Limanowa hat für uns deshalb höheres Interesse, weil hier das Tiroler 14. Korps, also Gebirgstruppen, focht und weil der Rückzug der auch hier an Zahl übermächtigen Russen durch geschickte und unentwegte Ausnützung der beträchtlichen Höhenzüge erzwungen wurde. Bei Dankl sollten wir den Typus des heutigen Stellungskampfes kennen lernen, der Kampfweise, die so manche Theorie über den Haufen warf, den „ungebremsten" Angriff fürchterlich strafte und eine ganz neue Art des Heldentums schuf.

Zunächst hieß es also, sich orientieren, den Blick von den Karpathen weg und nach der südpolnischen

Provinz Kielze wenden. Die heutige Stellung der Armee Dankl hängt mit der Schlacht von Limanowa und der Karpathenfront zusammen, und um diesen Positionskampf, zu dem Führer und Truppen so ungern gegriffen haben, zu verstehen, dürfte es nützlich sein, die Ereignisse im Osten so kurz wie nur möglich zu rekapitulieren. Vorausschicken möchte ich, daß die heutige Linie der Verbündten, besonders der Nida-Dunajez-Biala-Abschnitt, beeinflußt wurden durch die Rücksichtnahme der Österreich-Ungarn auf den Rückzug Hindenburgs von Warschau nach Posen, wodurch die Armee der Donaumonarchie lokal die errungenen Vorteile preisgeben mußte.

Es ist kein Geheimnis, daß die Ostfront etwa die Gegenden Prasnysz-Plozk-Sochaczew-Opoczno-Nida-Tarnow-Ost-Beskidenkamm nördlich Bartfa (Bartfeld), südlich Duklapaß-Baligrod-Kolomea-Czernowitz berührt.

Wie man in Deutschland glaubte, in kurzer Zeit mit Frankreich fertig zu werden, um sich dann dem langsamen russischen Bären entgegenzustellen, so waren auch beim Bruch Österreichs mit Rußland etwa Zweifünftel der Armee gegen Serbien im Zuge. Niemand hatte erwartet, daß die Russen in der Mobilmachung so weit vorbereitet bezw. vorgeschritten waren, und die Tragweite der russischen Kundschafterarbeit in Galizien war weit unterschätzt worden. Westgalizien war anfänglich gut besetzt, Ostgalizien schwach, die Bukowina nur durch Gendarmerie und Landsturm. Österreich-Ungarn griff von Anfang an zur Offensive, der es trotz aller Rückschläge und Änderungen der Taktik treu geblieben ist. Nur so konnte es immer wieder der gegnerischen Übermacht trotzen und ihr manch schweren Schlag beibringen.

Zu Beginn war die Armee in drei Hauptgruppen gegliedert, mit dem Ziele, die Hauptkräfte der an 40

Korps und etwa 30 Kavallerie-Diviſionen zählenden ruſſiſchen Armee auf ſich zu ziehen, um Deutſchland für den Weſten zu entlaſten und die Ruſſen vor Beendigung ihrer Beſammlung zu ſchlagen. Zwiſchen beiden ſtrategiſchen Aufklärungs-Kavallerien kam es nur vereinzelt zu ernſten Zuſammenſtößen, während die Flieger beider Parteien dieſen Dienſt beſtritten, die öſterreichiſchen darin jedenfalls Hervorragendes geleiſtet haben. In Galizien war ruſſiſcherſeits mit einem Aufwand von angeblich 160 Millionen pro Jahr der Nachrichtendienſt vorbereitet.

Ende Auguſt waren die uns hier beſchäftigenden Teile der Armee im Raume Tarnow-Przemysl-Lemberg verſammelt. Die 1. Armee Dankl und die 4. Armee Auffenberg rückten öſtlich der Weichſel vor, Dankl auf Lublin, Auffenberg auf Cholm mit Flankenwendung auf Wladimir Wolinskyj. Die 3. Armee Brudermann öſtlich Lemberg ſollte nach Umſtänden defenſiv oder offenſiv handeln. Die 2. Armee Böhm-Ermolli befand ſich noch im Vormarſch vom ſüdlichen Kriegsſchauplatz in den Raum ſüdlich des Dnjeſtr. Fächerartig geſtaltete ſich alſo die Offenſive Ende Auguſt gegen Lublin-Cholm-Brody. Dankl ſteht mit 12 Diviſionen bei Krasnik 8 ruſſiſchen Diviſionen gegenüber, ſchlägt ſie und wirft ſie auch aus ihrer Verteidigungsſtellung Niedrzwiza Duza hinaus, ſie bis auf einen halben Tagmarſch vor Lublin verfolgend, wo er wartete, bis die Armeegruppe Kummer aus dem Raume Krakau-Czenſtochau an die Weichſel vorgeſtoßen, in ſeine linke Flanke kam, wie auch Auffenberg auf ſeinen rechten Flügel kommen ſollte. Indeſſen war die von Dankl geſchlagene ruſſiſche Armee auf 12 Diviſionen angewachſen und hatte ſich bei Lublin verſchanzt. Auffenberg ſtieß mit 6 bis 8 Diviſionen gegen

Feldküche

Egon Freiherr Conrad v. Hötzendorf am Scherenfernrohr

Feldbahn-Draisine

Offiziershütte

Im Wagen zum Schützengraben

Cholm vor. Bei Zamosc-Komarow kam es zur Schlacht, in der am 6. Tage das österreichische Zentrum unter dem Drucke von 4 russischen Divisionen unter General Plehwe einige Kilometer zurückwich. Die Russen folgten in den Sack, Auffenberg umfaßte sie doppelt, so daß die Russen in Auflösung unter Verlust von 20 000 Gefangenen und 200 Geschützen bis an den Bug zurück mußten. Brudermann ergriff mit 9 Divisionen die Offensive gegen die mit 20 Divisionen in breiter Front zwischen Brody und Dnjestr anmarschierende russische Armee Iwanow frontal auf deren rechten Flügel, der sich eingrub und mit großer Munitionsverschwendung Brudermann unter erheblichen Verlusten zum Rückzug auf die Lipalinie zwang. Dort traf unterdessen Böhm-Ermolli ein, der sich südlich bei Rohatyn anschloß und mit einer kleinen Gruppe bei Halicz südlich des Dnjestr den linken russischen Flügel zu umfassen anstrebte, und die Gesamtkraft der Österreicher-Ungarn auf 15 Divisionen erhöhend. Die Umfassung gelang nicht, die Offensivstöße blieben auch fruchtlos, Lemberg mußte preisgegeben werden. Auffenberg wähnte sämtliche Kräfte seines Gegners über den Bug zurückgegangen. Die Russen hatten aber Verstärkungen erhalten und beabsichtigten gelegentlich wieder aus dem Raum Cholm-Wladimir Wolinskyj nach Süden vorzustoßen.

Die österreichisch-ungarische Heeresleitung hatte erkannt, daß der russische Hauptstoß von Osten her angesetzt war, und beschloß eine neue kühne Angriffsaktion mit der Armee Boroevic (frühere Brudermann) aus dem Raume Grodek, Linie südlich Rawaruska bis zum Dnjestr, während Auffenberg Kehrt nach Süden machte und bei Rawaruska an die Grodeker Linie links anschloß. Iwanow erkannte rechtzeitig die Gefahr, die ihm von Auffenberg drohte, und verschob seine Hauptkraft auf seinen rechten

Flügel, von Boroevic und Böhm abziehend. Es standen 24 russische gegen 20 österreichische Divisionen, erstere anderthalbmal so stark an Artillerie. Auffenberg strebte eine Umfassung des rechten russischen Flügels an. Die Frontalangriffe der beiden Armeen zu seiner Rechten hatten überall Erfolg, insbesondere in der Grodeker Linie. Die Sache von Lemberg stand für Österreich gut. Aber durch die lange Dauer der Schlacht konnten die Russen ihre bei Zamosc geschlagenen Kräfte sammeln und verstärken und neuerlich nach Süden vorstoßen lassen, wodurch ihrerseits Auffenbergs Flanke (Rawaruska-Sokal) bedroht wurde. Die Gefahr steigerte sich durch die Verstärkung der russischen Lubliner Armee, welche wieder vorstieß und, Dankls rechte Flanke umgehend, Dankl zwang, bis an den San zurückzugehen. Zwischen Dankl und Auffenberg entstand eine Lücke, in die sogleich die Russen einzumarschieren sich anschickten. Schon stieß ein russisches Korps Richtung Jaroslau ins Leere. Die siegreiche Schlacht mußte abgebrochen werden und Auffenberg sich unter schwierigen Bedingungen im Flankenmarsch ebenfalls hinter den San durchwinden. Die Russen nützten die Lage nicht aus, sondern unterließen die hier gebotene aussichtsreiche Verfolgung.

Dankl hatte sich der Niederlage entzogen, und das Gros ging in einen Raum mit Hauptstellung in der Gegend Neu-Sandez, Böhm-Ermolli über den Uszokerpaß südlich der Karpathen zurück. Beim Abschluß dieser ersten österreichisch-ungarischen Offensive blieb Przemysl standhaft und zog zehn russische Divisionen unter Radko Dimitriew auf sich. Die Russen, denen es um die Festung sehr zu tun war, gingen nur mit unbedeutenden Kräften über den San, so daß Österreich Muße fand, sich in drei Wochen zu retablieren und neu zu ordnen.

Anfang Oktober beginnt die zweite österreichische Offensive, unterstützt durch eine unter Hindenburgs Kommando stehende Armee Mackensen, welche aus dem Warthe-Abschnitt gegen Warschau vorstößt. Dankl geht aus dem Raume Krakau mit Gruppe Woyrsch gegen Iwangorod vor, die Armee Erzherzog Josef Ferdinand (frühere Auffenberg) aus dem Retablierungsraum Westgalizien an den oberen San, Boroevic in die Gegend Chyrow südlich Przemysl (Wyeprz-Abschnitt), Böhm-Ermolli über den Lupkowerpaß der Karpathen und Sanok in den Raum Chyrow-Turka als rechter Flügel. Diese Offensive kam für die Russen überraschend, und sie zogen unter schweren Verlusten alle Kräfte, rasch weichend, über Weichsel und San zurück mit Front entlang der Linie Warsachu-Weichsel-San-Przemysl-Turka. Es entwickelt sich die ungeheure, drei Wochen währende Frontalschlacht, in der sich die Russen auf galizischem Boden defensiv verhielten und nur zeitweilig im San-Abschnitt, insbesondere gegen Jaroslau, offensiv wurden. In der Linie südlich Przemysl hatten Boroevic und Böhm-Ermolli harte Offensivkämpfe gegen befestigte Höhenstellungen der Russen, besonders die Magierahöhen südöstlich Przemysl zu führen. Auf dem ganzen Seitenflügel ist Österreich siegreich. Oben dringt Mackensen auf Warschau vor, ebenso Dankl siegreich auf Iwangorod. Aber die Russen wälzen sich in ungeheuren Massen über Nowo-Georgiewsk gegen die Deutschen. Hindenburg, die Gefahr rechtzeitig erkennend, unternimmt, in seiner rechten Flanke an der Lysa Gora durch Dankl gedeckt, seinen berühmten Rückzug nach Schlesien, alle Verbindungen hinter sich zerstörend.

Nach Erfüllung seiner Sicherungsaufgabe geht Dankl ebenfalls auf Kattowitz zurück. Dieser Rückzug großen

Stils in Polen zwingt Österreich zur Rücknahme seiner Kräfte in Galizien und zwar: die 4. Armee Josef Ferdinand auf Krakau, die 3. Boroevic über die Karpathen und die 2. Böhm-Ermolli in Eilfahrten zur Stopfung des Loches in Schlesien zwischen Hindenburg und Dankl, d. h. in den Raum südlich der Warthe.

Mitte November ist die diesseitige Front: Hindenburg bei Thorn, Böhm-Ermolli an der Warthe, Dankl bei Czenstochau. Josef Ferdinand östlich Krakau, Boroevic südlich der Karpathen in Flankenstellung um Eperjes. Zwischen Krakau und den Karpathen ist das Tor nach Wien weit offen im Interesse des geschlossenen Berliner Tores im Norden. Die Russen meinten, Hindenburg sei in westlicher Richtung auf Glogau zurück und stießen nach Westen und Südwesten vor. Zu ihrer Überraschung fanden sie an der Warthe österreichische Truppen stehend. Sich neu zu orientieren war zu spät, denn schon hatte Hindenburg Ende November seinen Stoß aus Thorn angesetzt, in raschem Vordringen bei Kutno und Wlozlawec die rechte Flanke der Russen über den Haufen werfend und auf Lodz vordringend, welchem Vorgehen sich Böhm-Ermolli auf Petrikau anschloß, während Dankl langsam von Czenstochau her an die Piliza und Erzherzog Josef Ferdiannd an die Srzeniawa vorgingen. Nach der Schlacht von Lodz entsteht die lange Frontalschlacht von der Weichsel (nördlicher Bogen) nach Süden bis Krakau, in deren Verlauf die Russen sich entschließen, ihren bei Lodz bedrohten rechten Flügel durch Vorstoß auf den österreichischen rechten Flügel in der Richtung Krakau zu degagieren. Bei diesem Vorgehen konnte ihnen das oben erwähnte Loch von Krakau südostwärts nicht verborgen bleiben, welche Gefahr die österreichische Heeresleitung frühzeitig erfaßte. Es wäre für sie das

Nächſtliegende geweſen, durch Herausziehen von Kräften der Front, den Krakauer rechten Flügel bis an die Karpathen zu verlängern und das Tor zu ſperren. Doch der Offenſivgedanke zeugte den Plan zu kühnerer Tat, zur dritten Offenſive. In der erſten Hälfte Dezember führte ſie mit der Bahn in weitem Bogen eine Gruppe in die Gegend Tymbark in eine Stellung, welche die linke ruſſiſche Flanke bedrohte. Es kam ſo zur großen Schlacht von Limanowa-Lapanow, in der es ſich für die Öſterreicher darum handelte, die Straße Krakau-Bochnia zu gewinnen. Die Ruſſen ſuchten, die Flankierung erkennend, dieſe ihrerſeits durch einen Flankenſtoß gegen Tymbark zu parieren, indem ſie Reſerven über Neu-Sandez heranführten, alſo in die rechte Flanke der öſterreichiſchen Flankierungs-Armee welche wiederum bei Limanowa ihren äußerſten rechten Flügel gegen Süden abbog, und mit ihm eine Rechtsumfaſſung durch Schluchten und Wälder, über Bäche und apere Höhen verſuchte und dieſen Teil der Ruſſen derart feſſelte und hinhielt, daß es dem über die Karpathen heraneilenden Boroevic gelang, überraſchend in die linke ruſſiſche Flankengruppe zu geraten und mit dem äußerſten rechten Flügel von Limanowa die Entſcheidung herbeizuführen.

So ging nach heißem Ringen die Schlacht von Limanowa-Lapanow für die Ruſſen verloren, die ſich in eine Aufnahmeſtellung hinter dem Dunajez zurück begaben. Es gelang ihnen aber auch hier, Verſtärkungen heranzuziehen, ſo daß die Öſterreicher, in das Becken von Krosno vorgedrungen, wieder etwas zurückgehen mußten. Die Armee Boroevic ging bis ſüdlich des Dukla- und des Lupkowerpaſſes wieder hinter die Karpathen, die Armee Erzherzog Ferdinand hält die Dunajezlinie und ſteht mit ihrem ſüdlichen Flügel den Ruſſen bei

Gryhow-Gorlize gegenüber. Dieſe Stellung hat ſich während des Winters kaum geändert. Die Armee Dankl konnte infolge des Sieges bei Limanowa-Lapanow bis an die Nida vordringen, wo ſie ſich heute noch behauptet, die Armee Böhm-Ermolli, die Schulter an Schulter mit den Deutſchen im Norden ſtritt, trug zum endgültigen Siege von Lodz und ſeiner Eroberung dadurch bei, daß ſie Petrikau erſtürmte und bis über die Piliza und Czarna vordrang und überdies mit einem kleinen Teil ihrer Kräfte in der achttägigen Schlacht bei Belchatow das dritte kaukaſiſche Korps, das nach Norden entſandt worden war, um der Lodzer Armee Hilfe zu bringen, zurückſchlug.

Während des Spätwinters begann die vierte öſterreichiſche Offenſive, von deutſchen Truppen unterſtützt, entlang der Karpathenfront, als Gegenſtück zur Umklammerung der Ruſſen von Norden her. Sie wurde durch die ungünſtige Witterung ſehr behindert und iſt vorläufig nicht weiter gediehen als bis zur Verdrängung der Ruſſen von allen Karpathenhöhen, mit Ausnahme der Duklaer Senke, mit der Gewinnung einiger öſtlicher Paßausgänge in Galizien (Waldkarpathen), mit der Wiedereroberung der Bukowina und mit dem Vordringen einer Gruppe Pflanzer-Baltin in Südoſtgalizien bis zur Eroberung von Kolomea und Nadworna, das aber vor Stanislau zum Stehen kam, weil die Ruſſen für den linken Flügel ihrer Geſamtfront ernſtlich geſorgt und eine Wiederholung der Maſurenſchlacht im Süden befürchtend, raſch mit allen zur Verfügung ſtehenden Bahnen Kräfte an den bedrohten Punkt warfen und mit ihrer Übermacht die in Südoſtgalizien eingedrungene Flügelgruppe vorläufig zur Defenſive zwangen.

Über Limanowa zur Nida

Am bitterkalten Morgen des 3. März fanden wir uns um 8 Uhr am Bahnhof ein. Gegen 10 Uhr konnten wir abfahren; die von Norden nach den Karpathen und zurück mit Nach- und Rückschub verkehrenden Züge ließen um jene Zeit mehr Pünktlichkeit nicht zu. Der Aufenthalt gab mir Gelegenheit, ein ambulantes Zeughaus und eine ambulante Verköstigungsstation zu studieren, sowie einen Zug von Leuten mit erfrorenen Gliedern zu besuchen. Vom Korpsmagazin in ... sind an drei Knotenpunkten feste Materialdepots angelegt zur Ergänzung der rollenden Magazine, die aus besonderen Schuhwagen, Hosenwagen, Wäschewagen, Zubehörwagen usw. bestehen. Auch Artilleriewagen sind vorhanden, mit Ersatzteilen. An jedem Knotenpunkt gibt es die entsprechenden Reparaturwerkstätten. Das alles kann auf den Bahnlinien den großen Truppenbewegungen folgen. Jeder Einheitskommandant, auch der deutschen Armee, kann hier gegen Gutschein fassen, auch wenn ihm Voranzeige nicht möglich war. Die Militärbeamten der ambulanten Magazine leisten im Etappenwesen das Menschenmögliche bei den Wetterstürzen, wie sie im Verlaufe des Feldzuges mehrmals eintraten. Der Nach-

teil dieſer Eilarbeit beſteht in der Inanſpruchnahme der Vorräte durch Kommandanten, die im Intereſſe ihrer Leute von allem verlangen, ohne daran zu denken, daß die Nachfolgenden auch noch etwas vorfinden müſſen.

Die ambulante Verköſtigungsſtation ſetzt ſich aus 5 bis 6 Wagen zuſammen und fährt auf ein Nebengeleiſe einer Station, wo Truppen verpflegt werden ſollen, die Hauptgeleiſe für den Tranſit freigebend. Es ſind da: 1 Küchenwagen, der im Tage 5 bis 6 mal je 2000 Portionen abkochen kann, 2 Vorratswagen, 1 Proviantwagen für kalte Küche, 1 Mannſchaftsſchlafwagen, 1 Stabswagen. Die ambulante Verköſtigungsſtation iſt noch mobiler als das ambulante Zeughaus, weil ſie leichter Vorräte erwerben kann. Sie ſteht Tag und Nacht in Betrieb wie dieſes. Um ſich einen Begriff machen zu können, welche Anforderungen an Leitung und Perſonal dieſer Einrichtungen geſtellt werden, diene, daß einer der Kommandanten durchſchnittlich im Tage 16 Stunden arbeitet ſeit Kriegsbeginn.

Traurig war der Anblick der Kranken, die der Froſt aufs Lager gebannt. In einem einzigen Transport lagen 600 Mann, denen man faſt allen ein oder mehrere Glieder amputieren mußte. Der Chefarzt eines Korps, den ich ſpäter ſprach, ſagte mir, er habe einen Kranken gehabt, der noch lebte, als er bis zu den Hüften erfroren war. Auf meine Frage, warum er dem Armen kein Schlafmittel gegeben, erklärte er, das nicht zu dürfen, das ſei nicht Sache des Arztes, das Vertrauen in den Ärzteſtand würde durch ſolche Hilfeleiſtung untergraben. Die Erfrierungen der Füße erfolgen oft durch zu ſtarkes Anziehen der Wadenbinden oder zu enge Schuhe, dann beim Wachtdienſt. Ein Bataillonskommandant ſagte mir, es nütze nichts, den Leuten Vernunft zu predigen.

Im „Fakſimile“-Wäldchen

Das Cholera-Haus

Den neutralen Gäſten

Schrapnellſichere Improviſation

Es sei befohlen gewesen, stündlich, ja halbstündlich abzulösen, je nach Verhältnissen. Aber das sei vielen zu umständlich. Lieber bleiben sie einige Stunden lang draußen, um dann länger ruhen zu können. Viele erleiden den Frostschaden im Schlaf. Die im Graben oder auf Posten verspüren wohl anfänglich den beißenden Schmerz; dann aber geht es schmerzlos ins zweite Stadium über, das einem Wonnegefühl Platz macht. Hier ist die Gefahr, es ist zu spät. Starke Anschwellung tritt ein, die Extremitäten färben dunkel und sind verloren. Es steht fest, daß trotz aller Fürsorge die Karpathentruppen schrecklich gelitten haben. Die bisherigen Winter-Ausrüstungen, namentlich das Schuhwerk, taugten wohl für den Marsch, aber nicht fürs Liegen im Stellungskampf, zu dem auch der Gebirgskrieg ausartete. Mehr Verwundete als in früheren Kriegen kehren heute zur Front zurück, aber von diesen Frostgeschädigten wohl nur wenige; die meisten tragen dauernde Nachteile davon, wenn sie nicht fürs Leben Krüppel bleiben. Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als unsere Abwehrmittel gegen solche Verluste in der Armee bei den Eskimos zu studieren, die für den Temperaturwechsel mit leichten, wasserdichten und soliden Universalkleidungsstücken ausgerüstet sind.

Unser Sonderwagen war direkt an die Lokomotive gekuppelt, die sich ganz nach Umständen, bald einem Güterzug, bald einem Truppentransport oder einem Personenzug anschloß. Die 225 km lange Strecke beanspruchte 22 Stunden Fahrzeit. Es war Tag, als wir in Limanowa ankamen. Von der Lokomotive gab's Waschwasser, im zerschossenen Wirtshause am einstigen Bahnhofe Tee und Schnaps. Der Schmutz in dieser Behausung war derart, daß mir graute. Die Kameraden,

die ſchon länger im Lande ſind und ein noch ärgeres Galizien kennen, waren mit ſolchen Verhältniſſen vertraut und wagten es ſogar, ſich zu ſetzen und von den feilgebotenen Wurſtwaren zu kaufen.

Ein Sonnenſtrahl überflutete das Becken, in dem die vom Artilleriefeuer faſt ganz verſchonte Stadt liegt, welche im weiteren Umkreis kahle und bewaldete Kuppen einfaſſen, jetzt tief verſchneit. Im Südoſten ragte das berühmte Birkenwäldchen über den Horizont, wo tapfere Reiterei ſo lange einer Übermacht ſtandgehalten und ſich ein ewiges Denkmal geſetzt hat. Dorthin ſteuerten wir. Beim Eintritt in den Ort, welch neues Bild! Lauter ſchwarze Geſtalten in langen Mänteln, ein Käppchen auf dem Kopf, Locken über die Backen, ſchmutzig von oben bis unten. Wo war ich? — Weiter! — Überall dasſelbe Bild. Ich bin wahrhaftig nie gegen die Juden voreingenommen geweſen und beurteile die Menſchen nach anderen Grundſätzen als denen ihrer Abſtammung, aber dies war ein wenig angenehmes Milieu. Und hier ſollten wir eſſen, trinken, wohnen? Das ſchien mir unmöglich. In weitem Bogen wich ich der Berührung mit dieſen unheimlichen Geſtalten aus und war froh, daß die Schlitten uns wieder ins Freie zum reinen Schnee führten.

Langſam ſtiegen wir zum Birkenwäldchen auf. Limanowa liegt rund 400 m hoch, das Wäldchen etwa 200 m höher; es war beißend kalt, und der Wind durchdrang die dickſten Kleider. „Hier ruht Leutnant v. Bauer“ ſagte die Tafel am Eingang zum Walde. Gottesackerſtimmung. Stumm gingen wir weiter bis zu dem großen Kreuz zu Ehren des Oberſten Muhr vom 9. Huſaren-Regiment, der hier mit vielen Offizieren, öſterreichiſchen und ruſſiſchen Soldaten fiel, die da mit-

und nebeneinander liegen. Ihn ſelbſt ſchleppten zwei Huſaren ſterbend mitten aus dem Bleihagel zurück, da er gebeten hatte, ihn nicht in ruſſiſche Hände geraten zu laſſen. Die Schlacht von Limanowa, in der einer den andern ſukzeſſive flankierte, in der die Tiroler ſo tapfer rangen und abgeſeſſene Reiterei im Feuer vorging, ſich notdürftig eingrub, allen Angriffen ſtandhielt und ſchließlich mit Kolbenſchlägen derart arbeitete, daß ein überlebender Offizier erzählt, noch tagelang habe ihn als Ärgſtes das Krachen der ruſſiſchen Schädel verfolgt, iſt eines ganz beſonderen Studiums wert. Ihr zufolge mußte die ruſſiſche Armee dieſen Teil Galiziens verlaſſen, was ſeinen Einfluß auf die ganze Linie von Polen bis zur Bukowina ausübte. Die Landſchaft hat den Charakter voralpinen Hügelgeländes. Die Ruſſen beherrſchten die Höhen und parierten jeden Umgehungsverſuch. Und dennoch gelang es, ſie zu überflügeln, die Vorteile des Gebirgscharakters dieſer bis 1000 m hohen Kuppen ausnützend.

Am Nachmittag ſtieg ich nochmals allein auf meinen Skiern zum Birkenwäldchen auf, es hielt mich nicht in dem Schmutzneſt, und ich wollte mehr ſehen, als am Morgen möglich geweſen. Der Wind ſtrich am Boden hin, die Schützengräben rauchten wie kleine Bergketten. An den Kronenlinien hingen kleine Wächten und die Mulden und Tälchen füllten ſich mit dem kalten Puder. Ich ſah im Geiſt die Schützen darin liegen, und wie ſie der Schnee langſam, aber unaufhaltſam zudeckte. Und ich dachte an diejenigen, die jetzt in den Bergen kämpfen und — einſchlafen. Hier ein Kreuz, dort eins, nur mit Bleiſtift beſchrieben, kaum lesbar noch. Da iſt kein Kranz wie droben im Friedhof des Birkenwäldchens, nur die kleinen Schneewächten und -Häubchen bilden

den Schmuck des Holzes. Wird je eine ruſſiſche Mutter, ein Tiroler Mädchen den Weg zu Euch finden, ihr ſtummen Opfer dieſes großen Tötens? Vom obern Friedhof am zerſchoſſenen Waldrand, den brave Hände für Ruß und Öſterreicher gleich liebevoll geſchmückt, wende ich meinen Blick zu den Möglichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten einer Flankierung der Ruſſen, als hätte ich dieſe Aufgabe morgen ſelbſt zu löſen. Dann trete ich in das gegenüberliegende Ruſſenwäldchen ein, vor dem drei Gräben liegen, jeder in einer Nacht gebaut und jeder nur etwa 20 Meter von der letzten Stellung — um den Gewinn eines einzigen Meters Höhe, wo der Ausſchuß beſſer. Die vorderen Baumreihen ſind von oben bis unten zerſchoſſen, an einer armdicken Birke zähle ich 18 Einſchläge, doch hinten werden die Narben immer ſpärlicher. Vorne ſind heute noch zwei Birken in Bruſthöhe rot gefärbt, 200 Meter weiter hinten ſieht man keine Spur von Gewehrſchüſſen mehr, nur hoch in den Kronen haben Schrapnell und Granate ihre Andenken zurückgelaſſen.

Etwas abſeits in einer Mulde raucht ein Schornſtein. Ich gehe dem Wölkchen nach und komme zu einem freundlichen Bauernhaus mit ſauberen Wegen im Schnee ringsum und gekehrten Stufen vor dem Haupteingang, der wie die andern verſchloſſen iſt. Ich klopfe mehrmals, gehe ums ganze Haus herum, mich zu zeigen, vielleicht fürchten ſich die Leute. Eine ältere Frau öffnet. Sie führt mich in die Stube, wo ein junges Weib ein Kindlein in einem Backtrog badet. Ich bringe heraus, daß der Kleine vier Monate alt iſt, alſo während der Schlachttage zur Welt kam, daß die Ruſſen hier waren, ſich's auf dem Stroh und Heu jede Nacht bequem machten und zu der Frau, deren Mann im Kriege iſt, ſehr gut waren. In

der Stube war noch eine Frau mit zwei Kindern, Flüchtlinge aus Galizien, die im Walde umherirrend in dieſem verborgenen Hauſe freundliche Aufnahme gefunden hatten. Droben am Hügel erſchlugen ſie ſich, während hier neues Leben ſich regte, das fröhlich weiter zappelt, wo Tauſende daneben ewig ſchlafen. Beim Verlaſſen des Ruſſenwäldchens leuchteten mir ſilbern einige Zweige mit Weidenkätzchen entgegen. Wird Oſtern Frieden bringen?

Wir aßen und tranken abends in dem Gaſthauſe, das die hinteren Räume eines Spezereiladens bilden und — ich lebe noch. Ich fand ſogar die Wurſtwaren ausgezeichnet und lernte hier galiziſche Schnäpſe kennen, die ebenſo zahlreich wie gut ſind. Der Wirt zeigte uns den Keller, den die Ruſſen geleert, und welcher kniehoch voll Wein geſtanden war. Die Vandalen haben ſich zuerſt betrunken, dann alle Flaſchen zerſchlagen und ſämtliche Fäſſer eingedrückt.

Tagsüber ſtand die Lokomotive unter Dampf, ſo daß unſer Wagen warm blieb, und wir auch die zweite Nacht in demſelben zubringen konnten. Während er nach Krakau rollte, fuhren wir mit Fuhrwerk dem gleichen Ziele zu, um die Gegend der Kämpfe bei Lapanow kennen zu lernen. Wagen oder Schlitten, dieſe Frage war Gegenſtand lebhaften Meinungsaustauſches geweſen, bei dem hohen Schnee in Limanowa, den Verſicherungen der Fuhrleute, weiter nördlich höre der Schnee auf, und dem Schneien, das vor Abfahrt eben noch einſetzte. Über Tymbark, wo ſ. Zt. die Limanowaarmee auswaggoniert worden war, und Jodlownik, kamen wir auf den höchſten Punkt bei Krosno, wo ich den erſten Kanonenſchuß in dieſem Kriege hörte. Der Schall kam von Tarnow her, etwa 30 km öſtlich; der Artilleriſt behauptete, es ſei

ein 30,5 cm-Mörserschuß, und der Infanterist gab sich damit zufrieden. Es schneite fortwährend, war sehr kalt, und wir sahen kaum genug, um die Berglinien zu unterscheiden. Dennoch konnten wir die weich und weicher werdenden Hügelformationen erkennen, die unser langsames Niedersteigen zur Weichsel vermittelten. Militärisch das Interessanteste auf dieser Weiterfahrt bis Dobczyze, wo wir Mittagsrast machten, und Wieliczka waren die Bemühungen aller an der Straße liegenden militärischen und Zivilorgane zur Aufrechterhaltung des Verkehrs. Stellenweise waren die Mauern des angewehten Schnees einige Meter hoch, wie auf Alpenpässen, und der Wind deckte jeden Schaufelstich wieder zu. Alle Waffen beteiligten sich an dieser wichtigen Arbeit, und man sah es den Leuten an, daß sie wußten, was die Verbindungen bedeuten. Bei Bojanczyze marschierte ein stämmiger Unteroffizier stolz an der Spitze einer Kolonne von Zivilisten, die er in dem Dorfe und den Nachbardörfern hatte auftreiben lassen, etwa 80 an der Zahl; vorne, galant, die Frauen, vielleicht 30, alles in Marschkolonne, mit geschulterten Schaufeln und Pickeln, im Takt, ein fröhliches Bild. In Wieliczka, dem berühmten Salzbergwerk, das wir später besuchten, bestiegen wir die Bahn und kamen nach peinlicher Untersuchung auf unsere Zuverlässigkeit abends spät in der Festung Krakau an.

Krakau ist, seit die Russen bis an den alten Gürtel und Wieliczka gekommen waren, bedeutend stärker ausgebaut worden. Die Tragweite der gegenerischen Artillerie und die Erfahrungen im Westen ließen es geboten erscheinen, neue Ringe von Außenforts zu legen und Maßnahmen zu ergreifen, um das Herannahen der schweren Belagerungsartillerie abzuhalten. So sehen

wir in weitem Umkreis Spuren dieſer Tätigkeit, und ganze Weinberge von Stacheldrahtzäunen umgeben die Stadt, die heute für einen Angreifer eine ſehr harte Nuß darſtellt. Im Innern herrſcht reges Leben. Die Kaffeehäuſer ſind überfüllt, es ſind faſt ebenſo viele Damen da als Herren, man ſagt, die gute Geſellſchaft habe die Stadt mit Wien vertauſcht, die Kapellen ſpielen leichte Muſik, die Schönen ſenden Werbeblicke in die Runde wie ſonſt wohl auch — kurz — das mondäne Leben paßt nicht zu den Kämpfen, die ſich eine Halbtagsreiſe weiter im Norden und Oſten abſpielen. Man ißt hier ſelbſtverſtändlich Weißbrot, Milch- und Butterwecken und lebt in dulci jubilo, obwohl die Preiſe aller Dinge erheblich geſtiegen ſind. Dabei ſind auch hier noch viel zu viele unnütze Eſſer. In unſerem Hotel 1. Ranges mangelt es im Betrieb an allen Orten, weil das beſſere Perſonal im Krieg iſt; nur die Betten ſind rein und gut. Dennoch haben wir Anisöl gegen Läuſe gekauft, iſt doch der Flecktyphus ſo nahe. Im übrigen macht Krakau den Eindruck einer Stadt, in der es bei normalen Zeiten zu wohnen recht angenehm ſein muß.

Am 7. März fahren wir im Auto auf der ſchönen und verhältnismäßig in ſehr gutem Zuſtande erhaltenen Warſchauer Straße hinaus zum Kommandanten der ... Armee, Exzellenz Dankl, uns vorzuſtellen und Weiſungen für unſeren Beſuch an der Front entgegenzunehmen. Wiederum ein biſſig kalter Tag. Die empfindlichſten Kälteperioden des Feldzuges waren die Auguſtnächte, die letzten Tage des Novembers, Mitte Januar und der Anfang des März. Unſer Gruppenführer meldet uns beim Stabschef der Armee, General v. K., der uns zunächſt mit ſehr willkommenem Tee bewirten läßt und uns mitteilt, daß S. Exzellenz uns bei Tiſch

erwarte. Wir ſahen uns inzwiſchen die Feldbahn an, beſuchten den Fliegerſchuppen und orientierten uns etwas im Städtchen, dem Standort eines Kommandos, das in dieſem Kriege in raſchem Siegeszuge weit in Feindesland hineingedrungen, wieder zurück mußte, nochmals vorſtieß, einen neuen Rückzug deckte, ſelbſt zurückging, zum dritten Mal vorging, alles unter unſäglichen Schwierigkeiten und bis heute der anſtürmenden Übermacht Stand gehalten hat. General Dankl hieß uns willkommen und ſprach ſein Bedauern darüber aus, daß er uns nicht mehr zeigen könne als das Ergebnis monatelangen Gegenüberliegens, jeder größern Aktion bar. Ich hatte die Ehre, gegenüber S. Exzellenz zu ſitzen und kam dadurch in nähere Berührung mit dem Feldherrn, der ſich ſofort nach dem Befinden unſerer Armeeführer erkundigte und nach der Stimmung in der Schweiz. General Dankl kennt unſere höheren Führer, Generalſtäbler und Abteilungschefs, die er alle mit Namen nennt, und ich habe mich ſehr über das Urteil Dankls gefreut, das er unſerem kleinen Heere zollt. Dankl war längere Zeit in Tirol als Chef des 14. Armeekorps, war an den „Kaiſer"-Manövern 1912 bei uns und erinnert ſich auch gern der Offiziere, die er als Gäſte der öſterreichiſchen Armee kennen gelernt hat. Die Rede von unſerem Herrn General mußte auf deſſen Forderungen höchſter ſoldatiſcher Disziplin für die Miliz führen. Exzellenz Dankl kannte ihn als Verfaſſer der Reglemente für die ſchweizeriſche Reiterei und ſagte mit dem ſtählernen Nachdruck, den er jedem ſeiner Worte verleiht: „Disziplin iſt die Grundlage jeder Kriegführung, ohne Disziplin iſt alles umſonſt." Auf die Frage über unſern Standpunkt konnte ich guten Gewiſſens erwidern, daß wir immer ſchweizeriſcher werden, und die Hochachtung, mit der unſer vor-

Spaniſche Reiter

An der Scharte

Abfeuern einer ſchweren Haubitze

Lehmhöhlen des Bataillonsſtabes im Stützpunkt

nehmer und großer Gastgeber von unserem Bundesrat und seinen erfolgreichen, als höchst taktvoll bezeichneten Maßnahmen zur Wahrung unserer Neutralität und Unabhängigkeit im Bunde mit unserer Heeresleitung sprach, griffen mir tief ins Herz und ich verhehlte nicht die Verehrung unseres Volkes für seine Bundesväter und unser berechtigtes Vertrauen in Staatsregierung und Armeeleitung. Mit besonderer Wertschätzung wird immer unser Generalstabschef erwähnt, was alle diejenigen freuen wird, welche das Glück hatten, direkt unter ihm Dienst zu leisten.

Die Herren der nächsten Umgebung Exzellenz Dankls bilden eine so einheitliche Gruppe, wie sie selten getroffen wird, und es leuchtet einem sofort ein, daß hier ein starker Wille in großer Intelligenz und Hingebung seine Unterstützung findet. Anders wären die großen Erfolge des unbesiegten Dankl nicht auszudenken, „ohne Disziplin ist alles umsonst". Draußen pfeift der Wind garstig ums Haus, hier in dem kleinen, roten, schmucklosen Eßzimmer des großen Heerführers schien die Sonne freundlich warm. Es hatte geheißen, Exzellenz Dankl habe gar kein sehnliches Verlangen nach Zeitungsschreibern; wir begriffen dies und waren auf nur höflichen Empfang gerüstet. Und nun war alles so ganz anders. Der strenge Mann mit der großen Verantwortung, dessen Tatendrang so manches Hemmnis zu überwinden hatte, und der so sehr an seiner Truppe hängt und bis ans vorderste Drahthindernis mit ihr in ständigem Fühlen lebt, der Mann, der jedes Wort wiegt und von dem jeder Ausdruck sitzt, dessen Mienenspiel das Wollen einer großen Seele und das Schaffen eines kühnen Geistes äußert, dieser eiserne Feldherr war die Liebenswürdigkeit selbst. Und so waren es der schweigsame

Generalſtabschef, der nur prüfend ſchaut, blinzelt oder lächelt, wenn er zuſtimmt, der hohe, blonde, blauäugige Chef der Abteilung, der ſchwarze Oberſt und ſein Kamerad von der Evidenz wie der weltbereiſte Diplomat und ausgezeichnete Cauſeur, Durchlaucht v. K., der alle Feinde Öſterreichs, ihre Höfe und Trabanten kennt wie ſeine Hoſentaſche und unerſchöpflich iſt in ſeinen Erzählungen aus allen Erdteilen. Als General Dankl die Tafel aufgehoben und uns gute Reiſe gewünſcht hatte, waren wir einig in der Freude über den glücklichen Tag und die lieben Menſchen dieſes martialiſchen Stabes. In der Tafel beſtehen von Ort zu Ort große Unterſchiede, beſonders ganz vorn lebt man ſo üppig wie nur möglich, und da die Ernährungsfrage im Kriege eine Hauptrolle ſpielt, darf es nicht als banal aufgefaßt werden, wenn davon öfter die Rede ſein wird. Ich darf verraten, daß man beim Kommando der ... Armee ebenſo einfach wie ausgezeichnet ſpeiſt: Suppe, Fleiſch, Gemüſe, Mehlſpeiſe, Wein, Mineralwaſſer, Kaffee.

Wir kehrten nach Krakau zurück und fuhren andern-tags, der ſchwediſche Hauptmann und ich, mit Rittmeiſter Grafen B. als Begleiter, zwei Automobiloffizieren, den Chauffeuren und einem Ordonnanzſoldaten über das Armeekommando hinaus zum ... Korps, die Künſtler zum andern Korps. Raſend fuhren wir dahin in der prächtigen Limouſine, denn wir haben nicht nur einen der beſten Wagen, ſondern wohl auch den beſten Steuermann bei uns, in Zivil Autofachmann. Wie geſtern elende Kälte. Unſer Führer vermummt ſich vergebens in alles, was er bei ſich hat, durch die Fenſterritzen bläſt es eiſig herein. Am Feſtungsausgang und an der Umwallung werden unſere Papiere unter die Lupe genommen, im polniſchen S. fahren wir durch

die Viktor Dankl-Straße, die russischen Wegweiser und Gelände sind überall gelb-schwarz gestrichen und die einstige Landesgrenze ist irgendwo im Gelände verschwunden. Sie liegt vorn an der Nida, wo kein Zollwächter steht, aber Sümpfe und Bajonette Halt gebieten. Wir durchfahren die polnische Ebene, die wohl nicht ganz flach ist und doch kein Hügelland genannt werden kann, so sanft und nieder sind die Wellen. Es gibt keinen Punkt in der Schweiz mit so weitem Horizont, um einen Vergleich anstellen zu können. Fortwährend wird an der Straße gearbeitet. Alle 200 bis 300 m steht ein Mann, ein Bewohner der Gegend, gewöhnlich an einen Baum gelehnt oder Feuer machend, nur mit einem Stecklein bewaffnet, die Telegraphen- und Straßenwache, zu der die Zivilbevölkerung angehalten wurde. Er ist ganz in Pelz gehüllt, seine Schuhe stecken in großen Strohüberschuhen, vom Kopfe sieht man kaum mehr die Augen. Wenn er brav ist, wird er für diesen Dienst bezahlt, vergreift sich die Zivilbevölkerung an dem ihm anvertrauten Gut, so wird er zur Verantwortung gezogen, und tut er es selbst, so wird er hingerichtet vor möglichst vielem Volk, als warnendes Beispiel. Bezahlt werden auch die großen Arbeiterkolonnen, die unter militärischer Aufsicht Hilfsdienste leisten, wie überhaupt das Armeekommando dafür sorgt, daß die Bevölkerung möglichst wenig Schaden leidet und Verdienst erhält. Der Gesamteindruck ist in Polen besser als in Galizien, näheres Studium vorbehalten. Die russische Verwaltung hat für den Kleinbauern und bäuerlichen Mittelstand Gesetze erlassen, welche deren Gedeihen begünstigen, und wenn auch große, enorme Grundbesitze in einer Hand ruhen, so gibt es doch daneben den Kleinbauern, der sein gutes Auskommen hat.

Am 8. ſind wir in ... beim Kommandanten des .. Korps, Exz. v. K. II. Auch hier freundlichſter Empfang. Der General iſt mit unſerem verehrten Militärlehrer E. befreundet, dem eine Feldpoſtkarte geſandt wird. — Wir kommen zu einer polniſchen Zahnärztin ins Quartier, der Gattin des Apothekers, die einen Weinkrampf bekommt, weil ſie ihr letztes freies Zimmer hergeben ſoll. Der Offizier kennt keine Rückſicht und wir müſſen bleiben. Mit dem Deutſch der Dame ſteht es ſchlecht, wenn auch beſſer als mit unſerem Polniſch; aber wir verſtehen, daß ſie über den neuen „öſterreichiſchen“ Beſuch gar nicht erbaut iſt, da ſie ſchon mehrere Herren im Quartier hat, für die Truppe zahnärztlich tut, was ſie nur kann, und meint, es gebe in ... noch Zimmer genug. Sie will uns ihr Operationszimmer geben und wir tun alles, um ſie zu beruhigen, und erklären uns auch mit dem undefinierbar gemiſcht duftenden Zahnreißſtübchen einverſtanden, was ich ihr franzöſiſch beibringe. Da iſt ihr Herz verwandelt und am Abend iſt zu unſerer Überraſchung doch das große Zimmer bereit.

Bei Tiſch habe ich einige Herren des Stabes kennen gelernt, den Stabschef des Korps, den Oberſtabsarzt, den Artillerie- und den Geniechef; auch hier lauter ausgewählte Kräfte. Einer der lebhafteſten iſt der Genieoberſt, der in Brugg war und mit großer Befriedigung ſeine hier freiwillig wieder aufgenommene Fachtätigkeit ausübt. Vorderhand handelt es ſich hauptſächlich um Überwindung des grundloſen Bodens, der Sümpfe, und um Maßnahmen für die Veränderung der Flußläufe bei eintretender Schneeſchmelze. Oberſt ... iſt ein Mann, der der Technik alles zutraut. Fortwährend iſt er auf der Fahrt, zum Rechten ſehend und ſtudierend, wie der Train- und Etappendienſt erleichtert und das

Los der monatelang vorn liegenden Soldaten technisch verbessert werden könnte. Hier erhalten wir einen Begriff von den Schwierigkeiten des Nach- und Rückschubs, obschon der Boden jetzt gefroren ist. Von Krakau zur Nida gibt es eigentlich nur eine Bahn, die man Straße nennen darf, die Warschauer, und schon vom Armeekommando ab war sie stellenweise schlechter. Um sie in einem fürs Auto guten Stand zu erhalten, bedarf es eines sehr großen Menschenaufwandes, über den man einfach nicht überall verfügt. Der Schotter muß aus weit entfernten Porphyrlagern vom Hinterland herangebracht werden. Um so achtunggebietender für die österreichische Heeresleitung und ihre Truppenteile ist das, was wirklich geleistet wird, und zwar besonders im Hinblick auf das Hin- und Herwogen der großen Operationen auf Distanzen von 200 bis 300 km. Was neben dieser Hauptstraße an „Straßen" vorhanden, ist, wie unser Begleiter treffend bemerkte, „der für Fuhrwerkverkehr vorbehaltene Raum", und das interessanteste daran, daß diese Straßen wohl deren Benützern reserviert sind, daß man ihnen aber, so lange es geht, ausweicht, weil das Nebengelände meist besser ist als die Straße, was wir später noch sehen werden.

Ich will versuchen, die Verkehrsverhältnisse zu schildern, wie wir sie bei Frost antrafen, und ich muß bei diesen Kommunikationen verweilen, denn ohne ihre Berücksichtigung läßt sich die Tätigkeit der österreichisch-ungarischen Armee in diesem Gebiete nicht beurteilen. Der Raum, in welchem die Armee Dankl liegt und wo deren Etappendienst sich bewegt, ist sanftes Hügelland, kreuz und quer von Bächen durchzogen, die periodisch stark anschwellen, im Sommer fast versiegen. Zwischen den Terrainwellen liegen überall Sümpfe; die Straßen

folgen den Höhenrücken und die Ortschaften liegen dementsprechend an den Hängen, vielfach aber auch in den Mulden, als wäre überall nur auf den Bodenertrag Rücksicht genommen; Wald ist spärlich vorhanden, am wenigsten im Süden. Jede, auch die kleinste Mulde, ist sumpfig, denn der Untergrund ist Lehm. Auf einer dicken, selten mit Steinen durchsetzten, noch viel seltener felsigen Schicht liegt die ungemein fruchtbare, schwarze polnische Erde, 10 bis 30 cm stark. Sie ist der Reichtum des Landes, und wie wir heute über sie schimpften, weil sie unseren Weg so beschwerlich machte, so freut sich der Bauer auf die Zeit, wo sie ihm so reiche Frucht bringen wird. Und eigentlich wundern wir uns, daß keine Macht da ist, auch dem Sumpf ertragreichen Boden abzugewinnen. Infolge Mangels an Steinen haben diese Straßen keinen festen Untergrund, und man will uns belehren, daß alles in dem weichen Lehm versinken würde. Tatsache ist, daß zahlreiche Dörfer im Herbst und Frühjahr, wenn der Boden weich ist, jeden Verkehr untereinander einfach einstellen. Ist man bei uns in den Bergen oft eingeschneit, so ist man hier „eingekotet". Während unsere Bergbewohner aber das Ihrige tun, um sich von der Umklammerung zu befreien, so sind diese Bauern vollständig indolent und haben sich mit dem Kot abgefunden. Friert er, oder ist er ausgetrocknet, umso besser, wenn nicht — kann man auch nichts dagegen tun. Das scheint ihre Losung zu sein. Die Militärverwaltung darf dabei nicht stehen bleiben. Wir sehen kilometerlange Prügelwege und bei der Feldbahn Pfahlfundamente auf lange Strecken in die Erde getrieben. Allerdings ist mancher Prügelweg versunken und der Boden hat große Mengen von Steinen geschluckt. Für jedes Geschütz braucht es da einen eigenen Unterbau

und an den Transport eines großen Mörsers ohne besondere Vorkehrungen ist gar nicht zu denken.

Da wir erst am nächsten Tag weiter können, besuchen wir inzwischen den von den Deutschen zerstörten Bahnhof und die Fassungsstelle. Der Bahnhof und ein Tunnel sind Zeugen der gründlichen Arbeit deutscher technischer Truppen. Es ist bekannt, daß auf dem Rückzug von Warschau und Iwangorod die Deutschen und Österreicher den Russen jede Möglichkeit rascher Verfolgung genommen haben, war doch ihr Rückmarsch durch die genannten Bodenzustände ungemein behindert. Aber man muß sie doch gesehen haben, solch einen Schienenstrang, die Ruinen eines Bahnhofes und den Einsturz eines Tunnels, um die Gründlichkeit der Zerstörungsarbeit recht zu erfassen. Kein Brand könnte ähnliche Verheerungen bringen. Die notdürftige Wiederherstellung der Bahnlinie bis zum taktisch zulässigen Punkt nach vorn hat denn auch viele Wochen beansprucht. So steht am Tunnel zu lesen:

Viribus unitis.
Österreicher, Deutsche, Russen,
Sprengten nacheinander mich,
So daß ich zur Jahreswende
Einem Trümmerhaufen glich.
Doch in wenig kurzen Wochen
Machte meiner Not ein End',
Rammte, bölzte Tag' und Nächte
Unser Eisenbahn-Reg'ment.

Einen weiteren Begriff, nicht vom Kot allein, sondern von der Gleichgültigkeit der Bevölkerung diesem Element gegenüber gibt die Tatsache, daß die Einwohner von ..., dem Standort des Armeekommandos,

höchſt überraſcht waren, als ſich herausſtellte, daß ihr Marktplatz gepflaſtert iſt. Hunderte von Fuhren Kotes waren fortgeſchafft, da ſtieß man auf Stein und legte den ganzen Platz frei.

Bei der Faſſungsſtelle in ... ſah ich einen Fuhrpark, deſſen Deichſeln nach allen Richtungen orientiert waren, und ich dachte, das ſei ein Vorbote für Schlamperei. Ich trat in die Feldbäckerei ein und ſah die Ausrüſtung der Leute ohne Syſtem kunterbunt herumhängen. Es berührte mich peinlich und ich dachte darüber nach, wie ſich die großen Leiſtungen der Armee zu dieſen Bildern reimten, wie es nach unſeren Begriffen ſein ſollte und — vielleicht auch ſein könnte, und ich war etwas überraſcht, zu hören, daß gerade der Train und die Verpflegung nach dem erſten Vorwärtsſtürmen im Auguſt ſtets ſo gut funktioniert hätten. Ich fand das denn auch überall beſtätigt. Unſereiner kann anfänglich nicht glauben, daß der Wagen immer gut geſchmiert iſt, wenn er nie geputzt wird, daß die Stränge halten, wenn ſie wochenlang mit Kot bedeckt ſind; aber was nützte hier das Putzen? Je länger man hier lebt, umſo mehr verträgt man ſich mit den Verhältniſſen und ſieht, wie der Mann zwiſchen haupt- und nebenſächlich unterſcheidet, und man verſteht die Leute auch dann, wenn man früher nichts als nebenſächlich betrachten zu dürfen glaubte. Seit ich den ungeputzt verladenen Train einer von Polen her nach den Karpathen fahrenden deutſchen Infanterie-Diviſion geſehen habe, bin ich auch mit dem weicheren öſterreichiſchen Dienſtbetrieb ausgeſöhnt.

Der ganze Train iſt natürlich den Kommunikationen angepaßt und man ſieht außer den Fahrküchen faſt nur landesübliche Requiſitionsfuhrwerke und an ihnen das kleine Kognickel, das einzige Zugpferd, das

Drahthindernis im Stützpunkt nach dem Sturm

„Waffenplatz“ und Friedhof im Stützpunkt

Abdecken des Skoda-Mörſers zum Schuß

Der Mörſer und wir beim erſten Schuß

ſich in dieſem Schlamm-Meer zurechtfindet und dabei ſtaunenswerte Laſten bewegt, die in keinem Verhältnis zu ſeiner Körpergröße ſtehen. Mit dem ganzen ſchönen Train, Wagen und Roß, den man klugerweiſe im Hinterland ließ, bezw. zurückdirigierte, wäre hier abſolut nichts auszurichten geweſen, außer auf der Warſchauer Heerſtraße.

Beim Eſſen fragte ich Exzellenz v. K., ob wir, nachdem ſchon mehrere Bomben auf den Ort gelegt worden, ohne nenenswerten Schaden, aber doch in unangenehmer Nähe, auch heute den ruſſiſchen Flieger zum Nachtiſch erwarten dürften. „Heute nicht," ſagte der General, „morgen, aber nur wenn es ganz ſchön iſt." Der Abend war ſternenklar und ich ſagte zum Kameraden: „Morgen kommt der Ruſſe geflogen." Am nächſten Tage ſchien die Sonne zum erſtenmal nach langer Zeit. Der Lenkballon ſtieg auf und ein hieſiger deutſcher Flieger.

Wir fuhren zur ... Diviſion. Der Diviſionskommandeur, Exzellenz General S., empfing uns herwärts des Herrenhauſes (womöglich beziehen die Stäbe ſolche, die einzigen guten Wohnungen, ſind aber begreiflicherweiſe nach taktiſchem Bedürfnis manchmal in trauriger Behauſung oder unterirdiſch logiert) und geleitete uns nach Zuweiſung unſeres Hüttchens bei einem freundlichen Juden, zur zweiten Linie ſeiner Stellung, da, wo in einem Wäldchen ein Stützpunkt mit Unterkunft für eine Kompagnie liegt. Dieſe Wäldchen ſind ſehr zahlreich und es iſt daher für den Flieger ſehr ſchwierig, herauszufinden, ob in einem etwas ſteckt oder nicht, denn ſie werden oft abſichtlich vermieden, oder man legt ganze Fakſimile-Wäldchen an, die man bezieht, — oder auch nicht. Die jetzige Kampfart hat die Be-

wegung gehemmt, aber dafür der Kriegsliſt im Kleinen weiten Spielraum eröffnet, und man überbietet ſich gegenſeitig in oft phantaſtiſchen Vortäuſchungen. Dies war alſo ein wirklicher Wald mit der wirklichen Einrichtung für eine Beſatzung, welch letztere das einzige Unwahrſcheinliche der ganzen Anlage bleiben wird, denn die vordere Linie und die Nida ſind Hinderniſſe, die wohl nicht genommen werden. Immerhin hat der kluge Mann auch da vorgebaut. Hier war der Boden trocken, ſandig, der Lehm zermürbt und es mußten die Wände des Grabens auf der ganzen Länge und in allen Teilen der Unterſtände geſtützt und getäfelt werden. Selbſt am Boden liegen Bretter, um es der Mannſchaft bequem und hygieniſch zu machen. Es iſt Befehl, womöglich immer zuerſt die Waldungen des Zaren bezw. des Fiskus anzugreifen.

Der General iſt ſtolz auf dieſen Stützpunkt und mit Recht; denn er iſt mit großer Sorgfalt ausgebaut und ſo weit vorbereitet, daß er jederzeit bezogen werden kann. Das Ganze iſt eine einſtöckige, unterirdiſche Kaſerne mit Schützengraben vor der Front. Dieſer bietet vollen Schutz gegen Schrapnellfeuer, nicht aber gegen Granaten. Die Wirkung der Granate auf die ſchmale Schützenlinie iſt aber erfahrungsgemäß ſo gering, daß man davon abgekommen iſt, ſich dagegen beſonders ſchützen zu wollen, außer bei beſondern Räumen. Wir finden da nächſt den Unterſtänden für die ruhende Mannſchaft (durchſchnittlich $^2/_3$ in Räumen für ca. 1 Gruppe). Räume für die Sanität (bombenſicher), für den Kommandanten, Feldwebel, die Zugführer, eine große Küche, in die man mit der Feldküche einfahren kann, Magazine, Aborte, kurz, es iſt für alles in ſo idealer Weiſe geſorgt, als es dieſe Unterwelt geſtattet.

Auch von dieſem Kommandeur ſtrahlt eine Wärme

aus, welche ſein Stab reflektiert, uns in angenehmſter Weiſe berührend; man iſt ſo ſchnell heimiſch bei dieſen freundlichen Öſterreichern, die ſo unauffällig herzensgut und unaufdringlich liebenswürdig ſind und unſere Wünſche erraten und ſchon erfüllt haben, ehe ſie uns ſelbſt recht zum Bewußtſein gekommen ſind. Der Diviſionär iſt ein berühmter ehemaliger Lehrer an der Kriegsſchule und in der Praxis ebenſo geſchätzt, wie im Unterricht. Bei Zamosc ſchlug er mit ſeiner Diviſion drei feindliche, die bekanntlich ſtärker ſind an Infanterie und Artillerie, als die öſterreichiſchen, indem er ſie am erſten Tage nachzog, ſich am zweiten Tage eingrub, am dritten Tage feſthielt und ſie am vierten und fünften Tage glänzend niederrang und zum Rückzuge zwang.

Am Nachmittag kamen wir zur Artillerie, die hier an einer Stelle direkt hinter und neben der Infanterie liegt, wie denn überhaupt nirgends weniger Schema vorhanden iſt, als an der Nida, wo man doch meinen könnte, es ſei überall gleich, weil die Natur einen ziemlich einheitlichen Charakter aufweiſt. Wir ſehen hier das weittragende Feldgeſchütz und nehmen ſeine Wirkung vom Beobachtungsſtand aus wahr. In dieſer Stellung ſieht es ſehr wohnlich aus. Jeder hat ſeinen Platz, wie im Kantonnement, jeder ſeine tadelloſe Ordnung, und man muß nur ſtaunen, daß da alles ſo ſauber iſt, wie im Stübchen. Auf das Artilleriefeuer antworten die Ruſſen nicht; auch die Infanterie bleibt ſtumm. Deshalb bewegen ſich einzelne Öſterreicher ganz frei. Die Ruſſen liegen wenige hundert Meter gegenüber im Graben. Nur ab und zu huſcht einer durch denſelben und zeigt ſich unſeren ungeduldig ſuchenden Blicken. Es ſind die erſten bewaffneten Ruſſen, die ich ſehe. Daß man ſich gegenſeitig ſo ignoriert, dachte ich allerdings nicht. Unſer

Rittmeiſter verlangt plötzlich das Glas und ruft freudig: „Jetzt ſehe ich einen, wie frech, er zeigt den ganzen Oberkörper und ſcheint uns herauszufordern!“ „Der ſteht ſchon 14 Tage ſo da,“ belehrt ihn ein Soldat. Der Graf iſt empört, daß uns die Ruſſen auch nicht eines einzigen Schuſſes würdig gefunden haben. Solche Puppen ſtellen auch die Öſterreicher auf und man „frozzelt“ ſich gegenſeitig, wo man kann; es iſt doch gar zu eintönig hier. Die Öſterreicher haben längere Zeit eine ſolche Puppe nicht getroffen. Die Ruſſen winkten höhnend ab. Da nimmt ein Feldwebel ein Gewehr und befiehlt mit einem andern einen Schuß. Wieder nichts. Der ruſſiſche Zeiger winkt ab, der Feldwebel ſchießt und der arme Ruſſe hat zum letzten Male „gefrozzelt“. Während ich mit dem Artillerie-Zeiß, einem prächtigen Inſtrument, Ruſſen in Deckung ſuche (ſie beſetzen erſt in der Nacht die Feldwachſtellungen und beſchießen faſt nur die Trains und Fahrküchen in der Dämmerung; aber dann auch mit Artillerie) befiehlt der Batterie-Kommandant: „Melden Sie mir den Flieger!“ Ich hatte weder etwas geſehen, noch gehört. Der Kanonier geht hinaus und kommt nach einigen Sekunden zurück: „Ruſſiſcher Eindecker“. Ich ſchaue nach der Uhr und ſage: „Das muß wohl ſtimmen,“ und in der Tat war es der Ruſſe, der über dem Korpsquartier drei Bomben abgeworfen hatte, wie der Korpskommandant vorausgeſagt. Schaden verurſachte er nicht, konnte aber auch nicht beſchoſſen werden; denn er flog wohl 2000 m hoch. Dieſe Beſuche werden hier mit bewundernswerter Ruhe behandelt.

Heute gab es bei der Diviſion zu erzählen. So hatte ich mir die Annäherung zur vorderſten Linie nicht gedacht: Im Zweiſpänner bis zur Artillerieſtellung.

Der nächſte Morgen ſah uns direkt an der Nida,

wieder in einem Herrenhaus hart an einem ſtark zerſchoſſenen Dorfe und umgeben von Granatentrichtern, mit Schrapnellkugeln geſpickt und mit einem friſchen großen Loch im Dach. Am erſten Wort erkenne ich den Italiener und wir unterhalten uns in der ſchönen Sprache, die ich hier noch nicht gehört, wohl weil ich noch nicht auf Welſchtiroler ſtieß. Durch den Schloßhof gehen wir in ein induſtrielles Nebengebäude, das zu einem kleinen Stützpunkt ausgebaut iſt, mit Maſchinengewehren und Geſchützen, Fluß und Angelände weithin beſtreichend. Alſo d a s iſt die Nida, das große taktiſche Hindernis, das großen Heereseinheiten beider Teile Halt gebietet ſeit Monaten, dieſer unſcheinbare Bach, der dazu heute infolge angeſtauten Treibeiſes noch ſtellenweiſe tragfähig zugefroren iſt! Unglaublich. Aber nicht ſie ſelbſt iſt das große Hindernis, ſondern die weiten Sümpfe zu beiden Seiten. Vom Gegner trennen uns mehrere Kilometer Sumpf. Nur in der Nacht wagt er ſich näher heran, aber auch die Öſterreicher ſchleichen hinüber und legen ſich horchend vor ſeine Naſe. Ab und zu kommen einige freiwillig herüber. Man ſagt, es würden ihrer mehr ſein, wenn das Überlaufen leichter wäre, aber ſie ſind ſcharf bewacht und ſollen beim leiſeſten Verdacht, ſich drücken zu wollen, von den eigenen Vorpoſten erſchoſſen werden. Es ſind deshalb nicht die Schlechteſten, denen man die Feldwachen und Horchpoſten anvertraut und der liſtige Gegner traut ihnen ſelten, iſt es doch oft vorgekommen, daß die Vorderen die Hände hoben, ſich ergaben und andere dann aufſtunden und die Öſterreicher niedermachten. Seit einigen Tagen iſt ein Punkt verdächtig. Die Patrouillen vermuten dort das Legen einer Falle und ſo hat der Abſchnittskommandant beſchloſſen, der Sache am hellichten Tage auf den Grund zu gehen

und die Gesellschaft, wenn sie dort ist, „hopp“ zu nehmen, wie man hier sagt. Leider erlaubt uns unser Programm nicht, der Aktion beizuwohnen.

In dieser Gegend überhöhen die Russen die Österreicher wie fast an der ganzen Nida bedeutend, was für die Beobachtung und für die Artillerie den Russen große Vorteile sichert. Infolgedessen ist auch bei der Anlage der Gräben und Unterstände hierauf, oft unter sehr ungünstigen Verhältnissen, Bedacht genommen worden. Auch hier sind die Gräben mit großer Sorgfalt ausgehoben und, obwohl man hart mit Grundwasser zu kämpfen hat, und der Lehm, der jetzt gefroren ist, bei wärmerem Wetter feucht fließt oder trocken bröckelt und stäubt, von unerwarteter Reinlichkeit. Wie trocken die Luft, getrieben von orkanartigen Winden, hier sein kann, merkt man sofort am raschen Austrocknen des Tabaks. Auch in dieser Stellung ist alles getäfelt und mit Holz belegt, wozu an einigen feuchten Orten Stroh und Holzwolle kommt. Die Leute sind in bester Stimmung und fühlen sich in ihren selbstgebauten Wohnungen sehr wohl. Sie sind mit Recht nicht wenig stolz auf ihre Werke, denn es ist wirklich behaglich in diesen Höhlen, die mittelst der zusammenlegbaren leichten Eisenblech-Schwarmöfen gut erwärmt sind. Die Soldaten sind denn auch lieber vorne als im Etappenraum, in den stinkenden, verlausten, zügigen und dreckigen „Wohnungen“ der einheimischen Bevölkerung. Der Gesundheitszustand ist ganz ausgezeichnet, denn hier, wo Ruhe herrscht, kann die Mannschaft alle vier Tage gewechselt werden. Viele bitten aber, länger bleiben zu dürfen, was bei guter Unterkunft auch seine Vorteile hat. Auch diese Stellung hat ihren großen Platz, der ein Muster von Reinlichkeit ist, und allerlei mährische Straßen- und Lokalbezeichnungen.

Wenn ich ſage, daß die Leute den Schützengraben mit dem Beſen kehren, wie die ſorgfältige Hausfrau ihr Haus, ſo haben Sie einen Begriff von der Disziplin, die bei dieſer Armee herrſcht.

Auch jetzt fällt kein Infanterieſchuß, wohl aber beſchießt „unſere“ Artillerie eine Straße, ein Dorf und einen Wald, in welch letzterem eine Batterie ſtehen ſoll, ein umſo ſchwierigeres Ziel, als die Ruſſen fortwährend die Stellung wechſeln. Der Herr Diviſionär hatte uns gebeten, zu einer beſtimmten Zeit den Punkt zu verlaſſen, gegen den die Ruſſen täglich heftig ſchießen. So mußten wir denn auch aus dem hochintereſſanten Gebiete hinaus, in dem wir ſo gerne länger geblieben wären, um uns auch eingehender mit der Mannſchaft zu unterhalten. Ich nahm aus den Gräben das Gefühl mit, daß ein ſo gut ausgebauter Stützpunkt mit ſolcher Ordnung, ſolcher Disziplin und frohem Geiſt nicht ſo leicht zu erobern iſt. Nachdem uns noch drüben im Sumpf die Stelle gezeigt worden war, an der eine Menge Leichen bis über die Knie im Sumpf ſteckend eingefroren ſind, mit erhobenen Händen im Winde ſchwankend, wie Schilf, bewirtete uns der ſtramme Major aufs beſte; ſogar ſeine Kapelle mußte ſpielen. Der duftende Tee floß aus einer Kanne mit dem N Napoleons und ſeiner Krone und mit der Marke Château des Tuileries, Manufacture de Sèvres, ein Teller trug den Namen und die Pariſer Adreſſe des Malers eingebrannt. Hat die Kanne wohl auch Napoleon im ruſſiſchen Winter geſehen? Die Schätze dieſes Hauſes ſind vom Armeekommando inventariſiert und im Hinterland gegen Quittung bei einer Gemeindebehörde geborgen worden. Die unſcheinbare Kanne ſcheint vergeſſen worden, oder mit dem unentbehrlichen Geſchirr zurückgelaſſen zu ſein. Sie iſt bei

dieſen Offizieren in guten Händen. Zum Deſſert wurde uns der hier dienende berühmte Wiener Telepath de Rubini (Soldat Plachy) vorgeführt, der ausgezeichnete Künſte im Gedankenleſen zeigte. Er holte beiſpielsweiſe in einem Nebenzimmer ein beſtimmtes Buch unter vielen, ſchlug Seite 20 auf und las die oberſte Zeile. Am leichteſten arbeitet er, wenn man in Kommandoform denkt, befiehlt und erſtellen läßt.

Bei dem langen Liegen an einem Orte werden alle kleinen und großen Talente doppelt hoch geſchätzt. Übrigens glaube man nicht, daß die Leute nichts zu tun haben, dafür ſorgt ſchon die Natur, mit ihrer wechſelnden Witterung und der fortwährenden Erdbewegung; in den Reſerveſtellungen wird tüchtig exerziert. Da reichlich Nahrungsmittel vorhanden ſind, beſonders Kartoffeln, ſchmort oder brodelt bei den Unbeſchäftigten, die nicht ſchlafen, fortwährend irgend was auf dem Schwarmöfelchen, das vielfach eine kunſtgerechte Ziegelverkleidung aufweiſt. Wie kein Graben dem andern durchaus gleicht, ſo auch keine zwei Unterſtände einander, und es iſt oft rührend, zu ſehen, welche Rolle hier ein Bildchen, eine Blechbüchſe, ein farbiger Fetzen, ein Stück Glas ſpielt, von Eroberungen, wie Vorhängen, Polſterſtühlen, Kiſſen, Spiegeln, Wanduhren und ſo fort, nicht zu reden. Wer etwas Herz für die Mannſchaft, etwas Erfindergabe und praktiſchen Sinn beſitzt, muß an dieſem Leben ſeine helle Freude haben. Das trifft bei den öſterreichiſchen Offizieren vollauf zu.

Unſer Wirt wurde beſorgt. Erſt geſtern wurde auf unſerem Wege eine Fahrküche durch eine Granate zerſtört, wobei mehrere Mann umkamen. Sodann hatte die diesſeitige Artillerie den Gegner ſchon gereizt; dazu ſah er uns in den Autos kommen und ſo konnte man

General der Kavallerie Victor Dankl

Schloß im Stützpunkt

Bahnhof an der Linie Krakau—Warschau

nicht wiſſen, was die nächſten Minuten dem Haus, in dem es uns ſo wohl war und unſeren am Waldrand wartenden Wagen zu Teil werden konnte, denn „ſie paſſen ſcharf auf, und haben gute Augen, die Ruſſen," ſagte er. Einzeln und in größeren Abſtänden begaben wir uns zu den Wagen zurück und langten heil im Diviſionsquartier an. Zu unſeren Ehren ſpielte bei Tiſch die Regimentsmuſik, eine ſtarke und gut geleitete Fanfare, lauter Muſiker, aus den nächſtliegenden Körpern zuſammengeſtellt, da ja die Regimentskapellen im Kriege aufgelöſt ſind und ihre Angehörigen draußen kämpfen.

Ungern verließen wir die prächtigen Menſchen, die wir auch hier fanden. Beim Abſchied gab Exz. St. ſeiner unbedingten Zuverſicht in den Sieg der Armee Ausdruck und wünſchte, daß der Schweiz in dieſem Kriege eine ehrenvolle Rolle bei den Friedensverhandlungen zu Teil werde. Ich verſicherte den General, daß es uns eine Herzensſache ſei, nach Kräften das Los Verwundeter und Gefangener mildern zu helfen, ſowie ihren Verkehr mit ihren Angehörigen, ohne Anſehen der Parteien, vermitteln zu dürfen und daß, ſollte ein Antrag zu weitergehendem Handeln an unſeren Bundesrat bei den Friedenspräliminarien gelangen und angenommen werden, unſere Bundesväter das große Vertrauen der Nationen ſicher zu rechtfertigen wüßten.

Am Nachmittag ſollten wir der Nida noch näher kommen, bis an ihr Ufer. Wieder fuhren wir im Wagen über lange Prügelwege, improviſierte Brücken und quer feldein zum Wald in Deckung.

Auf einmal regt ſich's im Wäldchen vor uns, ein Kopf, noch einer, wahrhaftig eine ganze ſchwere Batterie ſteht da — und das Wäldchen iſt nur Schein, alles Blendwerk, in der letzten Nacht entſtanden. Die Geſchütze

ſind mit Grün bedeckt, da wird auch der beſte Beobachter im Fluge nichts finden. Etwas weiter, im wahren Wald neue Stellungen, die ebenſo geſchickt angelegt ſind und deshalb ein ganz anderes Bild bieten, weil die Unterſtände hier grottenartig horizontal in die Böſchung hineingebaut werden konnten und unter dem Schutze des Waldes viel bequemer ausgeſtaltet ſind. Graben, Hütten, Straßen und Plätze ſind mit launigen Namen bezeichnet. Der Bauherr tauft ſeine Villa oft nach der ſchönen Seele, die daheim ſeiner gedenkt. An den Bezeichnungen erkennt der Kundige auch leicht die Herkunft der Truppenteile.

Auch da fanden wir einen Stützpunkt, einen Sandhügel, termitenartig gebaut, und wir ſtaunten über das Geſchick dieſer Höhlenmenſchen. Wie ſich die Welt gedreht hat! Und wir mit ihr. Kehren wir zum Neandertalmenſchen zurück? Doch nicht, denn unweit dieſer unterirdiſchen Siedelungen pulſiert ein ganz anderes Leben. „Schlafen, hungern und frieren," ſagt unſer luſtiger Hauptmann, „braucht man nicht zu lernen, darum immer es ſich ſo bequem machen, wie nur möglich, und alles genießen, deſſen man habhaft werden kann, wer weiß, was der Morgen bringt." Für Askeſe iſt der Augenblick entſchieden ungeeignet, darum ißt und trinkt man an der Front manchmal lukulliſch und findet Muſik, Literatur, Billard, Unterhaltung aller Art.

Als wir abends nach dem Korpsquartier zurückkehrten, hatten wir ein anderes Quartier; man hatte ſich durch die Tränen der Polin, die direkt zum Schmied gegangen war, rühren laſſen, und ſo kamen wir in die Choleraſtraße (wie wir ſie nach dem dort liegenden Choleraſpital getauft), zu einer Familie, deren Tochter in Neuchâtel geweſen war, gut franzöſiſch ſpricht und große

Freude über unſeren Beſuch äußerte. In dem äußerlich unſcheinbaren Hauſe war alles rein und behaglich, mehr als man im Krieg verlangen darf.

Was die Cholera anbelangt, ſo waren wir nirgends ſicherer als hier; denn das Korpskommando hat umfaſſende Maßnahmen ergriffen, ſowohl vorbeugende, als heilende. Läuſe gibt es an der Front und im Hinterland. Es iſt nicht nur Importware ruſſiſcher Provenienz; Galizien iſt ein gleich guter Nährboden und hier in Polen gedeiht die fruchtbare Kleiderlaus im Verhältnis zum Schmutz, zur Indolenz und zu der Schwierigkeit, in Schützengraben, Unterſtand und Reſerveſtellung das Stroh zu erneuern. Stroh und Heu ſind überhaupt rar geworden und die Holzwolle vermag nicht überall Erſatz zu bieten. Zu den Hilfsmitteln der Chemie ſind nun auch eigene ambulante Entlauſungsapparate und Bäder getreten und das Neueſte iſt, daß man die Laus — hinausbügelt. Bei einer Temperatur von gegen 40° geht die Kleiderlaus zu Grunde. Alle 10 Tage wird der Mann vom Kopf zu Fuß retabliert, ſeine ganze Ausrüſtung wird desinfiziert und der Körper erhält ein Dampfbad. Gegen die Choleragefahr arbeitet man in den Unterkunftsorten zweiter und hinterer Linien wie Herkules bei Augias. Der Haupterfolg gebührt aber nach allen maßgebenden Ausſagen der Impfung. Wir haben vorläufig nur Anisöl gegen Läuſe bei uns und reichlich Wäſche, dazu benützen wir jeden Anlaß, uns zu waſchen und zu baden. Die Impfung gegen Typhus und Cholera ſteht auch uns bevor.

Beim Nachteſſen konnten wir die vortrefflichen Bilder des deutſchen Fliegeroffiziers vom Vortage ſehen. Es war ein Dutzend Photos ruſſiſcher Stellungen, die nun mit der Karte verglichen werden. Teilweiſe waren

die Schützengräben und Laufgräben mit ihren Zickzacklinien sehr deutlich zu erkennen. Über den Artilleriestellungen schwebte aber auch hier ein großes Fragezeichen.

Am 11. März wurden wir vom fürstlichen Kommandanten der ... Division empfangen, dessen Generalstabschef die Freundlichkeit hatte, uns auf unserem Ritt zu diesem Teile des ... Korps zu begleiten. Einen besseren Führer hätten wir uns nicht wünschen können. Wir kamen zu den Wienern, den Deutschmeistern, wo die Bodenverhältnisse insofern andere waren, als die Hügel moränenartig einen Belag von kleinen Kalksteinen trugen, meterhoch. Infolgedessen waren die Unterkunftsräume sehr trocken. Der Beobachtungsstand der Artillerie war hier mitten in den Infanterielinien, am Drahthindernis, und wir konnten die Wirkung von Geschützen dreier verschiedener Kaliber beobachten. Besonders genau schoß die Schwere. Wir waren an den vorhergehenden Tagen so in Sicherheit gewiegt worden, daß wir uns auch hier nicht sehr in acht nahmen, obschon der Abschnittskommandant fortwährend warnte. Nachdem ein Krach nahe über uns erfolgt war, und die russischen Kugeln lebhafter zu surren begannen, lernten auch wir uns ducken. Auf einem nahen Abort erschossen die Russen im Laufe der Zeit sechs Mann, nun ist das W. C., dessen Platz nicht immer leicht zu wählen ist, verlegt, schußsicher. Mir gefielen die Aufschläge der großen Granaten, und ich wäre am liebsten dageblieben. Ich hatte kein anderes Gefühl, als das des Schützen, der dem Schuß nachsieht, sich ärgert, wenn es nichts ist damit, und sich über jeden Treffer freut. Jenseits der Nida war ein Stützpunkt das Ziel des österreichischen Fünfzehners, in dem sich ab und zu etwas bewegte. Unwillkürlich meldete ich am Fernrohr vor mich hin: links, rechts, zu

kurz, zu hoch, da flog etwas wie ein Faß in die Luft (ein ganzes Hüttchen?), Bewegung kam in den Maulwurfshügel, ein Volltreffer. Daß und wieviele Menschen dabei zu Grunde gegangen sein mochten, kam augenblicklich gar nicht in meinen Gedankenkreis; ich war lediglich Schütze, wie im friedlichsten Stand.

Von hier kamen wir zu einer Batterie im Schnee, die so gut maskiert war, daß ich ein Bild davon nehmen mußte, und ich wette, daß niemand sie finden wird. Im Anfang des Feldzuges war die russische Artillerie der österreichischen entschieden überlegen. Sie trägt weiter, ist modernster Konstruktion, schoß sehr genau, hat acht Geschütze pro Batterie gegen sechs. Nun hat sich aber das Verhältnis ausgeglichen durch Materialverlust und Abnützung auf russischer Seite. Wenn russischerseits immer so viel Munition verschwendet wird, wie hier, dann begreift man auch den russischen Munitionsmangel, von dem so viel die Rede ist. Worauf die Passivität im Schießen der Russen im allgemeinen auch auf der ganzen bisher besuchten Linie zurückzuführen ist, läßt sich natürlich nur vermuten.

Den Abschluß des Vormittags bildete die Besichtigung eines der in diesem Kriege so berühmt gewordenen Skoda-Mörser, auf die ich begreiflicherweise sehr gespannt war. Der Einbau des Mörsers ist hier so geschickt gemacht, daß trotz regelmäßigen Schießens der Gegner ihn noch nicht endeckt hat. Uns zu Ehren wurde ein Schuß abgegeben. Ich stellte mich auf etwa zwanzig Schritt hinter dem Geschütz mit dem Kodak auf. Der Film gibt den Luftdruck, die Erschütterung des Bodens samt mir gut wieder — doppelte und dreifache Konturen, in der Mitte die beleuchtete Rauchsäule. Der Knall ist wohl sehr stark; aber er bot mir doch eine Enttäuschung nach

den phantaſtiſchen Berichten. Das gurgelnde Geräuſch eines über den gefrorenen Seeſpiegel dahingellenden Kieſelſteines ins Ungemeſſene geſteigert, gibt den Ton des ſich durch die Luft ſchraubenden, 380 kg ſchweren und 1 m langen Briſanzgeſchoſſes wieder. Schade, daß wir nicht auch den Einſchlag ſahen; es ſoll ein Treffer in einem Stützpunkt geweſen ſein. „Pferde gut halten," hatte der Artilleriechef zu den Wärtern geſagt, als wir uns dem Verſteck des Mörſers näherten. Dennoch brannte das eines deutſchen Offiziers durch, der von weit her zur Beſichtigung gekommen war. Die Öſterreicher reden nicht von ihren Taten. Sie ſind beſcheidener, als vielleicht für die Truppen und ſicher für die „Raunzer" in Wien gut iſt. Den Stolz auf dieſen Mörſer unterdrücken jedoch die Öſterreicher nicht, und es darf wohl öfter betont werden, welche Dienſte dieſe Waffe den Deutſchen im Weſten geleiſtet hat, fiel doch Maubeuge einzig durch ſie, und haben ſie ſich bei Namur und Antwerpen glänzend hervorgetan.

Beim Kommandanten der ... Brigade, General S., in einem Neſtchen mit kleinen Hütten angelangt, wurden wir zu Tiſch geladen. Es ſtellte ſich heraus, daß dieſer Herr einen Schweizer zum Schwiegerſohn hat, und ſo waren wir bald gute Bekannte. Die Kapelle, die hier ertönte, war anderer Art, als die früheren, ganz dieſem ſtillen Milieu angepaßt, klein und fein. Ich will mich nicht wiederholen, um auch dieſen Empfang zu ſchildern, werden wir doch überall mit einer Kameradſchaftlichkeit aufgenommen, die uns unvergeßlich bleiben wird.

Mittelſt Wagen geht es durch hohen Sand zur Nida. Unterwegs wirft man um, wer darin Übung hat, verſteht zu fallen, bei den andern geht der Sturz nicht ſo glatt ab. Die Laufgrabenanlage iſt hier am ausgedehnteſten, denn

die Stellung ist auch stark flankiert. Der Wald ist derart unter Feuer, daß ein anderes Näherkommen als durch ein vielmaschiges Netz tiefer Gräben nicht möglich ist. Auch hier musterhafte Ordnung. Die Russen schießen selten. Was wir hören, sind die Schüsse einer Gruppe, die diesseits ein Wettschießen auf Scheiben vor der Front abhält. Frech laufen die Österreicher da herum, holen Wasser im nächsten, ganz zerschossenen und verlassenen Dorf und mißachten den Gegner. In einer der letzten Nächte wurde eine feindliche Feldwache ausgehoben, und es wird nicht lange gehen, bis die Russen ihre Rache genommen haben. Vielleicht sind sie deshalb so ruhig, um dann umso überraschender kommen zu können. Aber die Österreicher schlafen nicht. Der Boden ist hier zementartig gefroren, und ich überzeugte mich selbst von der Wirkungslosigkeit der Pickelschläge. Dennoch meißeln sich die braven Leute Gang um Gang, Unterstand auf Unterstand in die schützende Erde. Da, wo wir die Wagen zurückließen, mitten im Wald, finden wir prächtige Stallungen für 60 Pferde, trocken, warm und hell.

Der Ritt geht nun querfeldein, zur Division zurück. Die vielen Granaten, die hier unheimliche Trichter hinterlassen, gelten dem Fesselballon, den die Russen gar nicht lieben, da er ihre Überhöhung kompensiert. Sie können ihm aber nichts anhaben, weil auch er fleißig den Standort wechselt. Flieger und Präzision der Artillerie nötigen beiderseits zu Wechsel und Täuschungsversuch in allen wertvollen mobilen Objekten.

Es will Abend werden; durch den Wald bewegen sich Abteilungen. Es gibt eine Ablösung, die erst im Dunkel vorne erscheint. Auffallend ist, daß mit der großen Belastung, die der Winter- und Stellungskrieg mit sich brachten (mancher gleicht einem wandelnden Waren-

lager), auch der Ofen gehen muß. Ja, am Schwarmofen hängen ſie wie der Araber am Pferd. Sie nehmen ihn mit und tauſchen nicht. Jedes Öfelchen hat ſeine Launen, ſeine guten Seiten und ſeine Geſchichte. Darum iſt es Kamerad, Freund und Geſpan. Mit dem Schwarmofen ſind die Erinnerungen intimſter Art verknüpft; er hat alles mitgemacht, weiß alles und hat am meiſten dazu beigetragen, das Los der Unterwelt zu erleichtern, die Höhlen erträglich, freundlich zu geſtalten. Ohne Automobil, Fahrküche, Telephon, aber auch ohne Schwarmofen hätte der Krieg ſeine heutige Form nicht annehmen können. Und mag das Öfelchen noch ſo feſt eingebaut ſein, der größte Kamin wird abgebrochen und das Öfelchen mitgenommen nach vorn, nach hinten, und der Abſchied von ihm wird keinem leicht werden, wenn Friede kommt, wenn die Nächte warm werden, oder wenn es vorwärts gehen wird im Eilſchritt, wann manch teurer Ballaſt abgeworfen werden muß.

Die Diviſion hat ein geſtiftetes bakteriologiſches Unterſuchungslaboratorium, in dem ein Arzt der Diviſion, ein berühmter Spezialgelehrter, dient, und von welchem aus wichtige Beobachtungen an die Armee gelangen.

Beim Herrn Korpskommandanten zurück, können wir auf Befragen die beſten Eindrücke äußern; der General iſt voller Zuverſicht und erklärt, daß unbedingt durchgehalten wird, woran wir umſo weniger zweifeln, als wir ſelber die Überzeugung erhalten haben, daß mit dieſen tüchtigen, braven Leuten weiter Großes zu erreichen iſt.

Am Abend des 12. März langen wir wieder beim Armeekommando an. Exzellenz Dankl, unſere Freude über das Geſchaute und unſer Intereſſe erkennend, hat

Am Standort des Gruppenkommandos

Uzsok-Höhen

Die weiße Kanone

Auch ein Karpathenheld

Die Russenstellung gegenüber

die Güte, uns anzubieten, noch andere Teile der Armee zu beſuchen, was wir mit großer Befriedigung annehmen. Alſo nicht zurück nach Krakau, ſondern nochmals hinaus. Nachmittags Fahrt mit der Feldbahn auf den „Semmering", die bewaldete Anhöhe, den ſchönſten Punkt dieſer Linie, die ſehr einer unſerer Schmalſpurbahnen gleicht. Beinahe möchte man glauben, der ſie traſſiert hat, ſei ein Naturfreund, Sportsmann und Fremdenverkehrspolitiker, ſo intereſſant und ſportlich günſtig iſt das Geleiſe geführt. Da gibt es Schluchten und Ausſichtspunkte, kleine und große Viadukte, wie die Dankl-Brücke, ein Viadukt von ca. 60 m Länge, in der Kurve liegend, wie die Landwaſſerbrücke der Rätiſchen bei Filiſur, und wenn ... ſo ließe ſich hier eine prächtige Bobsleighbahn errichten, mit allen Bequemlichkeiten der Eiſenbahn für die Bergfahrt, und auch das Skigelände wäre günſtig.

Eine regelrechte Reiſe auf der Feldbahn bringt uns der nächſte Tag. Wir fahren zum Kommando eines andern Korps, Exzellenz General v. K. I. — Solcher Bahnlinien gibt es hier mehrere, denn die ſchon geſchilderten Straßen, der Mangel an permanenten Bahnlinien und die Unmöglichkeit, jetzt Straßen zu bauen oder auch nur für den großen Train einer Armee brauchbar zu geſtalten, haben den Bau dieſer leiſtungsfähigen Etappenlinien veranlaßt. Unſere Linie hat eine Länge von nahezu 60 Kilometern, einen Minimalradius von 50 Metern, Maximalſteigung von 28%. Eine vollbelaſtete Lokomotive vermag durchwegs mindeſtens 60 Tonnen zu ziehen. Das Hügelland, die Sümpfe und der widerſtandsloſe Acker- und Straßenboden haben der Anlage große Schwierigkeiten bereitet und es muß geſagt werden, daß dieſe Bahn, die in ganz kurzer Zeit von den geſchickten eiſenbahntechniſchen Truppen unter Zuhilfenahme von

Landſturm und zivilen Arbeiterkolonnen erſtellt wurde, dem Etappendienſt der Armee ein glänzendes Zeugnis ausſtellt.

Die Fahrt wird abwechslungsreich durch die Transporte auf ihr, ſo kreuzen wir einen Typhuszug, der lange neben uns hält, und erkennen an den Ladungen die Bedürfniſſe und Beſtände von Nach- und Rückſchub. Die zuſammenſetzbaren Stationshäuschen mit 4 Zimmern, Dienſt-, Schlaf- und Kocheinrichtungen ſind ganz gemütlich und an den Ladeſtationen, wo freiwillige Sanitätsſchweſtern ihres harten Dienſtes walten, gibt es auch für uns leibliche Genüſſe. Die Labedamen (die eine ſtammt aus Stubai im Tirol, hat keinen Vater mehr, ſechs Brüder im Feld und bei der Mutter die einzige Schweſter zurückgelaſſen), haben bei den jetzigen Ruhezeiten auch ihre Erholung, denn die Bahnbeamten und durchreiſenden Offiziere verſäumen nicht, ihnen ihre Aufwartung zu machen und ihnen ihre Erlebniſſe zu erzählen. So fanden wir auf der Rückfahrt in der „guten Stube" der Labeſtation einer Nebenlinie eine lebhafte Teegeſellſchaft beiſammen.

Unſer Gaſtgeber war, als wir anlangten, erſt etwas ſchweigſam bei Tiſch, denn die Ruſſen hatten nächtlicherweile mit ſchätzungsweiſe vier- bis ſechsfacher Übermacht einen Stützpunkt überfallen und einige Leute getötet. Noch wußte man nichts Genaues. Da erſchien der Referent und meldete, daß der Gegner unter ſehr großen Verluſten abgewieſen worden und draußen, von dem bedauerlichen Verluſt abgeſehen, alles in Ordnung ſei. Da kam auch an unſeren Tiſch Leben und der Herr General wurde geſprächig uno wußte viel von der Eigentümlichkeit des Poſitionskampfes und dem guten Geiſte ſeiner Leute zu erzählen. Zu Weihnachten haben die Ruſſen

nicht geſchoſſen, dafür reſpektierte mon ihr Neujahr. Das war nicht überall ſo, an anderen Stellen hörte ich das Gegenteil, es kommt eben ganz auf die Kommandanten und Truppen an. Der gewöhnliche Ruſſe, der Bauer, gilt hier als ſehr gutmütiger Menſch. Dieſen Eindruck machten mir auch die Gefangenen, die ich bis jetzt ſah. Auch hier wimmelt es von Ungeziefer. Reinlichkeit, Ordnung und Gerüche ließen ſich ertragen, wenn man abends müde ſich niederlegt und alles ſorgſam beſpritzt und bepulvert hat, auch die Schwabenkäfer und Kelleraſſeln läßt man ſich gefallen, wenn man ſchlafen kann; aber trotz allen Bemühungen ſich der Wanzen nicht erwehren können, iſt bitter, denn noch ſind wir nicht ſo weit immun. Das Heitere an der Sache ſind die Empörung der Familie und ihre Geſtikulationen, wenn man ſchonend fragt, ob es in dieſem Lande viele ſolche Tiere gebe. Und auch wenn man ihnen das Ergebnis der Jagd in natura und die Beulen nagelneu zeigt; ſie beteuern, daß das keine Wanzen ſeien, daß ſie ſolche Geſchöpfe noch nie geſehen und daß nur die „Herren" ſie mitgebracht haben können. Da die ſo Entrüſteten nicht verlangen, daß der Gaſt das Haus ausräuchert, ziehen wir mit dem immerhin beruhigenden Gefühle ab, es nicht mit fremden, ſondern mit unbedingt einheimiſchen Kulturen zu tun gehabt zu haben.

Bei der ... Brigade, die wir ebenfalls mittelſt Feldbahn erreichen konnten, blieben wir anderthalb Tage. Hier ſahen wir einen Feſſelballon, der ganz dem unſrigen gleicht, in einem Verſteck, das nur eine Indianernaſe aufſpüren kann. Trotzdem wird der Ballon ſtets beſchoſſen, aber nur wenn er niedergeht, da ſonſt die feindliche Artillerie ihren Standort verraten würde. Bis jetzt iſt nichts paſſiert. Das Gas wird an Ort hergeſtellt.

Einen intereſſanten, ſtarken ruſſiſchen Stützpunkt ſehen wir nächſten Tages von neuer Seite und erhalten Gelegenheit, längere Zeit die Wirkung der öſterreichiſchen Artillerie auf Train, arbeitende Leute und einen Artillerie-Beobachtungsſtand zu verfolgen. Die Fuhrwerke flüchten, die Arbeitenden ſtieben auseinander, bei den Artilleriſten iſt nichts wahrzunehmen, obſchon eine Lage Schrapnelle über dem Ziele platzt. Vielleicht ſind ſie längſt nicht mehr dort.

An der Nida wird manches Bravourſtücklein vollbracht. Eines Tages wurde beſchloſſen, in einem Kahn überzuſetzen und die jenſeitige Feldwache „hopp“ zu nehmen. Die Ruſſen waren ſtärker als der Gegner; es entſpann ſich eine Schießerei, bei der auf jeder Seite zwei Mann fielen. Die Ruſſen flohen, die Öſterreicher auch, in der Dunkelheit erwiſchte aber ein Öſterreicher noch einen Ruſſen, entwaffnete ihn, ſchleppte ihn zum Kahn und zog ihn durchs Waſſer herüber.

Von dem Heu- und Strohmangel und ſeinem teilweiſen Erſatz durch Holzwolle habe ich ſchon geſprochen. Die Gegend iſt durch die verſchiedenen Okkupationen entſprechend hergenommen. Die großen Vorräte des Hinterlandes, beſonders Ungarns, werden herangezogen; aber es braucht alles ſeine Zeit. Im Anfang gab man den Pferden mehr Hafer, als ſie je im Leben bekommen; jetzt muß man auch damit haushalten, um für Heu ſtets genug Erſatz zu haben. Wer ſeit Beginn der Feindſeligkeiten Schwarzbrot aß und weiß, daß der deutſche Kaiſer längſt nur noch Kriegsbrot auf ſeinem Tiſche duldet, ißt die ſchönweißen Backwaren, die es hier gibt, mit ſchlechtem Gewiſſen. Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Vorräte innerhalb der Monarchie nicht ſo ausgeglichen ſind, wie es die Zeit verlangt. Wie reich Ungarn

ist, und wie viel es an andere Landesteile abgeben könnte, sieht man bis an die Oberfläche der Erscheinungen, und man sollte meinen, daß es von der Nordsee bis an die Adria auch in dieser Hinsicht bei den verbündeten Staaten nur noch eine einheitliche Verpflegung gebe. Die Einwohner verstecken oft, was sie können, und kommt man zum Requirieren, so heißt es immer: „Brzesko sabrali Moskali“ (alles hat der Russe mitgenommen).

Es ist unvermeidlich, daß ab und zu eine politische Frage an uns gestellt wird. Man ist überzeugt, daß Italien niemals Verrat am Verbündeten durch bewaffnete Einmischung begehen wird. Daß man heute Verträge nicht achtet, darüber besteht kein Zweifel, und es wird auch offen ausgesprochen. Nur der Schweiz, meint man, wird niemand ein Haar krümmen. Daß wir die Grenzen ringsum besetzt haben, wird anerkannt. Gegen Rußland besteht kein Haß, und es hat mich sehr angenehm berührt, daß nie der Gegner verlästert wird, sondern daß man ihm auch bezüglich seiner militärischen Leistungen vollauf gerecht wird. Für Überläufer, die nicht aus Hunger kommen, hat man unter Umständen die gebührende Verachtung, für verräterische Kampfesweise die richtigen Kraftausdrücke. Es soll oft vorkommen, daß einige Russen die Hände erheben und wenn sie entwaffnet werden, aus dem Hinterhalt stärkere Kräfte kommen, die Österreicher zu überwältigen. Ihrer Tapferkeit und Findigkeit halber sind die sibirischen Schützen geachtet, während der Kosak und sein Offizier in sehr geringem Ansehen stehen. Wenn es wahr ist, daß der Kosak keinen Sold erhält, vielmehr aufs „Requirieren“ von Haus aus angewiesen ist, dann ist manche Schandtat begreiflich.

Der nächste Tag brachte uns in einen Wald mit unheimlichen Verwüstungen durch Artilleriegeschosse.

Und doch wohnt darin ein ganzes Regiment unterirdisch. Es ist das Schönste, was wir noch an Unterkunft gesehen haben. Da gibt es einen Platz, so sauber, so freundlich, mit so viel Liebe geschmückt, daß man nicht glauben kann, die Schützenlinie liege kaum 500 m weiter vorn. Mit Granatsplittern und Schrapnellhülsen, Geschoßkappen, Konservenbüchsen und Trophäen aller Art ist eine märchenhafte Gartendekoration in weichem Moos vor der Villa „Kirchbachruh" geschaffen und drinnen sitzen zwei Künstler, die früher nie gemalt, heute aber eine prächtige Kriegskunst aufs Papier zaubern, die sie einem talentierten Offizier verdanken. Dort entsteigt ein Pferd der Erde — ein unterirdischer Stall; hier ist das Sanatorium „Putzl" mit echten Türen und echten Fenstern, ja mit Oberlicht, der Verbandplatz. Und daneben findet gerade Unterricht im Sanitätswesen statt. Ich trete ein. Ein halbes Dutzend Mediziner. Ein Patient. „Wo fehlt's, mein Lieber?" „Auf der Brust," hustet er, „da tut's so viel weh." „Ein pulvis Doveri, meine Herren," sage ich. „Kriegt er auch, Herr Major," rufen die Jünger Askulaps einstimmig lachend. Wie schnell findet man sich bei diesen gutherzigen Österreichern, das kann der Krieg allein nicht gemacht haben, das sitzt tiefer. „Grüß Gott, Herr Doktor," rufen sie mir nach. — Um 11 Uhr soll ein Selbstmörder begraben werden. Der arme Soldat ist im Graben schwermütig geworden, das unabsehbare Einerlei war zu viel für seine Nerven. Der streitbare Geistliche, hoch zu Roß, interessiert mich. Was wird er tun? Er läßt ihn mit Ehren begraben: „Ich richte nicht," spricht Hochwürden. Der Mann gefällt mir. Wie manches sollten wir vom Krieg in den Frieden hinüberretten!

Während wir aus den Schützengräben die Russen bei P. beobachten, springt ein Soldat von der Nida

her zu uns herein, ohne Mütze und mit Empörung im Geſicht. Wir ſind nicht wenig erſtaunt, den Mann vom Feinde her kommen zu ſehen am hellichten Tag. Was war's? Die Ruſſen haben den Vertrag gebrochen. Es iſt ſtillſchweigend vereinbart, daß beidſeitig völlige Ruhe zu herrſchen hat. Man beäugt ſich, aber beläſtigt ſich nicht. Die Ruſſen ſpazieren in den Gräben und die Öſterreicher halten Schießübungen ab. Er war vorgegangen, um die Kleber anzubringen, zu „picken". Mitten in der Arbeit wurde er beſchoſſen. Da ſprang er zurück, und jetzt beſchwert er ſich über den Vertragsbruch und ſagt: „Jetzt hol i aber mei G'wehr und na werd mer ſcho ſegn." Nimmt's, geht zurück und klebt ruhig weiter.

Mit der Feldbahn fahren wir zurück ins Korpsquartier, hochbefriedigt über die Erlebniſſe in dieſem Abſchnitt. Weit dehnen ſich die polniſchen Felder, für deren Beſtellung die Militärkommandanten ſchon Vorſorge getroffen haben, dem Bauern Leute und Pferde bereit haltend. In wenigen Wochen wird die Winterſaat die Öde beleben, die der Froſt jetzt noch gebannt hält. Dann werden auch die zahlreichen Hügel verſchwinden, die auf freiem Felde Maſſenvorräte an Rüben und Kartoffeln bergen und von denen den Winter über ſo reichlich gezehrt werden konnte.

Abends großes Konzert der Korpsmuſik, eines ebenfalls improviſierten Orcheſters von fabelhafter Virtuoſität und ungeheurer Kraft. Unſer hoher Gaſtgeber zeigt uns eine reiche Sammlung photographiſcher Kriegsbilder und erzählt von ſeinen Leuten, die ihn verehren. Er hat eine viertägige Beſichtigung der vorderſten Linie hinter ſich und freut ſich, daß er ſo kugelſicher iſt. „Auf mich ſchießt keiner, niemand hat es bis heute getan, ich kann gehen, wohin ich will."

Den Clou unſerer Reiſe ſollte der Beſuch des vor einigen Tagen überfallenen Stützpunktes bilden. Aber wie hinauskommen? Reiten — die Pferde ſinken bis zum Knie ein, Fahren — die Räder verſchwinden bis zur Achſe, zu Fuß — da bleiben Schuh und Stiefel ſtecken und der Kilometer beanſprucht Stunden, Fliegen — nicht zu denken, vom Auto ſpricht man erſt wieder weit hinten, nach ſtundenlanger Feldbahnfahrt. Schließlich gibt man uns doch „Vorſpann“. Und nun beginnt eine qualvolle Fahrt im landesüblichen Fuhrwerk mit geflochtenem Korb und Strohhaufen als Sitz. Eingeſpannt zwei Kognikeln, die allein hier vorwärts kommen, die Ponies Galiziens und Polens, denen die Armee in dieſem Kriege ſo viel zu verdanken hat. Man kann ſich aus der Ferne von kaum etwas im Feldzug weniger leicht einen Begriff machen, als von dem, was hier Straße heißt. Denken Sie ſich vier Bäcker, die im Gegentakt Teig kneten, wenn er ſo ſchön knallt, und Sie erhalten eine Ahnung von der Muſik, die nun ſechs Stunden lang unſer Ohr erfreute. Die Räder wälzen ſich mühſam durch die zähe Maſſe, und oft geht es ſo ſchwer, daß ich abſpringen möchte, ſo leid tun mir die Pferdchen. Aber wohin und wozu? Es gibt keinen Ausweg. Wir müſſen aushalten im Augenblick, wie die armen Tiere in ihrer ſchweren Arbeit. Stellenweiſe iſt der Brei etwas dünner und die Rößlein atmen auf, wenn es nur ein wenig leichter geht; endlich am Ziel des Tages, wo wir unſere ſchmerzenden ſteifen Glieder und Muskeln zu einer menſchenähnlichen Säule wieder aufrichten können. Unſer Wirt iſt diesmal ein bekannter Generalſtäbler, mit vielen Schweizeroffizieren als Führer der Attachés und Gäſte von Manövern her bekannt.

Offiziersheim auf dem Uzfok

General von Linſingen, Führer der D. S.-A.

Früh geht es zum Stützpunkt hinaus; denn wir ſollen ſchon um 10 Uhr die Stellung wegen der Gefahr verlaſſen haben. Seit dem letzten Überfall iſt es hier lebendig und man erwartet im Laufe des Vormittags eine neue Schießerei, der man uns nicht ausſetzen will. Im Wagen gelangen wir am zerſchoſſenen Dorf mit unendlich vielen Granattrichtern verſchiedenen Umfangs zu einem Hohlweg weit vom Stützpunkte, und bald in den Annäherungsgraben, über den ab und zu mit ping, ßt oder fiiiu eine Kugel dahinſauſt, je nachdem das Geſchoß nahe oder weiter, gerade, oder im Bogen, oder als Querſchläger die Luft durchſchneidet. Der Graben iſt ſo lang und die Mannſchaft vorne ſo in Anſpruch genommen, daß ſie das viele Waſſer hier hinten noch nicht ausſchöpfen konnte, und ſo müſſen auch wir den Gang in fortwährenden kurzen Schlangenbögen, oft bis faſt zum Knie im Naß, bewältigen.

Auf einmal ſind wir auf einem Platz von der Größe eines mittleren Zimmers angelangt. Der Boden iſt mit Brettern belegt, die feindwärts liegende Wand enthält einige Scharten für ein Dutzend Schützen, von denen ein Drittel am Platz ſteht, ſcharf auslugend, das Gewehr ſchußbereit vor ſich liegend. Die rückwärtige Wand zeigt einige Türen, Eingänge zu den Unterſtänden der ruhenden Mannſchaft. Die Wände ſind glatt, wie gegoſſen, ſo gut ließ ſich hier der Lehm bearbeiten. Hatten wir bis jetzt Sand, gefrorenen Boden, rutſchende Alluvionsmaſſen, Moräne und Waldboden kennen gelernt, ſo begegneten wir hier einem Zuſtande der Erde, der das Bearbeiten mit dem Spaten ſehr begünſtigt. Es war eine Freude, zu ſehen, wie rein und ſolid hier alles war, gemeißelt, poliert, wie vom Steinmetz. Alles ſah gleichmäßig aus, die Scharten, die Niſchen für Muni-

tion, Torniſter, Ofen und die kleinen Gegenſtände, der Auftritt, die Ellbogenſtütze, Boden und Unterſtände. Jeder Mann hat ſeinen Platz mit Namen bezeichnet und dazu ein Bildchen oder anderes Merkmal befeſtigt.

Wir kommen durch den Graben, der ſich dem Schußfeld nach in Krümmungen dem Boden anſchmiegt; überall dasſelbe Bild. In die Linie ſind allerlei Verteidigungsmittel eingebaut, die ich hier nicht nennen kann. Es gibt eine ſolche Anzahl von Verbindungsgräben, Unterſtänden, Magazinen und Plätzen, daß der Ortsunkundige tatſächlich in einem Irrgarten wandelt. Rechts von uns ſetzt ſich der Graben fort zum nächſten Regiment, im Zentrum iſt die Schanze und links geht es zur ...-Front und weiter zu den anderen Bataillonen der Truppen, die uns einrahmen. 200 Schritte vor uns liegen die Ruſſen. Schauen wir nach links, ſo verengern ſich die beiden Kampflinien und man glaubt, die Drahthinderniſſe ſtoßen zuſammen.

Wir beobachten mit dem Feldſtecher vorſichtig durch kleine Lücken die nahen gegneriſchen Schützenlinien, wir hören die Schüſſe über unſeren Köpfen pfeifen und an den Mauern des von den Ruſſen zerſtörten Gebäudes einſchlagen, aber wir ſehen weder einen Mann noch Rauch. Bald haben wir uns ſo an das Gewehrfeuer gewöhnt, daß wir ſeiner nicht mehr achten. Unſer Gaſtgeber und der Platzkommandant drängen, denn wenn die Ruſſen merken, daß im Graben mehr als das normale Leben herrſcht, dann ſind ſie imſtande und ſetzen gröberes Geſchütz in Bewegung. Mitten in der Stellung liegen zwei Friedhöfe, ein ruſſiſcher Maſſenfriedhof mit dem griechiſchen Kreuz und ein öſterreichiſcher. Der erſtere iſt unter Feuer und wird nicht mehr benützt, der letztere wurde geſtern beſchoſſen, die Granate riß ein Stück eines Kreuzes weg und tötete einen Mann.

Es gibt Stellen, die gegen Infanteriefeuer einfach nicht gedeckt ſind, ſondern nur maskiert werden können und auf die fortwährend geſchoſſen wird. Am Tage, wie heute, ſehr wenig. Nur die ſogenannten Wachtſchüſſe, um zu zeigen, daß man da iſt, und ab und zu die Kugel eines Scharfſchützen, dem ein günſtiges Ziel geboten wird, kommen herüber, auch ſogenannte Einſchießkugeln, die beim Aufſchlag platzen und rotes Feuer geben und ſomit ihre eigenen Zeiger ſind. Ihre Verwundungen ſind ſehr bösartig wie die der Dum-Dum-Geſchoſſe. Trotz all dieſer Gefahren arbeiten die Leute fortwährend an neuen Gräben, denn ſie wollen ihre Schanze immer beſſer ausbauen und jedem Flankierungsverſuche des Gegners mit der gleichen Maßnahme zuvorkommen. Sie wiſſen, daß nicht jede Kugel trifft und daß ſie nur in den granatenſicheren Unterſtänden, die erſt in beſonderen Fällen bezogen werden, geborgen ſind.

Die Wege, welche die Geſchoſſe nehmen, ſind oft ſo wunderbar, daß die Leute Fataliſten werden müſſen. Auf einer Mauer der ...-Front liegen die Gewehre eines Halbzugs ſchußbereit in den Scharten. Die Mannſchaft iſt ſoeben von ihren Plätzen weggegangen, um den Graben auszubeſſern. Eine Granate ſchwerſten Kalibers fliegt mitten in die Mauer, zerſtört 15 Gewehre und trifft keinen einzigen Mann. Vor einigen Minuten hätte ſie 30 Schützen wegraffen können. Jetzt bauen die verſchonten Leute die Mauer wieder auf, der nächſte Schuß trifft doch nicht, wenn ſie überhaupt daran denken. Um dieſelbe Zeit durchſchlägt der Boden eines Schrapnells aus anderer Richtung die Türe eines Unterſtandes, glatt wie im Kreis ausgeſägt, ohne Splitter, ſtreift einen Stehenden, der nur den Wind am Ärmel ſpürt und tötet dafür den Schlafenden am Boden. Wer kann es den

Leuten verargen, wenn sie stoisch bemerken: Es kommt alles, wie es kommen muß?

„Von hier ab bitte nicht mehr laut sprechen," warnt bei einer Biegung unser Führer, der Herr Stützpunktkommandant. „Die Häufchen da vorn auf 50 Schritte sind gefallene Russen, die wir längst holen wollten, aber nicht konnten, weil wir regelmäßig beschossen werden; sie liegen teils schon seit zwei Monaten hier, teils seit dem letzten Überfall, der die Russen sehr viele Leute kostete. Dahinter sehen Sie das russische Drahthindernis und wir kommen bis nahe an dasselbe heran. Wenn sie uns hören, werden sie sicher lebhafter feuern." Wir kamen zunächst zu einem diesseitigen flankierenden Hindernis und dann bis dreißig Schritt vor den Leichen. Dir armen Kerle waren wirklich nur Häufchen mit vom Wind zerfetzten Mänteln, mit brauner Erde angeweht. Das muß photographiert werden, sagte ich mir. Aber es war nicht so einfach. Wie ich mich auch reckte, ich gelangte nicht so hoch, wie ich wollte. Zweimal sah ich zu einer größeren Lücke hinaus, stieg von der Bankette etwas hinauf und drückte los. Im selben Augenblick flitzte die Kugel an mir vorbei; ich aber hatte mein Bild.

Wir gingen weiter zu den Arbeitenden, die eben in den russischen Flankierungsgraben eingedrungen waren, von dem sie kampflos Besitz nahmen. Er war verlassen und hinten, wo er von der Hauptstellung abzweigte, gesperrt. Als wir uns wendeten, sah ich einen Russen, direkt vor dem österreichischen Drahthindernis zusammengebrochen. Der Brave lag nur 15 Schritte vor uns in der Höhe, er hatte sich in der letzten Nacht herausgeschlichen, wer weiß, mit welcher Mission und Waffe. Sein Mut kostete ihm das Leben. So verlockend es war, diesmal mußte ich das Photographieren lassen, denn

jeden Augenblick durchzog ein Geſchoß den Raum über dem Graben und mahnte mit ſeinem Singen zur Vorſicht. Ohne zu klettern ging es aber nicht. Noch einige Worte mit den wackern Mannen, die dieſen wichtigen Punkt halten, noch einen Blick übers Gitter zur ſchönen Nida, einen zu dem toten Ruſſen und dann in einem andern Laufgraben zurück zum nächſten Bataillonskommando, zur Artillerieſtellung und im beſtrichenen Raum, der aber jetzt ruhig iſt, aus dem Feuerbereich hinaus. Auf die Frage des Generals, was ich zu der Stellung ſage, antwortete ich: Bis an den Bauch wollte ich durch den Kot waten, um nochmals hin zu dürfen.

Am Nachmittag machen die Kameraden eine Partie Bridge mit dem Herrn General — bis in die Nacht. Ich ſitze am Fenſter meines Zimmers im Schloß und ſuche mit dem Glaſe die Landſchaft ab. Der Tag iſt klar. In dem Ententeich vor mir ſpiegeln ſich Himmelsblau und weiße Wolkenballen, unfern liegt der Stützpunkt am Horizont. Am Morgen waren der Eindrücke ſo viele in den zwei Stunden, daß ich kaum alles faſſen konnte. Jetzt kommt Syſtem in meine Gedanken, und ich ſehe ſie alle wieder, die mutigen Leute, die ſeit drei Monaten dort draußen liegen und arbeiten, Tag und Nacht, um den ihnen anvertrauten Schlüſſelpunkt halten zu können gegen den ſtärkſten Feind. Ich ſehe den geſchäftigen Major, der die Verantwortung fürs Ganze trägt, wie er ſich um jede Handbreite ſeines Gürtels kümmert und unabläſſig für das Wohl der Mannſchaft ſorgt, nichts außer Acht laſſend; den Schanzenkommandanten, ſtets auf neue Mittel ſinnend, die Stellung zu verſtärken; die prächtigen Leute, jeder am Poſten unter dem ewigen Päng, Päng des feindlichen Bleis, die armen Schläfer vor der Stellung, die ebenſo ihre Pflicht er-

füllten, und ich habe immer noch nur den Wunſch: hinaus zu ihnen, ihre Herzen zu ergründen, die bei all dem Kämpfen und Töten ſo gut geblieben ſind, daß kein Wort des Haſſes gegen diejenigen, welche ihnen ſtündlich nach dem Leben trachten, und ihnen ſeit drei Monaten weder Tag noch Nacht Ruhe laſſen, über die Lippen kommt.

Punkt halb 4 Uhr weckt mich ein ſtarker Schlag aus meiner Träumerei. Kaum daß ich das rote Wölkchen noch ſehe. Und nun beginnt eine Kanonade. Weiße und rote Wölkchen hart nebeneinander, ruſſiſche und öſterreichiſche Schrapnelle, alle mit dem gleichen Ziel. Natürlich, die Gräben ſind ja faſt am gleichen Ort und beide Parteien müſſen über die Köpfe der Eigenen hinweg 30, 50 bis 200 Meter weit ſchießen, um den ſo nahe eingegrabenen Feind zu erreichen. Die gereizten Ruſſen ſchießen wenig, aber ſie müſſen etwas getroffen haben, das der Telephoniſt an die ſchwere Artillerie gemeldet; denn nun gibt's hierſeits aus verſchiedenen Richtungen gewaltig Antwort. Schrapnelle tun's nicht mehr. Ekraſitgranaten fahren in die längſt bekannten, genau gemeſſenen und eingeſchoſſenen Stellungen hinein. Schuß auf Schuß, mit der Genauigkeit, welche die Technik dem verderbenbringenden Koloß diktiert, daß er aus verborgenem Schlupfwinkel, ohne ein Ziel zu ſehen, hoch im Bogen, willenlos und durch kein Hindernis beeinflußt, in es hineinfahren muß, alles ertötend, weit im Kreis. Ich ſehe die Aufſchläge und Bewegungen der Erde und jetzt ein Wimmeln wie in einem geſtörten Ameiſenhaufen, einige Augenblicke nur, neue Schrapnelle platzen über dem Chaos, dann wird es ruhig am Horizont und im braunen Feld. Armes ... zwiſchen zwei Feuern, vielleicht traf dich ein Schuß aus eigener Waffe, arme Ruſſen im Unter-

ſtand, die ihr ſoeben ein Maſſengrab fandet — wer trägt die Schuld?

Mein Entſchluß war gefaßt. Beim Nachteſſen bitte ich den Herrn General um die Erlaubnis, die Nacht im Stützpunkt zubringen zu dürfen. Ich erhalte ſie trotz allgemeinen Kopfſchüttelns. Der Schwede will nicht mit. Der Stabschef leiſtet mir freundlich Beiſtand und in einer halben Stunde ſitze ich mit zwei bewaffneten Unteroffizieren im Zweiſpänner des Geiſtlichen und fahre, mit Feldruf und Loſung und gut beſchützt, in die Finſternis hinaus. Mehrmals müſſen wir Fuhrwerken ohne Licht, wie das unſrige, meiſt Fahrküchen, ausweichen, eine liegt im Graben, dreimal werden wir angerufen. Ehe wir in den Bereich der Infanterie-Fehlgarbe kommen, laſſe ich die Pferde einſtellen, bei einer Maſchinengewehr-Abteilung. Nachdem ich mich überzeugt, daß die Tiere gut verſorgt, gehen wir zu Fuß weiter. Der knietiefe Kot des Vortages iſt nächtlicherweile oben gefroren, und es geht ſich ganz gut. Wo ein Fußweg von der Feldſtraße in der Richtung der Feldbefeſtigung abzweigt, werden wir polniſch angerufen. Gut, daß ich zwei Unteroffiziere bei mir habe, denn dieſer Poſten gibt ſich trotz Paßwort nicht ſo leicht zufrieden, und nachdem er auch mich näher heran befohlen hat, bedarf es einer längeren Erklärung ſeitens des vordern Korporals, bis er ſeine Bajonettſpitze von mir abwendet und uns durchläßt. Solcher Beſuch um dieſe Stunde ſcheint noch nicht dageweſen zu ſein.

Unſern dieſes Poſtens, der ſeine Sache ſo brav gemacht, treten wir in den beſtrichenen Raum des gegneriſchen Infanteriefeuers aus Süden. Im allgemeinen gehen die Schüſſe hoch, nur ſelten pfeift einer ſeitwärts vorbei. Immerhin iſt es unangenehm, jeder Deckung

bar, im Dunkeln vorwärts, ſozuſagen in die Feuerſpritze hineinlaufen zu müſſen. Wir ſind bald im ſichern toten Winkel bei den Reſerven und hören die Schüſſe nur noch hoch über uns. Wie wir bei der Höhle des Stützpunktkommandanten anlangen, wird eben ein Verwundeter von hier, wo der Arzt ihm einen Transportverband angelegt hat, nach hinten gebracht. Er hat bei der nächtlichen Pionierarbeit im ruſſiſchen Graben einen Schenkelſchuß erhalten und wurde bis hier in einem Zelttuch getragen, nachdem man ihm einen Notverband angelegt. Auf Befragen klagt er über Froſt und Schmerz, iſt aber dennoch guten Muts. Auf der Tragbahre bringen ſie ihn zur Brigade und dann kommt er auf unſerem Wege, in Stroh gebettet, zum Korps und mit Feld- und Normalbahn, nach Tagen ins Lazarett.

Der Bataillonsadjutant, ein Dragonerleutnant, ſchließt ſich mir hier an, nachdem er unſere Ankunft nach vorn und hinten telephoniſch gemeldet. Endlos erſcheint der Annäherungsgraben in dieſer Nacht. Seine Windungen ſind ſo kurz, daß man um raſcher vorwärts zu kommen, ſein Gewicht fortwährend von einer Seite auf die andere legen muß und beduſelt wird wie auf einem Karuſſell. Es ſchneit ganz leicht. Der Mond, der weit hinter Wolken und Schneeſchicht ſteht, vermag zeitweiſe das Dunkel ein wenig zu lichten. Dann iſt es, als wandelten wir in einem Tunnel mit milchweißer Decke, und wir denken nicht daran, daß eine der immer zahlreicher werdenden Kugeln unſeren Gang erreichen könnte. An das fortwährende Päng, Päng mit ſeinen vielen Variationen bin ich ſchon ſo gewöhnt, daß es mir auch jetzt keinen Eindruck macht, als wir aus dem Graben heraus und auf den „Waffenplatz“ treten. Der Poſten ſtellt uns. Ein Wort des Offiziers genügt, uns Bahn zu

Feldmarſchalleutnant von Szurmay und ſein Generalſtabschef

Karpathentrain

Generalſtabshauptmann Horwath
auf Beobachtung

Im Kraftwagen über
die Päſſe

Mit der Eiſenbahn an der Hohen Tatra vorbei

machen. Wir ſind in der Schanze. Links der kleine Friedhof, rechts ein Infanteriemunitionslager, gegen uns offen, nach den andern drei Seiten eingegraben in den Schnee, gegen Schrapnelle geſchützt. Der notwendige Bereitſchaftsgrad dieſes Depots erlaubt keinen bombenſicheren Einbau, und wenn das Magazin an einem von Infanteriegeſchoſſen fortwährend beſäten Punkte ſteht, ſo hat es damit ſeine beſondere Bewandtnis. Die Munition muß hier ſpielend ausgegeben werden können und die Ruſſen haben bisher jeden Verſuch, den Waffenplatz durch Deckungsbauten zu ſchützen, mit Granatenwürfen beantwortet. Sie wollen kontrollieren können, was da vorgeht. So lang die Öſterreicher es beim Alten laſſen, alſo Sicht und Schuß auf dieſen Platz gewähren, beſchießen ihn die Ruſſen faſt gar nicht; in der Nacht aber fortwährend durch beſtimmte Leute, deren Geſchoſſe mit der Regelmäßigkeit einer Uhr hereinfahren.

Bemerken die Ruſſen die unbedeutendſte Behinderung der Sicht durch Aufſtecken von Grün oder Aufwerfen von Erde, ſo ſchießen ſie ſo lange mit Granaten herüber, bis das Hindernis beſeitigt iſt. Jetzt haben ſie jenſeits der Nida ein Maſchinengewehr aufgeſtellt, das Einzelſchüſſe auf den Platz abgibt. Das Arbeiten iſt hier nicht mehr möglich und die Bewegung wäre ſtark eingeſchränkt, wenn man ſich um die Schüſſe alle kümmern wollte. So hat ſich denn ein Vertragsverhältnis herausgebildet, auf das man das Sprichwort: „Patti chiari, amicizia lunga“ voll anwenden darf. Der Öſterreicher findet ſich damit ab, daß auf dem Platz hie und da ein Mann durch Infanteriemunition verwundet oder getötet wird, baut weder Maske noch Deckung auf, der Ruſſe unterläßt es, mit grobem Geſchütz zu kommen und größeren Schaden anzurichten, und beide Teile ſind

damit zufrieden. Für mich ist es neu und interessant, auf meinem Rundgang immer wieder über die Stelle zu kommen, wo die Kugeln einem so regelmäßig um die Ohren pfeifen, als schösse der Mann am Maschinengewehr, der jede Sekunde auf den Knopf drückt, mit dem Chronometer in der Hand. Hat der Schütze sein Gewehr bei Tag auf die Gasse eingestellt, wer weiß dann, wann eine der Kugeln, die so ganz im Rahmen einer Wahrscheinlichkeitsrechnung in die Dunkelheit hinausgesandt werden, mich erreicht, wie sie den Pionier von vorhin traf? Ich glaube, daß der Schütze streut, um mehr zu beunruhigen als nur die eine Stelle. Aber es beschäftigt mich nur der Wunsch, die seltsame Nacht mit den Kämpfern zu durchleben, deren ganzes Wesen mich am Tage so ergriffen hat, mit den lebenden Zeugen des neuen Heldentums, das die Positionsschlacht des Weltkrieges erschuf.

Ich sprach vor Monaten im Zuge einen deutschen Verwundeten, der zur Front zurückkehrte, der vier Gefechte mit Handgemenge, manchen schweren Patrouillengang und dann den Beginn des Stellungskampfes hinter sich hatte, einen Mann, der kein Eisernes Kreuz trägt, aber abseits von Licht und Gunst sich den Dank seines Landes zehnfach verdient hat. Dieser bezeichnete als ärgstes, was er durchgemacht habe, die Monotonie des Stellungskampfes, indem er sagte: „Schauen Sie einmal unter unseren Verhältnissen sieben Wochen lang zum gleichen Loch hinaus, und Sie werden begreifen, wie glücklich ich war und wie mich die Kameraden beneideten, daß meine Verwundung mich ablöste und mich wieder an die Luft und zu Menschen brachte.“ Und hier liegen die Verteidiger von ... seit über drei Monaten unabgelöst und ohne Aussicht auf eine Ande-

rung. Ihr tägliches Brot ist das Geknatter der feindlichen Kugeln und ihre Abwechslung der Feuerüberfall, der Sturm und das Geschrei von Freund und Feind. Welche Erholung ist ein neues Gesicht, eine Zeitung, ein Gruß aus der Heimat in dieser nervenfressenden Spannung des ewigen päng, päng, päng.

Durch einen steilen Kellergang gelangen wir tief unter die Erde zu einer „Villa". Der Kompagnie- und Schanzenkommandant, ein junger Oberleutnant, empfängt den Bataillons-Adjutanten und mich herzlich. Er weckt sofort seinen Kameraden, den blutjungen Leutnant, ebenfalls Kommandanten einer Kompagnie, der unter ersterem einen der wichtigsten Punkte der Stellung zu verteidigen hat. Diese beiden (aktiven) Offiziere sind mir in ihrer Lebhaftigkeit schon am Morgen aufgefallen als sie uns geleiteten, und wir erkennen uns. Sie wollten mich bewirten, allein ich bitte, zuerst hinaus zu dürfen, zur Mannschaft. In der unterirdischen Wohnung, in dem trockenen Lehm, der sich aushöhlen läßt wie fester Schnee, ist es sehr warm. Ich muß alles ablegen, so heiß wird mir. Hier drinnen kennt man keine Kälte, der Schwarmofen heizt vorzüglich und Holzmangel gibt es nicht. Ein höherer Kommandant hat in solcher Wohnung seine Ischias verloren. Das Zimmerchen ist für Feldverhältnisse üppig ausgestattet, das Lager gut und gute Beleuchtung. Dem gastfreundlichen Drängen nachgebend, nehme ich einen Cognac an. Nach Befehlen an Ordonnanzen und Telephonisten begleiten mich die beiden Herren zur Schützenlinie. Es sind doppelt so viel Leute an den Gewehren wie am Tage. Leise, aber prompt und deutlich meldet ein jeder in guter Haltung kurz seinen Namen. Mancher ist so vertieft ins Ausschauen, daß er die Ronde nicht sofort merkt. Leise stößt ihn der Offizier

an. „Melden!“ Und ohne ſich umzudrehen, ſagt der Schütze ſeinen Namen.

Plötzlich iſt es mondhell. Eine Leuchtrakete, violett, ruſſiſch! Sekunden nur dauert der Schein, dann iſt alles wieder ſchwarz. Während der Beleuchtung regt ſich keine Wimper, nachdem alles ſich geduckt und von den Gucklöchern ſich weggezogen. Die Lampe unſeres Führers iſt ſo abgedämpft, daß keine Helle am obern Grabenrand entſteht. Ein neues Licht, hell wie der Tag und lange dauernd! Uns vermag es nicht zu erreichen, das Strahlenbündel des mächtigen feindlichen Scheinwerfers, der von weit jenſeits der Nida herüberzündet. Aber die Bäume, die Ruinen, das Drahthindernis, die Ebene und den Hang vor der Schanze beleuchtet er ſo intenſiv, daß jede Kleinigkeit zu erkennen iſt. Jetzt ſucht er die Schützenlinie ab und mit ihren guten Feldſtechern erkennen die Ruſſen jede Scharte, jeden Schutzſchildſchlitz. Die Schützen decken ſich noch beſſer, ſieht doch der nahe Gegner ihnen direkt ins Geſicht und feuern ſofort die Scharfſchützen da drüben, kaum achtzig Schritt entfernt. Ja, dieſer Schlitz im Schutzſchild! Er allein iſt mir unheimlich. Was kümmert mich das Gepfeife am lichten Tag, wenn ich ſehe, wo der Gegner liegt, und ich im Graben fortwährend orientiert bin. Aber wenn ich mein Geſicht an das Blech drücken, durch die ſchmale Öffnung mit einem Auge dem Feuer entgegenblicken muß, dann iſt es mir, als ziele Der drüben mitten in meinen Augenſtern. Lange ertrage ich dies Gefühl nicht, ich ziehe mich zurück und ſchaue frei durch die Scharte oder über die Krone des Grabens hinaus. Jetzt in der Nacht verzichte ich gern auf dieſe „Ausſicht“, denn ich höre die Schüſſe von mehreren Seiten herüber und neben mir ſauſen. Vielleicht hat einer am Tage ſein Gewehr auf ſolch einen

Schlitz eingestellt, denn ab und zu prallt ein Geschoß an der Metallplatte ab. Im allgemeinen aber habe ich das Empfinden, es gehe alles hoch.

In den Hüttchen und Höhlen hört man leise reden und schnarchen. Wir selbst verhalten uns möglichst still auf unserem Gang. Es sind Deutsche und Slawen hier, die alle frischweg antworten, es gehe ihnen gut, sie seien zufrieden, trotzdem alle die langen Monate hier erlebt und alle das Fürchterliche des Nahkampfes gekostet haben. Leise schneit es auf sie herab, sie achten dessen nicht, sie stehen nur und schauen, gradaus, jeder in den ihm aufgetragenen Raum im Vorland, an den sein Auge sich so gewöhnt hat, daß er die leichteste Bewegung auf weite Distanz erkennen würde. Dazu horcht er, seine Organe sind derart geübt, daß er indianermäßig wittert, ob sich etwas drüben regt. Ich sehe nur die Nacht und das Nächstliegende, solange nicht einer der Scheinwerfer oder die prächtigen Raketen Licht spenden.

Wir kommen zu den Maschinengewehren, den Geschützen. Hier stehen Leute bei Hand- und Wurfgranaten und an ihren kurzen Rohren die Minenwerfer. Es ist so still im Raum, daß wir jeden einzelnen Schuß hören, und ich kann genau sagen, was russisch und was österreichisch, was glatt und was quer fliegt, und unterscheide die Platzpatrone mit ihrem Doppelton vom einfachen Geschoß.

Fleißig arbeiten die Pioniere. Seit dem letzten Überfall hat man sie kommen lassen in die bis dahin nur von der Infanterie gebaute Stellung, denn es handelt sich darum, einer Wiederholung noch schärfere Waffen entgegenzustellen. Wohl wurde der Versuch dem Gegner zu einem entsetzlichen Massengrab, aber nicht genug, die Lust, wiederzukommen (und der Russe kommt

ſicher wieder, das weiß hier ein jeder), ſoll ihnen gründlich genommen werden. Leiſe gräbt ſich die Sappe Stich um Stich vor und die Erde legt ſich lautlos auf die Krone und rieſelt die Böſchung hinunter, ins Töbelchen, das mit Verhauen, Draht, Flatterminen und Lufttorpedos zu einem Ort des Schreckens ausgebaut iſt. Es gibt keine ſchwachen Punkte mehr, um Maſſen hineinzuwerfen wie letztes Mal. Wehe den Tollkühnen!

Wieder ſucht der Ruſſe den Platz und unſere Flanke ab. Koloſſal iſt das Licht ſeiner Apparate. Hatte er doch etwas von unſerer Ronde bemerkt?, hat ihm der Horchpoſten bei der letzten Beleuchtung telephoniert oder ſah er uns durchs Fernrohr? Wir ducken uns, wir ſcheuen tatſächlich das Licht. Das Feuer wird ſtärker. Etwas iſt drüben los. Ans nächſte Telephon! Nichts Neues. Immerhin, fort von hier. Hüben und drüben vermehrtes Schießen. „Wir ſind da und wachen“, ſoll das ſagen. „Wir auch und ſchlafen nicht“, iſt die Antwort. Jetzt eine Rakete nach der andern und gleich drei ruſſiſche Scheinwerfer auf die Schanze gerichtet. Das frühere ruhige Schießen wird zum Geknatter. „Unſer“ Scheinwerfer tritt nun auch in Aktion. Aber er vermag nicht ſehr weit über die Stellung hinaus zu leuchten. Der junge ſchneidige Schanzenverteidiger ſagt: „Wir wollen aufklären, ich garantiere, daß es Ruhe gibt.“ Es praſſelt gegen die Stelle, wo der rieſige Scheinwerfer ſteht. Die Lichtquelle des ruſſiſchen vermögen wir nicht zu ſehen. Wir kommen zum Minenwerfer. Der Leutnant gibt dem „Kanonier“, einem Landſturmmann, ein Zeichen. Der bekundet ſeine Freude, daß wieder etwas gehen ſoll in der geiſttötenden Gleichförmigkeit, durch ein Lächeln und faſt komiſchen Eifer, „Diſtanz 100 Schritt, Höhe x, Ladung y, Ziel der gekrümmte Graben,“ der

Offizier ist zufrieden. Wir treten etwas seitwärts zurück. Ein Knall, ein Surren, die Granate fliegt hoch im Bogen, Funken zeigen ihren Weg, das Feuer läßt augenblicklich nach, einige Sekunden, ein mächtiger Krach — stille wird es beim Feind. Minutenlang völlständige Ruhe. „Ja, das lieben sie nicht, die Russen. Entweder kommt jetzt ein Granathagel und Sturm oder sie verzichten auf weitere Herausforderung in dieser Nacht. Ich glaube Letzteres. Für alle Fälle ist unsere Artillerie verständigt und die Schanze bereit. Soll ich alarmieren? Sie werden staunen, wie schnell das Ganze besetzt ist.“ „Nicht ohne Not“, antwortete ich, „ich möchte diesen Nerven seine Minute Schlafes rauben“. „Aber ein kleines Beispiel müssen Sie bekommen“, sagt mein Leutnant, dankbar für mein Interesse. Beim Platz ein kaum hörbarer Pfiff, und eins, zwei, drei ist die Kanone schußbereit, der Unteroffizier meldet und bittet um Befehl. Das eintönige Vierteljahr hat Nerven verzehrt, aber keinen Eifer und kein Wollen gelockert. Brav, Kanoniere!

Langsam erheben sich wieder einzelne Schußlaute und der normale Zustand stellt sich wieder her: päng, pängpäng, päng, pängpängpäng schallt es über den Graben, prallt es an den Mauern ab und flitzt es durch die Äste des trauernden Schloßparks. Über den Platz in der Flugbahn der Maschinengewehrgeschosse mit ihrem ekelhaften Sekundentakt gehen wir zurück durchs Labyrinth der Festung. „Achtung, Loch!“ Aber schon ist der Kamerad hinter mir gestolpert. Glücklicherweise fiel er nicht in den tiefen Schacht des bombensicheren Unterstandes. Aber auftreten kann er mit dem verstauchten Fuß nicht mehr. Während die Sanitätssoldaten ihn zur Kommandohütte geleiten, wo er auf mich warten soll, setzen wir unsern Weg fort.

Ich war überall, bei Tag, bei Nacht, außer beim Horchpoſten, dieſem äußerſten Organ der Bewachung. „Möchten Sie hinaus?“ Ich nehme es gerne an. Ein kleiner Tunnel, am Tage mit Stacheldraht verſperrt, wird durchkrochen, das unfreundliche Tor iſt entfernt. Durch einen kurzen Graben kommen wir ſteil aufwärts an die Oberfläche. Wir ſind im Freien, vor der Front, außerhalb der Umwallung. Ein Gräblein, nur knietief, führt gradaus weiter. Ich muß hinten warten, bis der Leutnant, halb auf den Knien, halb auf dem Bauch kriechend, einige Meter Vorſprung gewonnen hat. „Schnell“, ſagt er, und ich tue wie er. Er iſt vorgeeilt, die Leute zu verſtändigen, ſie hätten den Fremdling ſonſt ſicher niedergemacht, denn da draußen gäbe es keinen Pardon für einen ſich von Hinten in Zivil heranſchleichenden Unbekannten. Ich lege mich zu den drei Mann und dem Leutnant hin. Geſprochen wird nicht. Ich berühre den nächſten und er ſieht mich verſtändnisvoll an. Er begreift, ich bin ein Freund des Leutnants und komme auf Beſuch, will mich erkundigen, wie es ihnen da vorne geht. Ich reiche ihm die Hand, und er antwortet ganz richtig, nur für mich hörbar: Es geht uns gut. Die Nacht hat trotz dem Schneien, das ich nur im Licht des Scheinwerfers und der Raketen ſehe, eine gewiſſe phosphoreszente Helle. Ich erkenne die Konturen unſeres Kriechgräbleins, das nicht tiefer ſein darf, als um Liegenden Schutz zu bieten, damit kein Unbefugter darin Deckung finde; ich erkenne die Geſtalten der Männer in ihren weißen Überhemden, und ſehe ihre Augen und Zähne, ich ſehe das Drahtgitter, an dem wir liegen. Aber weiter hat ſich mein Auge noch nicht akkommodiert. Da ſteigt bei uns eine Leuchtkugel auf und erhellt einen Augenblick grünlichweiß das Vorgelände. Dort, ganz nahe, iſt ein

14jähriger deutſcher Kriegs-freiwilliger

Die Feldpoſtkarte

Bahnhofsſtändchen

Schlachtochſen und Büffel auf dem Wege zur Front

Ruthenenninnen als Wegmacher

anderes Gitter und das Häufchen geradeaus hinter ihm ſind die Kollegen der ſtillen Männer, bei denen ich eine ſo ungewöhnliche Gaſtrolle ſpiele. „Schnell“, ſagt der Leutnant wieder und beginnt zurückzukriechen. Ich gebe den dreien einen leiſen Schlag auf die zunächſt liegende Partie, ſie verſtehen mich, ohne zu antworten und ich eile, wie es die geduckte Stellung erlaubt, dem Kameraden nach, unter dem Pängpäng durch in den Tunnel und in die Feſtung zurück. Hinter mir liegt ein Ereignis, das mein Blut raſcher fließen ließ.

Und nun zum Adjutanten. Er kann nicht mehr gehen. Schon will ihn die Sanität forttragen, aber ich finde noch Material und Mittel, ſeinen Transport auf dem langen Wege zum Stabsquartier zu erleichtern, alles Zureden der Offiziere nützt nichts, ich begleite ihn, ſelbſtverſtändlich, ſo wie er mich hierher. Wenn wir nur glücklich über den „Platz“ kommen, fürs Weitere iſt mir nicht bange. Vier Sanitätler und meine beiden braven Unteroffiziere, dazu ich mit der Kontaktlampe, es wird ſchon gehen. Aber auf dieſem Platz bietet unſere Gruppe doch ein großes und deutliches Ziel, wenn es den Ruſſen einfällt, uns in dieſem Augenblick zu beleuchten.

Dann ſind auch Schrapnell und Granaten gleich da. Er ſucht aber die andere Front ab und wir kommen glücklich über den Waffenplatz, am Friedhof vorbei, in den Annäherungsgraben, die Kugeln bekamen wir nur zu hören, keine zu fühlen. Aber nun zeigt ſich eine andere Schwierigkeit. Der Graben iſt für die lange breite Bahre ſehr ſchmal und die Kurven ſo eng, daß der gewöhnliche Transport unmöglich iſt. Wir müſſen die Tragbahre heben, ſo ſtark, daß ſie bisweilen über den Graben hinausragt und ich fürchte immer, daß doch noch die blöde Kugel kommt, die keiner gezielt, die blindlings abgedrückt

ward, in die ſchwarze Leere hinausjagt und ihr Opfer findet. Eine Stunde lang haben ſich die Träger wechſelſeitig abgemüht. Nun geht es ſo nicht mehr. Die Windungen ſind zu kurz geworden. Wohl oder übel, wir müſſen zum ſchützenden Graben hinaus ins Freie, in den unheimlichen beſtrichenen Raum, in dem alles vorüberpfeift oder niederfällt, was vorn nicht einſchlug. Das Stück iſt kurz, wir beeilen uns, ſchon ſind wir nahe den Reſerven; jetzt im toten Winkel und beim Quartier. Arzt und Bataillonskommandant werden geweckt und wir telephonieren dem Schanzenkommandanten hinauf, daß wir glücklich gelandet.

Wie aber ins Loch hinunter und in die Höhle hinein? Die Ordonnanz kommt heraus und begreift nicht. Seit wann kommen Verwundete da hinein? Er will abwehren, der Verbandplatz iſt ja daneben. Da erkennt er ſeinen Herrn, er ſchreit auf, wirft ſich über ihn und jammert: „Mein Herr Leutnant," einmal übers andere. Ich beſänftige ihn, ſein Schmerz verwandelt ſich augenblicklich in Freude und es iſt rührend, zu ſehen, wie ſich die treue Dienerſeele um ſeinen Herrn bemüht. Iſt das wirklich Diener und Herr, nicht mehr? Kein anderer darf dem Offizier den ſchmerzenden Stiefel ausziehen, nicht der Arzt, nicht ich, kein Wärter, weg da! Jetzt iſt e r hier Herr in der engen Klauſe, beim Leutnant, zu deſſen Füßen er ſeit Kriegsbeginn liegt. Und ſiehe, der Stiefel, den der Leutnant aufſchneiden wollte, geht glatt und ſchmerzlos herunter. Braver, treuer Burſche. Du biſt gleichen Geiſtes wie deine Brüder im Graben und auf dem Horchpoſten am Drahtgitter.

Im Zentrum der Schanze, tief unter der Erde, ſitze ich wieder. Beim brodelnden Tee, bei einem feinen Aufſchnitt und Kommisbrot, glücklich, daß wir den

Adjutanten gut heimgebracht und ich ſelbſt heil im Stützpunkt zurück bin. Die Kameraden wollten es ſich nicht nehmen laſſen, mich zu bewirten. Und dabei weitet ſich ihr Herz und es löſt ſich ihre Zunge. Eine geheimnisvolle Macht, heiße Wellen bringen uns näher und ich erfahre, wie es ausſieht im Innerſten dieſer Helden, und fühle mich eins mit ihnen, ſoweit dies einem, der im wahren Kampf noch nicht geſtanden, überhaupt möglich iſt. Ich erkenne, daß ich noch nichts geſehen, nichts gehört, nichts gefühlt und nichts gelitten habe, was auch nur annähernd heranreicht an das Höllengrauen, den Höllenſpektakel und die Höllenqualen eines nächtlichen Kampfes in der Feldfeſtung. Ich werde ſie nicht entweihen, die Bilder, die mir dieſe Soldatenherzen boten, und werde die Worte, welche die Seelengröße dieſer Helden offenbarten, in mir verſchließen und bei mir tragen als keuſche Erinnerung an jene heiligen Stunden unter der Erde, in denen ich das neue Heldentum kennen lernte aus berufenſtem Mund. Aber ich darf es nicht verſchweigen, was dieſe Leute hier auszuſtehen haben in ihrer langen Gefangenſchaft, in der fortwährenden Ungewißheit mit ihren optiſchen und akuſtiſchen Halluzinationen ſchlafloſer Nächte. Und es kann nicht laut genug geſagt werden, daß dieſer Stellungskampf, den der Menſch des 20. Jahrhunderts, als höchſte Errungenſchaft ſeiner Kultur, Moral, Humanität, und wie die ſchönen Federn alle heißen, mit denen wir uns ſchmücken, erfunden hat, die ſchrecklichſte Art der Kriegführung iſt, die die Welt geſehen.

Seit drei Monaten alſo liegen ſie hier an der Nida. Sie haben ſich ihre erſten Exiſtenzbedingungen ſelbſt geſchaffen, indem ſie unter dem feindlichen Feuer ihre erſte Deckung, das erſte Loch gruben, wenigſtens den

Kopf vor dem Blei des Gegners zu ſchützen. Dann ſind ſie tiefer gegangen und graben und bauen heute noch — daß ſie ſich zerſtreuen und nicht dem Wahnſinn verfallen. Einmal ſind ſie dreißig Tage am Waſſer gelegen, im Schlamm, in Fäulnis und Geſtank, ohne ſich rühren zu dürfen, Tag und Nacht, ſo war das Feuer des Gegners, die taktiſche Situation. 48 Tage lang hat der Offizier ſeine Kleider nicht vom Leibe gehabt, und als er die Mannſchaft ſeiner Feldwache wieder ſah, war er entſetzt. Waren dieſe ſtumpfen Geſichter mit ſtieren Blicken, dieſe verwilderten Haare und ſchmutzigen, zerlumpten Kleider Wirklichkeit oder Traum? War das der Zug der flotten Kompagnie? Gräßlich. Und ſie baten und flehten um Erlöſung für ihre Mannen, ſie wurde gewährt und im Kampfe bewerkſtelligt. Man opferte die gute Stellung und zog ſich zurück, wo Abwechslung möglich.

Und jetzt ſitzen ſie den Tag und die Nacht im ewigen Päng — päng, das ſie nicht fürchten und dem ſie nicht ausweichen, und das trotzdem ihre Nerven zermürbt. Da kommt die ganz ſchwarze Nacht, in der man die Hand nicht vor dem Auge ſieht. Plötzlich bricht der Sturm herein, die Granaten platzen, die Schrapnelle praſſeln, Maſchinengewehre rattern, Salven ſauſen daher, Rauch und Gaſe, Geſtank erfüllen die Gräben, Gebrüll erhebt ſich an den Hinderniſſen. Dazu ſpielt die eigene Wehr, auch Granaten, Schrapnelle, Gewehrkugeln, Minen, Handgranaten, auch Geheul und Geſtöhne. Jetzt ſpringen ſie herein in den Graben, die der Stacheldrahtnicht zerfleiſchte, wie wütende Beſtien, Freund und Feind iſt kaum zu unterſcheiden. Es leuchten die Scheinwerfer, es glänzen die Raketenſterne. Kommandi ertönen; man ſpringt ſich an die Kehle, ſticht, tritt und beißt, man ſchreit

fürchterlich, flucht und geifert. Es kracht und ſchlägt, donnert und blitzt, es fallen die Hiebe, es ſpritzt das Blut, man tötet nicht mehr, man wütet in raſender Mordluſt und all den Lärm übertönt herzzerreißend das Schrecklichſte des Schrecklichen, das Geſchrei, das Stöhnen und Wehklagen, die Hilferufe der Verwundeten und Sterbenden — es iſt die Hölle!

Der Sturm iſt vorüber. Vor dem Wall liegt der Feind zu Haufen, er hängt in den Stachelzäunen, hat ſich an den Spitzpfählen aufgeſpießt und wimmert in den Gruben. Er iſt abgeſchlagen. Es wird geräumt, Freund und Feind, ſo lang es geht, bis der Tag anbricht und der Ruſſe nicht mehr erlaubt, Tote zu holen. Mancher ſtirbt ſo, jämmerlich in Froſt und Wind. Man erholt ſich von dem Grauenhaften, überblickt die Lage, ordnet, flickt, ergänzt und dann — dann braucht es neue Nerven für die neue lange Ungewißheit, die neue anſtrengende Wachſamkeit, das neue, monotone, nervenzerrüttende, ewig drohende päng, päng, päng, Nerven für das neue Heldentum.

Vor dem Fall Belgrads ſagte eine ungariſche Dame in der Straßenbahn zu mir: „Wir haben keine Helden.“ So ſind ſie daheim, weit hinter der Front. Sie wollen große Paukenſchläge hören, ſie verlangen Maſſenfänge, begehren „Taten“ und wiſſen nicht, daß der Krieg ſich geändert; daß da eine tapfere, mutige, zähe, brave, hingebende Armee, ſeit vielen Monaten das Hauptziel einer koloſſalen Übermacht, dieſem Koloß ſtandhaft getrotzt hat und daß dadurch auf anderen Plätzen Großtaten möglich wurden, die äußerlich mehr in die Augen ſpringen. Sie meinen, die Helden der Vergangenheit, ich aber kann Ihnen ſagen, gnädige Frau in Nymphenburg: Sie haben Helden in Öſterreich-Ungarn, ein

neues Heldentum, das größer ist, als das des offenen Kampfes im glänzenden Draufgehen mit flatternden Fahnen von Einst: das Heldentum des Durchhaltens im unabsehbaren unterirdischen Kampf der Kulturmenschen vom zwanzigsten Jahrhundert. —

Auf 8 Uhr früh war die Abreise angesetzt. Rechtzeitig traf ich mit meinen Ordonanzen und Rossen beim Brigadestab ein. Von da Besuch bei einem Artilleriekommando, Fernbesichtigung einer durch hiesige schwere Artillerie mit 28 Volltreffern zerstörten Kirche jenseits der Nida, überschwängliches Gabelfrühstück und fünfstündige Rückfahrt durch den polnischen Kot ins Wanzenquartier, Abschied vom prächtigen Reitergeneral und seinem Stab, mit der Feldbahn ins Armeequartier, wo wir nochmals von Exzellenz Dankl empfangen wurden. Beim Abschied hatte der Herr Armeekommandant die Güte, uns für eine Karpathenfront die Wege zu ebnen. Exzellenz Dankl trug mir Grüße an Herrn General Wille und Herrn Oberst-Korpskommandant von Sprecher auf, die ich vorläufig auf diesem Wege zu übermitteln mich beehre, da ich nicht wissen kann, was Karpathen und Ostwind noch bringen, falls ich wieder das Glück habe, so weit nach vorn zu kommen, wie an der Nida.

Ich habe von der Armee Dankl und ihrem Geiste den besten Eindruck mitgenommen. Wo solche Truppen stehen, kommt kein Gegner ungewollt durch. Diese Soldaten sind mehr als gut. Ich habe kein mürrisches, unzufriedenes, verstocktes Gesicht gesehen, aber offenes, frohmütiges Wesen bei der Mannschaft, Mut und kühles Blut. Die Eigenschaften dieser Leute würden allein genügen, die felsenfeste Zuversicht des Armeekorpskommandanten und seiner Gehilfen und Unterführer in den Sieg der Zentralmächte zu rechtfertigen. Ungemein

Schweres haben die Truppen hinter ſich und auch die Gegenwart verlangt große Ausdauer. Es wäre töricht, ihren Ernſt zu verkennen und manch einer wird beim Erwachen des Frühlings an Heim und Frieden denken, aber keiner wird einen Schritt zurückweichen, ehe der Ruf von oben kommt: der Sieg iſt Euer!

Nach unſerer Rückkehr wurden der ſchwediſche Kamerad und ich mit der Einladung Seiner Exzellenz des Generalſtabschefs der Armee, Freiherrn Conrad von Hötzendorf, Bericht zu erſtatten, beehrt. Der Empfang hätte nicht herzlicher und ungezwungener ſein können. Dieſe zierliche Geſtalt mit dem feinen Kopf, aus deſſen freundlichem Geſicht ſo klare, gute Augen leuchten, iſt der große Mann der Geſchichte, mit der ungeheuren Verantwortung! Welche Ruhe. Freiherr Conrad freute ſich über den Eindruck bei der Armee Dankl, den ich äußerte und mein Kamerad beſtätigte. Beſcheiden ſagte Conrad, als ich von dem alle Vorſtellung übertreffenden Kot und deſſen Konſequenzen und ſeiner Bezwingung ſprach, zitierend: „C'est la boue," wie 1807, „im Herbſt hatten wir den Kot, jetzt in den Karpathen den Froſt. Darüber kann man jetzt nicht reden, aber die Geſchichte wird zeigen, unter welchen Verhältniſſen wir kämpften. Geiſt und Stimmung ſind gut geblieben." Ich durfte über den Verlauf unſerer Fahrt referieren. Der Chef des Generalſtabs intereſſierte ſich beſonders für die einzelnen Truppenteile, die wir geſehen.

Damit war das Militäriſche erledigt. Als ich meldete, daß wir ſeinen Sohn Egon, der ſich uns beim zweiten Teil der Reiſe angeſchloſſen hatte, als ſo fröhlichen Burſchen kennen gelernt haben, da ſtrahlte das Antlitz des vornehmen Mannes und der große Stratege war nur noch der glücklichſte Vater. Seine Exzellenz fragte

nach unſeren Wünſchen und da wir beide unſrer Sehnſucht nach den Karpathen Ausdruck gaben, verſprach Freiherr von Conrad, unſere Reiſe dorthin nach Möglichkeit zu fördern. Dann ſollen wir wieder zum Rapport erſcheinen.

Solchergeſtalt war der über alles Erwarten erfreuliche Abſchluß meiner erſten Reiſe zur Front der k. und k. öſterreichiſch-ungariſchen Armee.

Feldbäckerei des Korps Bothmer

Lebensmittellager in der Kirche zu Alſo-Vereczka

Zwinin I

Österreichischer Saumtrain steigt zur deutschen Stellung auf

Przemysl gefallen

22. März.

Als ich vor drei Wochen einen der Fliegeroffiziere sprach, welcher regelmäßig zwischen Przemysl und seinem Kommando verkehrte, erfuhr ich, daß die Stimmung in der belagerten Festung sehr gut sei, trotz der beschnittenen Kost. Seit mehreren Tagen flüsterte man von Übergabe, und schon gestern erwarteten wir die Kunde, die auf den betrübten Gesichtern schwebte. Aber wir dürfen erst melden, wenn die Tatsachen amtlich zu uns reden. In Ergänzung meines heutigen Telegramms:

„Der Ausfall der Besatzung von Przemysl vom Freitag brachte die Überzeugung, daß die Russen einen festungsartigen Ring gezogen hatten. Die gestrigen Angriffe der Russen auf der Nord- und Ostfront wurden überall verlustreich abgewiesen. Während eines artilleristischen Feuerüberfalles auf die russischen Stellungen wurden innert dem Festungsbereich alle bedeutenden ‚eigenen' Objekte gesprengt und sämtliche militärisch wertvollen Materialien und Vorräte zerstört. Die letzte Radiodepesche aus der Festung meldete, daß sich ein Parlamentär zum Belagerungskommando begeben habe.

Die Besatzung hat mit einem auf 80 Tage bemessenen Vorrat 135 Tage ausgehalten und glänzende Ausfälle durchgeführt. Die gänzliche Aufzehrung des Proviants und die physische Erschöpfung nahmen die Truppen so mit, daß sie für einen Durchbruch zu schwach waren.

Bei dem gegenwärtigen Stand der Operationen ist die Bedeutung der Festung, die weit von den Fronten entfernt ist und von den neuen Kommunikationen umgangen wird, stark herabgemindert und ohne Einfluß auf das Ganze. Die rechtzeitige Entsetzung von den Karpathen her war unmöglich geworden, weil die beiden großen Offensiven durch den Wettersturz vereitelt wurden und die Russen sich verstärkt und die ganze Front befestigt hatten"

ist zu berichten, daß der Ausfall vom letzten Freitag der Besatzung klar vor Augen führte, daß nur Hilfe von außen das Schicksal der Belagerten ändern konnte, denn die Russen hatten in den vielen Wochen ihrer Einschließung Muße gehabt, einen befestigten Ring um Przemysl zu ziehen, von dem sie annehmen durften, daß er nicht durchbrochen werden könne. Den erwähnten Ausfall beantworteten die Russen gestern durch äußerst heftige Angriffe gegen die Nord- und Ostfront, begegneten dabei aber sehr energischem Widerstand an allen Stellen und erlitten sehr starke Verluste. Die Festungsartillerie wandte wohl ihre ganze Kraft an, um dem Gegner vor der Übergabe noch möglichst zu schaden und damit ehrenvolle Behandlung zu erzielen.

An eine leichte Übergabe dachte der kommandierende General der Infanterie v. Kusmanek heute ebenso wenig wie früher, und man wird ihm und seiner treuen Besatzung alle Anerkennung zollen müssen. So sandte

er heute früh seinen Bevollmächtigten zum Belagerer mit der Frage nach Übergabebedingungen. Gleichzeitig wurde gekämpft, und es begann die Sprengung aller Werke, Magazine, Brücken und die Zerstörung allen Materials, das dem Gegner irgendwie nützen könnte. Das Schicksal Przemysls ist ganz in die Hand der Russen gegeben, welche wohl die Tapferkeit der Besatzung nicht unberücksichtigt lassen werden. Mit der Zerstörung der Werke ist auch die Radiostation vernichtet worden und alle weiteren Nachrichten werden wir vorläufig nur von den Russen erhalten.

In die Trauer über den Fall der Festung mischt sich die Achtung vor der Beharrlichkeit der Besatzung, die, längst gewürdigt, sich jetzt erst richtig auslöst. Groß waren die Entbehrungen, immer empfindlicher wurden Munitionsmangel und Krankheiten und um so höher einzuschätzen ist das Festhalten des Verteidigers bis zum Äußersten. Durch Flieger und Funkenspruch stand die Besatzung in fortwährender Fühlung mit der Armeeleitung und wußte demnach, daß Hilfe von dieser Seite immer aussichtsloser wurde. Die Besatzung, deren Zahl der Gegner nennen wird, aus Honved, ostgalizischer Landwehr, galizischem und oberungarischem Landsturm, Wiener, niederösterreichischer und ungarischer Festungs- und Feldartillerie bestehend, sah die Erfolge für einen Durchbruch immer mehr schwinden, und die Wucht ihrer Ausfälle erlahmte infolge der zunehmenden Entkräftung. Hatte die Festung in der ersten Kampfphase, im September, sich durch Kräftebindung glänzend bezahlt gemacht und die Retablierung großer Armeeteile ermöglicht, so konnte sie nach ihrer Befreiung Mitte Oktober sich nicht mehr voll erholen. Eine ganze Armee (3.) hatte sich in Przemysl retabliert, und anstatt daß die Festung

ſich für längere Zeit wieder hätte einrichten können, gelang ihr dies nur unvollſtändig und bezüglich Proviant nur auf 80 Tage. Hindernd für die Retablierung war der Zuſtand und die Überlaſtung der Straßen, ſo daß nicht nur die Zufuhr aus dem Hinterland erſchwert war, ſondern die Feſtung auch noch an die auf dieſen Kommunikationen ſich befindenden Truppen Vorräte abgeben mußte. Die ſüdlich in die Feſtung hereingeführte Eiſenbahn war erſt am 25. Oktober betriebsfähig und infolge Beſchießung nicht leiſtungsfähig genug, und die Zeit vom Entſatz Przemysls bis zu ſeiner zweiten Belagerung (9. Okt. bis 9. Nov.) war zu kurz für genügenden Munitions-, Material- und Proviantersatz. Nur der Ökonomie des Feſtungskommandos iſt es zu danken, daß die Nahrungsmittel 4½ Monate reichten.

In neuerer Zeit beſtand der Wert der Feſtung hauptſächlich darin, daß ſie an Gegnern mehr als die doppelte Zahl der Beſatzung band. Dieſe Truppen werden nun frei, die Ruſſen werden Przemysl zu einem wichtigen Stützpunkt ausbauen und die Karpathenoffenſive wird erſt recht zum Stellungskampfe. Przemysl ſperrt nicht nur die Kommunikationen vom Zentrum der Karpathen an die Weichſel und die indirekte Bahnfahrt Lemberg-Krakau, ſondern erlaubt auch den Bau einer direkten Linie nach Weſten zu den Hauptadern. Konnte Przemysl nach ſeiner zweiten Belagerung auch keinen aktiven Einfluß auf den großen Kampf der doppelten Umfaſſung ausüben, um ſo weniger als die Ruſſen ſich an Przemysl vorbei natürlicherweiſe andere Verbindungslinien geſchaffen haben, wodurch die Kommunikationsſperre in Wegfall kam, ſo erkannte die Heeresleitung der Verbündeten doch die Bedeutung der Feſtung für ihren beabſichtigten Anfall des linken ruſſiſchen

Flügels aus der Karpathenlinie, welcher Przemysl automatisch entsetzt haben würde.

Aber sowohl der am 25. Januar ins Werk gesetzte Offensivstoß, als der neue von Anfang März wurden schon bei ihrem Beginn durch Wetterumschlag sehr zu Ungunsten der Österreicher beeinflußt. Schnee und Kälte (letzthin wieder —28°) hemmten die Bewegung, so daß die Russen neue Kräfte heranziehen und ihre üblichen Befestigungen anlegen konnten. Das Überraschungsmoment ist längst dahin. Wohl stürmten die Russen oft und überall unter Aufwendung großer Kräfte an, opferten rücksichtslos ungezählte Scharen, eine Linie nach der andern antreibend, manchmal sicheres Verderben vor Augen, doch ebenso fruchtlos um den Besitz des Kammes ringend. Die Österreicher behaupteten außer an der Duklasenke die Höhen, vielenorts das jenseitige Glacis und drangen anfangs März stellenweise wesentlich in Galizien ein. Jetzt stehen sie wiederum im Kampfe mit der nach Einbruch des Nachwinters in den letzten Tagen erfolgten russischen Gegenoffensive, die sich auf sehr starke Kräfte zu stützen scheint.

Diese Mitteilungen fußen im wesentlichen auf den persönlichen Äußerungen des Kommandanten des Kriegspressequartiers, General v. . . . .

Ein stiller Abend steht uns bevor.

Der Uzsokerpaß Ende März 1915

. . . ., Ostermontag.

Ich weiß nicht, wer in diesem Kriege überraschter ist, daß er umlernen mußte, der Draufgänger, der unter die Erde in Deckung kriechen mußte, oder der Gegner des Gebirgskriegs, dessen Blicke von den Karpathen angezogen werden. Es ist beinahe komisch, zu verfolgen, wie die großen Theoretiker und Propheten ihre „unerschütterlichen" Kriegsgrundsätze und unumstößlichen Berechnungen langsam modifizieren, um dem Gebirge wiederzugeben, was sie ihm genommen hatten, und ihm zu lassen, was ihm gebührt. Man erkennt zu deutlich, wie leid es ihnen tut, daß ihre Thesen, die sich teilweise an die alte Kriegsgeschichte klammerten, in der Hauptsache aber auf großer Unkenntnis des Gebirges beruhten, von den Tatsachen in leeren Dunst aufgelöst wurden. Sie versuchen krampfhaft, Brücken zu schlagen, um den Riß zwischen ihren Behauptungen und Prophezeiungen und der ihrer Weisheit so unbequem gewordenen Wirklichkeit zu mildern. Jetzt wird das Gebirge zum roten Tuch gemacht, auf das die Stiere losstürzen, die Bergspitzen sind lauter Basiliskenaugen, welche die Kämpfer magnetisch anziehen. Nur so können oder wollen diese Verärgerten dem Gebirge gerecht werden, welches sie so sehr enttäuschte und seine Bestimmung im Kriege plötzlich derart unerhört kundgab, indem es sich gerade in jener

Jahreszeit Geltung verſchaffte, in welcher man es mit verächtlichem Achſelzucken ignorieren zu dürfen glaubte. Der Berggeiſt nimmt furchtbare Rache für ſolche lange Geringſchätzung.

Dabei liegen die Verhältniſſe ſo einfach. Für einen Staat, der Galizien gegen einen Einfall von Norden halten wollte, ſtand der Karpathenwall am unrichtigen Ort, wie er am rechten Platz iſt für den Schutz Ungarns. Die Karpathenkämpfe ſelbſt haben den Wert des Gebirgskammes für den Verteidiger bewieſen, allen Theorien zum Trotz. Es iſt daher kein Zufall und keine Folge einer Faszination, daß beide Parteien ſo hart um den Beſitz dieſer Mauer kämpfen und daß beidſeitig die irgendwo ſonſt abkömmlichen Kräfte dahin geworfen werden. Nur wer die Krone des Walles inne hat und die vor ihm liegende Böſchung beherrſcht, kann das Hinterland ruhig ſein nennen. Selbſt wenn die Ruſſen nicht in die ungariſche Ebene abſteigen wollten, ſo müſſen ſie die Karpathenhöhen erobern, um Galizien zu halten.

Darüber hinaus ſcheint jedoch ihr nächſtes Ziel Abos (nördlich Kaſchau) zu ſein, wo ſie die kürzeſten Verbindungen zwiſchen den deutſch-öſterreichiſchen Armeen in Polen und Galizien und denen in Ungarn bezw. den Karpathen unterbrechen möchten, die beiden Linien Krakau—Neu Sandez—Kaſſa (Kaſchau) und Schleſien—Poprad—Kaſſa. Nördlich und nordöſtlich dieſes Bahnknotenpunktes befindet ſich die tiefſte Senke des Karpathenkammes zwiſchen Konieczna und Lupkow — die Dukla-Senke — mit vielen guten Straßen und allgemein gangbarem Gelände ſeitlich davon. Schon lange ſtehen die Ruſſen in dieſem Abſchnitte diesſeits der Höhe, und letzter Tage ſollen Spitzen über Zboro, Sztropko, Virava herabgeſtiegen ſein, was in der Gegend von Kaſchau,

Satoralja-Uihely, Ungvar begreiflicherweise beunruhigte. Die Russen müssen aber über die Vorkehrungen der Österreicher genügend aufgeklärt gewesen sein, um sich zu hüten, denn sie unterließen einen senkrechten Vorstoß auf Eperjes, Richtung Kassa. Ihr Hauptdruck mit Unterstützung von bei Przemysl freigewordenen Kräften gilt jetzt dem Raume beidseits Laborczatal. Am Uzsoker Paß selbst herrscht Ruhe. Die hier liegenden Heereseinheiten sind nur mit ihrem äußersten linken Flügel engagiert.

Aus dem nördlichsten Teile der ungarischen Tiefebene, in welcher die Theiß, zierlich mäandernd, zahlreichen Bergwassern entgegenspielt, und die Städte Munkacs, Ungvar und Satoralja-Ujhely im Schutz der niedern Hügel liegen, erhebt sich das Vihorlatgebirge und hinter ihm das Zentralgebiet des karpathischen Waldgebirges, die Wasserscheide zwischen Weichsel, Dnjester und Donau. Vom Uzsokerpaß bis in die Ebene durchfließt der Ung in einem leicht nach vorn geneigten S durch das gleichnamige Tal das Gewirr kleiner Bergketten mit Kuppen von über 1000 m im obern, durchschnittlich 800 m im mittleren und 300 m im untersten Teil des Angeländes. Meist hart am Fluß leiten Straße und Bahn von der Stadt Ungvar bis Hajasd (1:200000), 487 m, zum eigentlichen Fuß des Passes und in komplizierter Führung auf den 889 m hohen Sattel, wo nebst dem Ung auch San und Spisany entspringen, nicht weit der Geburtsorte von Dnjester und Stryj. Zuerst dem Flüßchen auf der galizischen Seite links und rechts ausweichend, vereinigen sich Bahn und Straße in Turka wieder und bleiben sich dann treu über Sambor bis Lemberg, ein gutes Stück mit dem Dnjester als dritten im Bunde.

Im ruſſiſchen Graben, vor der Krone zerſchoſſene Leichenreſte

Ruſſen vor der deutſchen Sappe

Ruſſiſcher Soldat, gefallen vor dem deutſchen Graben, durch eigene Kugeln von Oſtroy her aufgelöſt

Freund und Feind am Stacheldraht

Im Auto durchfliegt ſich das Ungtal herrlich. Die Straße iſt gut, die Brücklein und Kanaldeckel überhüpft es fußhoch und dekameterlang, während der tolle Chauffeur die eine Hand mit Zeitung und Zigarette beſchäftigt. In Kisberezna große Trupps friſchgefangener Ruſſen, in der Ebene von Revhely Gefangene an der Arbeit, Pflaſterſteine aus der Erde zu leſen für die Beſchotterung, in Cſontos unaufgeräumte Biwakſtätten, die erſten Pferdeleichen und -Gerippe, in Fenyvesvölgy Verwundeten-Kolonnen, die ſich ſelbſt ins Lazarett begeben können, und dann das bunte Leben einer großen Etappenſtation.

Das ganze Gebiet, auf dem es ſich heute, im Schutze der hier nicht hörbaren Kanonen und Gewehre jenſeits des Paſſes ſo friedlich abſpielt, mußte erobert werden in unſäglich ſchwerem und teuerm Kampf. Die Ruſſen waren bei ihrem letzten Einbrechen in das Komitat des Ung bis unterhalb Cſontos herabgeſtiegen, 30 Kilometer ſüdlich des Uzsokerpaſſes um 600 Meter Höhe. Sie hielten nördlich dieſes Ortes, hinter dem 1066 m hohen Stinka-Rücken, die Täler von Hlubokyp und Patakujfalu öſtlich desſelben (und gleichzeitig ſüdlich des Ung) die Täler der Viska und Lyuta, beſonders die Studnica, 1035 m, den Kraſin, 1034 m, die Höhen ſüdweſtlich Havasköz und um Tiha beſetzt und hatten ſich in ihnen zu hartnäckiger Verteidigung für die Infanterie, für Maſchinengewehre und für Artillerie befeſtigt. Ihre Stärke betrug gegen zwei Diviſionen. Den Paß ſelbſt hatten ſie durch ſtarke Befeſtigung der in der Zolobina, 822 m, gipfelnden Höhenlinie weſtlich der großen Uzsoker Bahnſchleife gedeckt.

Auf ihrem Rückzug hatten die Öſterreicher den großen, 35 m hohen Viadukt von Cſorbadomb ſo geſprengt, daß ihn die Ruſſen mit ihren feldmäßigen techniſchen Mitteln nicht wieder herſtellen konnten. Für große

Bewegungen südlich des Uzsoker-Passes kam also nur die Straße in Betracht; das Sand- und Juragestein um Uzsok ist derart durchschluchtet, daß die nächsten Umgehungsstraßen fragwürdigster Qualität weit abliegen, westlich auf 23, östlich auf 18 km. Ihre Sicherung allein hätte große Kräfte verlangt, und sie hätten erst wirksam werden können, nachdem das untere Ungtal in russischem Besitz gewesen wäre. So beschränkten sich die Russen vorläufig auf die Verteidigung der Haupt- und Nebenkommunikationen, die vom Ungtal nach Turka-Sambor führten und legten mehrere Festungslinien von Ostry 839 m und Bycz0k 915 m im Süden bis gegen Stary Sambor hintereinander an.

Die Österreicher beschlossen, Ende Januar das Ungtal und die anliegenden Gebiete zu säubern, den Uzsoker-Paß zu nehmen und ein nochmaliges Überschreiten des Kammes zu verhindern. Die Aufgabe wurde Feldmarschalleutnant v. Szurmay, der sich unter Armeekommandant Boroevic bei Neu-Sandec (Schlacht von Limanowa) durch den Flankenstoß, welcher das Schicksal der Russen entschied, ausgezeichnet hatte, übertragen.

Ein überraschender Stoß war nur möglich, wenn neben der Hauptader kräftig und breit umfassend vorgegangen wurde. In den unteren Talstufen herrschten Regen und Kot, in den oberen Schnee und Frost. Die Regionen der Kuppen und Grate starrten in hochalpinem Winterkleid. Weg und Steg waren unter der weißen Decke verschwunden, die nicht trug, und die in den Mulden und Schluchten eine Stärke von vielen Metern aufwies. Es war kalt, am Tage bis 10, in der Nacht bis 20 Grad unter Null. Nebel strich um die Berge und schlich durch die Täler, der Wind verwandelte das Schneien in Gestöber und trieb Eisnadeln vor sich her. Unterkunft war

spärlich oder nicht vorhanden, die oberen Regionen menschenleer und ohne Subsistenzmittel für Mann und Roß. Der Feind auf den Höhen, eingegraben und gut versorgt.

Szurmay schreckte vor nichts zurück. Nach umfassenden Vorbereitungen für den Nachschub mit Bahn, Lastautos, Wagen und Schlitten und im Vertrauen auf seine bosnische Gebirgsausrüstung, seinen bewährten Saumtrain der kleinen Mujos, auf die Erfahrungen seiner Truppen während der Züge gegen Serbien, über die sommerlichen Karpathen und zurück, und ihre Glanzleistungen am Poprad, und auf den guten Geist seiner Leute, rückte er am 22. Januar aus dem Raume Berezna-Revhely, der Abzweigung mehrerer Täler, in verschiedenen Kolonnen, allgemeine Richtung Csontos, vor, wohin die Armeegruppe, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen, gelangte. Nun galt es, sich in den Besitz der Stellungen in und um Fenyvesvölgy zu bringen. Durch das Hlubokyptal über Harczos, die 1303 m hohe Rawka, über das Wolosatkatal und den Bukowo Berdo, 1313 m, an den San einerseits und durch das Lyutatal über Ungbükkös-Lyutanska goliza, 1376 m, Ruski Put, 1311 m, über das Stryjtal, die Magura, 1013 m und Richtung die Höhenlinie, Minczol Radycki, 1044 m, Minczol zubrzycki, 1108 m, Wysoki Wrch, 1177 m, jenseits der Zawadka anderseits, sollte die Hauptstellung des Gegners am Zolobina-Rücken doppelt umfaßt werden, um dem Gros, das direkt auf den Paß vorstoßen wollte, Luft zu machen. Ein solch kühner klarer Plan, eine Freude für den Gebirgssoldaten an sich, mußte Szurmays Truppe begeistern und sie alle Schwierigkeiten im Hinblick auf den winkenden großen Erfolg vergessen lassen.

Und es gelang. Schritt auf Schritt. Es waren hauptsächlich Ungarn, die hier um ihre Scholle kämpften. Nördlich des Ung um die Stinka herum mit Seilen Haubitzen auf diese selbst durch manneshohen Schnee hinaufschleppend und weiter über die Rawka ausgreifend, südlich die Studnica nehmend, zwangen sie die Russen zur Aufgabe ihrer Stellungen in Patakujfala bei Fenyvesvölgy und schließlich auch der an der großen Schleife westlich Uzsok. Die Russen sprengten mehrere Eisenbahnbrücken und zogen die Hauptkräfte auf die galizische Abdachung zurück. Als nach viertägigem ununterbrochenem Ringen die Ungarn den Halicz (1335 m) und Kinczyk Bukowski überschritten und die Mulde von Bukowiez-Beniowa-Sianki mit der Straße und Eisenbahn im Rücken der russischen Nachhut, das oberste Santal beherrschten, da gaben auch die letzten Russen den Paß auf. Groß waren die Opfer gewesen, größer war der Sieg. Szurmays war die Palme, und hoch schlugen die Herzen der braven Ungarn, die ihre Heimat gerettet, der Söhne der ungarischen Ebene, — die keinen Schnee gekannt und nie einen Berg gesehen. — Wer die Geschichte dieses Krieges schreibt, muß den Helden von Uzsok ein besonderes Ehrenblatt einräumen.

Die Russen hatten, ihrer glänzenden Rückzugstaktik entsprechend, sich bald wieder festgesetzt und wohl gehofft, die Österreicher würden nun in die Quertäler hinunterrennen und in ihren Stellungen verbluten. Es kam aber anders. Wohl verfolgten die Ungarn energisch, aber nur bis auf die Höhen jenseits des San, welche etwa vom Czerwony Wrch, 818 m, im Nordwesten über Byczok, 915 m, über die Klewa, 901 m, auf den Zwinin, 1109 m, im Südosten sich hinziehen. So steht heute die Armeegruppe Szurmay zwischen Boroevic

im Westen und der deutschen Gruppe Linsingen im Osten und hält den Uzsoker Paß in sicherer Hand.

Die Fahrt zum Uzsokerpaß bot mir das schönste militärische Bild, das ich bis heute gesehen. Auch das fremdeste, obwohl es im Gebirge steht und da noch der Winter herrscht. Ich kann diesen Kamm mit keiner Schweizerlandschaft vergleichen, denn im Jura haben wir tiefere Schluchten als hier, und wo das Hügelland so sanft ist wie da, ist es bei uns ganz bewaldet, und dann die Hauptsache: es fehlen die freundlichen Häuschen, Hütten und Ställe der Alpenwirtschaft, die unsere Berghänge zieren. Und doch ist die Landschaft alpin. Im oberen Ungtale, da wo die Endetappe liegt, gibt es fast nur ärmliche Hütten mit Strohdächern. Der Bauer ist arm und ohne Schule. Stumpfsinnig blicken die häßlichen Gesichter in die Welt, und die Gestalten, die vor die elenden Baracken treten, sind schmutzig wie die Hütten selbst und ihre Zugänge. Ich war froh, im Militärspital Unterkunft zu finden. —

Hier oben regiert das Heer unumschränkt. Die ganze Bevölkerung ist in seinen Dienst gespannt. Und sie ist froh, daß es so ist; denn sie hat nichts mehr zu essen gehabt. Die unbedeutenden landwirtschaftlichen Vorräte, die gerade genügen, um das Leben für Mensch und Vieh zu fristen, sind längst aufgezehrt. Geld hat man nicht, die Bahn läßt keins zurück, wie bei uns. Es geht dem Gebirge in der Volkswirtschaft, wie's ihm im Kriege bisher gegangen ist, man hat es vernachlässigt. Was nützt es, daß diese schönen Bergketten, Wälder und Grashänge unter dem blauen Himmel im Sommer ihre Pracht entfalten und sich mit einer Flora schmücken, welche nebst der der Alpen die reichhaltigste in Europa ist, daß sie eine Fauna besitzen, urwüchsiger noch als dort? Was

hilft es dieſen herrlichen Skihängen, zu leuchten weit ins Land hinaus nach Norden und Süden, zu locken und zu werben? Es iſt niemand, der ſie geſehen, und niemand da, der es glaubt. Merkwürdigerweiſe trotz der zehn Jahre alten Eiſenbahn und trotz der heutigen Bedeutung des Gebirgs für die Hygiene, ſommers und winters. So liegen hier Naturſchätze unausgebeutet, welche vermöchten, aus der Armut Reichtum und aus den Urmenſchen Geſchöpfe zu machen, die ſich etwas mehr über ihre Haustiere erheben, als dies heute noch der Fall iſt. Ungarn, Kirche, Schule, Sozialismus, hier iſt Arbeitsfeld für Menſchenliebe. — Aber ich darf nicht ungerecht oder blind ſein, in Uzsok iſt ja ein — Bad! Das heißt, es war eines da. Von dem zerſchoſſenen und abgetragenen Hauſe ſtehen nur noch die Grundmauern und in dem abgeholzten Park — wohl dem größten Reichtum des Platzes — ſteht noch der bronzene Herkules im Kampfe mit der Hydra. — Und auf dem Paß, dem breiten Talboden von Sianki, war eine moderne Großſäge, alſo Induſtrie, ebenfalls von den Ruſſen zerſtört.

Der Nachſchub erfolgte außer vermittelſt der bosniſchen Pferdchen, den genannten Mujos, nicht zu verwechſeln mit dem Eſel oder Maultier, durch Ochſengeſpanne, durch Autos, dann durch die Feldbahn, eine Pferde- oder Ochſenbahn. Kaum waren die Ruſſen vertrieben, begannen die Techniker Szurmays mit der Reparatur der eingeleiſigen Normalbahn. Bald waren die kleinen Brücken und ein Teil des oberſten, langen Viadukts durch Holzbau wieder fahrbar gemacht, denn die Schäden waren nicht bedeutend.

Anders der von den Öſterreichern ſelbſt zerſtörte Viadukt. Man ließ ihn ſeitwärts liegen und baute eine neue Linie von einigen hundert Metern in das Tobel

hinein, aus dem man mittelſt Spitzkehre heraus und auf den Paß gelangt. Und droben haben die „Techniker“ (lauter Infanteriſten) die Dampfſäge wieder in Betrieb geſetzt, Konſervenbüchſen ſind Öler, Pickel ſind Hebel und Gurten Treibriemen geworden, mit überſchüſſigem Dampf wird eine Badeanſtalt geheizt; und die geflickte Schwebebahn befördert zehn Kilometer weit ins nächſte Tal, an den rechten Flügel Proviant und Material in idealer Weiſe. Die Augen dieſer Genies leuchten, und es erfüllt mich mit Freude, zu ſehen, wie hier die einfache Infanterie alles improviſiert, erfindet, ſchafft und wie Offizier und Mann fortgeſetzt neue Ideen hervorbringen, um dem Ganzen zu dienen. Anfänglich war die Straße der einzige Verkehrsweg. Fünfhundert Dragoner hatten die Tramordnung Tag und Nacht aufrecht zu erhalten, ſo überlaſtet war die Straße. — Ich glaube, ganze Trupps von Bergamasker Schafen zu ſehen, es ſind die Bauern in ihren weißen Pelzen, die hier arbeiten, auch Weiber in Stiefeln bis zum Knie und dann nichts mehr unter dem kurzen dicken Wollrock. Im untern Ungtal ſah ich ſie barfuß, aber im Schaffell.

Auf der Straße wogt es trotz Eiſenbahn und Feldbahn noch hin und her, obſchon man ſie heute als leer bezeichnet. Im Etappenraum große Ochſenlager für die Küche, Magazine und ein maleriſch nicht zu beſchreibender Achſentrain. Schlächterei, Bäckerei und Wäſcherei, die Pferde im Kreiſe bewegt, daß ſie nicht erfrieren. Da ſteht eines ſoeben um; gleich kommen die Bauern, enthäuten es und vergraben es an Ort. Die Kinder kommen zu den Soldaten und holen ſich Eſſen. Die Armee nimmt und gibt alles. — Bei Exzellenz Szurmay und ſeinem Stab geht es ruhig und doch geſchäftig zu, denn droben iſt nur ſcheinbar Ruhe. Die Telephonapparate und Tele-

graphen ſpielen Tag und Nacht, und der Stabschef kommt kaum zum Eſſen. Auch den Feldmarſchalleutnant ſehe ich bloß bei Tiſch, aber dann in beſter Stimmung und ganz der feine freundliche Mann, als den ich den hohen öſterreichiſchen Offizier kennen gelernt habe. Er will alles für mich tun und mich da behalten, wenn ich will. Ob ich möchte? Vielleicht blüht mir noch dies Glück. Doch der Armeekommandant hat die Zeit knapp bemeſſen und zunächſt iſt ſein Befehl da.

Faſt unkenntlich vor Kot entſteige ich dem Wägelchen, das ich zwiſchen Sianki und Beniowa gegen den Schlitten vertauſcht. Die Skier übergeworfen geht es ſteil zum Byczok hinauf. Heiß brennt die Sonne. Die Hänge locken zum Anſchnallen, Kampf Kampf ſein laſſen und hinunterfahren zu Halicz und Kinczyk, den idealen Skimogeln, vom Krieg hinweg und dem Frieden zu, ehe der ſchöne Schnee vergeht. Doch mächtiger lockt der Kanonendonner. Der Teil der Front, in welchem ich mich befinde, ſtreicht von der Kiczera Sokilska, 837 m, über den Byzcok 915 m nach Südoſten zur Szczawinka, 953 m, hier gegenüber liegen die Ruſſen etwa vor Szainskie Tarnawskie 873 m und 876 m über Tureczki Niznie, Oſtry 839 m und Jaſowiez 863. Ein tiefes Tal, in dem der Spiſany fließt, trennt uns. Das Dorf Tureczki wyznie haben die Ruſſen räumen müſſen. In finſteren Nächten bei Schneetreiben und Nebel haben ſie dort Unterſchlupf geſucht. Maſſenquartiere vor der Naſe kann aber der Ungar hier nicht brauchen, und ſo hat er denn die Inſicherheitgewiegten überfallen und ſukzeſſive das Dorf verbrannt.

Wir überhöhen ſtark und vor der diesſeitigen Stellung fällt es ſehr ſteil ab. Trotzdem haben die Öſterreicher ihre Poſition ſehr ſtark gemacht. Es genüge, zu ſagen,

„Von Smorza an konnte ich reiten"

Blick vom Dautzky auf Zwinin II

Links: Trägerkolonne vom Korps Bothmer über Krywka zur Garde-Division — Rechts: Ruthenische Siesta

Digitized by Google

General von Linsingen und sein Stabschef
Generalmajor von Stolzmann

daß der Bau der Gräben und Unterſtände hier, wo der Boden nicht ſehr hart gefroren iſt, ſondern wo Baumwurzeln, große Steine und Felspartien die Arbeit faſt ebenſo behinderten wie der Schnee und das feindliche unausgeſetzte Feuer, große Energie und Ausdauer erforderte. Dementſprechend ſind die Schützengräben hier nicht im entfernteſten ſo wohnlich, wie die an der Nida. Hier wohnt das beſcheidene Murmeltier, dort unten der verwöhnte Hamſter, um mit Vergleichen zu reden. Alles iſt hier anders, ernſter, kälter, wie die Natur. Die Geſichter ſind trotziger, der gleiche Wille zum Durchhalten wie an der Nida äußert ſich hier herber, düſterer. Die Ungarn, Ruthenen, Rumänen, Bosniaken und Schwaben aus dem ungariſchen Banat, alle gebräunt und lederhäutig von Schnee, Sonne und Wind, mit hergenommener Ausrüſtung und ſtruppigen Bärten, ſie ſind trotz allen Mühſalen geſund und munter, alle ſagen, es gehe ihnen gut, und ſie legen keinen Wert auf beſondere Ausſtattung ihrer unter dem Schnee vergrabenen Hütten. Sie haben zu viel zu tun. Wohl herrſcht am Uzsok Ruhe, aber der Berg drückt auf den Graben, der Schnee macht ihn feucht und es muß immer weiter gebaut werden für ſich und für die Ablöſungen, denn — nie mehr darf ein Ruſſe über Uzsok nach Ungarn, verſichert einer der ſchwarzen Geſellen.

Die Abgänge durch Froſt waren hier ſehr groß, beſonders aber beim Anmarſch und der Nordumfaſſung in viertägiger Schlacht, ohne Möglichkeit, die Schneegräben zu verlaſſen oder ſich in denſelben zu bewegen. Nochmals: unermeßlich ſind die kriegeriſchen Leiſtungen dieſer Truppen, ihr Anpaſſungsvermögen, ihr Mut und ihre Ausdauer. Alles was der Kommandant voraus tun konnte, geſchah. Aber der Berg war noch ärger als er-

wartet und „nicht der Ruſſe, ſondern der Winter war unſer Feind“, ſagte mir ein Diviſionär auf Uzsok.

Hervorheben möchte ich, daß die wenigen anfänglichen Skiläufer gute Dienſte geleiſtet haben, daß hinter der erſten Linie fortwährend mit Erfolg Skiläufer ausgebildet wurden und daß das Urteil iſt: Wir hatten nie genug Skiläufer, alles gehört auf Ski. (Der Berg kann nichts dafür, daß man ihn verkannt und vernachläſſigt.) Saumtrain und Kochkiſten folgten ohne Stockung bis in die Feuerlinie und auch beim höchſten Schnee. Und was für herrliche Suppen aus dieſen Kochkiſten geſchöpft werden, davon habe ich mich perſönlich mehrfach überzeugt.

Was man von den Ruſſen ſieht, ſind ſtarke Stacheldrahtzäune, vordere und hintere Linie, Stützpunkte und an Hand der Fliegerphotos noch einiges Intereſſante mehr. Links von uns ſtarker Geſchützkampf. Truppenbewegungen in derſelben Richtung, neue Kräfte, jung und flott, nagelneu equipiert. Auf Uzsok Ruhe.

Weitgehende Gaſtfreundſchaft beim Armeekommandanten, ſeinem großzügigen Stabschef und der fürſtlichen Umgebung. Beim Deſſert eine Meldung; es wird die Karte hervorgezogen. Man verabſchiedet ſich raſcher als beim erſten Mahl. Ich verſtehe. Auf der endloſen Rückfahrt große Truppenbewegungen. Alles mit dem gleichen Ziel. Der Zuſammenhang iſt klar. Vorne hat man ſeinen Abſchnitt um ſich und ſieht weiter nichts, aber auch gar nichts. Wer es rückwärts bis zu den Reſerven bringt, der mag kleine Truppenbewegungen beobachten. Woher, wohin? das erfährt er nicht. Nur die Summe der Erſcheinungen bis ins Hinterland vermag Licht zu ſchaffen. Schon aber arbeitet die Kriegsberichterſtattung fieberhaft. Und ich war ſtiller Zeuge dieſer Tätigkeit

bis heute, seit acht Tagen immer um Uzsoks willen. Und ich freue mich, es zu wissen, und es fällt mir nicht schwer, es für mich zu behalten, was wahr ist; wer das amtliche Communiqué zu lesen versteht, der weiß es ja auch. Auf Uzsok herrscht Ruhe trotz allen phantastischen Telegrammen. Uzsok steht fest. Verlangen Sie von mir keine unwahrscheinlichen Kommentierungen des amtlichen Bulletins, dem man glauben darf, und keine Prophezeiungen. Ich hoffe, Ihnen dafür neue Bilder aus dem Gebirgskrieg entrollen zu können, auf Grund des Geschauten und Erlebten.

Während ich schreibe, meldet das amtliche Communiqué: „Angriffe auf die Stellungen nördlich des Uzsoker Passes wurden blutig abgewiesen", die Presse: „Der obere Karpathenkamm kann nicht als günstige Kampfstellung bezeichnet werden." D a s kann sich nicht um Uzsok drehen.

Im Raume der Deutschen Süd-Armee

I.

Die Entwicklung der deutschen Süd-Armee bildet eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte der Karpathenkämpfe. So groß, wie sie heute dasteht, so winzig waren die Anfänge der Armee. Im September 1914 war die wichtige Linie Stryj-Beskidpaß-Munkacs nur durch Bahn- und Brückenwachen, sowie Gendarmerieposten besetzt. Generalstabshauptmann Horwath, von dem bei Lemberg stehenden Budapester 4. Korps, wurde mit einem Sonderauftrag nach Skole und Umgebung gesandt. Hier sah er, daß die schwache Landsturmbesatzung von einem Gelände umgeben war, das zum Aufhalten der zurückrollenden Bewegung geeignet erschien. Er entschloß sich, die Verteidigung dieses Karpathengebietes zu organisieren, und erbat dazu Kräfte, während er alles sammelte und gliederte, was er zunächst um sich hatte. Es schien nicht in der höheren Absicht zu liegen, hier dem Gegner einen wesentlichen Widerstand vorzubereiten, aber Horwath ließ nicht nach. Zunächst erhielt er vom damaligen Militärkommandanten von Lemberg mit Sitz in Munkacs, dem heutigen Korpskommandanten Hofmann, 25 Gendarmen und Eisenbahner aus dessen Territorialbereich. Dann eine Kanone.

Von Baron Grödel, einem der Haupt-Waldeigentümer der Karpathen bekam Horwath bewaffnete Forstleute zur Sicherung und Aufklärung. Der Standort des Kommandos dieser Landesverteidigungsgruppe war Skole, wo sie sich längere Zeit hindurch hielt, der Feind lag mit seinen Hauptkräften bei Stryj und Synewucko im Oportal-Eingang.

Ende September griffen die Russen bei Synewucko an. Horwath bittet um eine Brigade, mit der er den Gegner abzuwehren verspricht. Er erhält sie nicht und muß, stetig hartnäckig kämpfend, bis auf den Verecke- und den Beskidpaß zurück. Er sprengt die Brücken, unternimmt kleine Vorstöße und Überfälle und hält so mit diesen Landstürmern, Landjägern, Arbeitern und Forstleuten die immer stärker werdenden Russen hin. Der Druck gegen Ungarn wird aber immer heftiger und die Russen dringen gegen die Pässe vor. Da versammelt General Hofmann Truppen und rückt ihnen in drei Kolonnen entgegen zwischen Uzsoker- und Beskidpaß. Links Trexler, am Vereckepaß Sparber, am Beskidpaß Degenhart. Hauptmann Horwath sieht seine Initiative als beendigt an; aber Hofmann macht ihn zu seinem Generalstabsoffizier. Es gelingt den Russen am 28. September den Vereckepaß und am 1. Oktober den Beskidpaß zu nehmen, die Gruppe Hofmann muß auf den Rozgyla-Sattel zurückgehen, dessen Höhen die sich bei Szolyva vereinigenden Linien vor Munkacs beherrschen. Aber auch da vermag die improvisierte Truppe mit ihren beiden Kanonen und trotz der Lokomotive, die dem Train so große Dienste geleistet hatte, nicht standzuhalten. Der Rückzug auf Szolyva wird unvermeidlich. Der Plan der Russen, über die Karpathen in breiter Front vorzustoßen, sich jenseits derselben zu vereinigen und auf

Budapeſt zu marſchieren, wurde nicht nur immer deutlicher, ſondern erſchien auch ſtets im Gelingen wahrſcheinlicher. Das öſterreich-ungariſche Armee-Oberkommando ſtellte daher an die bedrohteſten Punkte außer den Landſtürmern mit ihrer mangelhaften Ausrüſtung (Einzelladern von 1867 und teilweiſe Zivilkleidern) auch Marſchbataillone aus neu ausgebildeten und gut bewaffneten Rekruten.

Am 24. September gelang es den Ruſſen, über den Uzsokerpaß bis Hajasd vorzudringen, wo ihre vierfache Überzahl auf große Schwierigkeiten geſtoßen war. Die wackeren Landſturmleute zogen ſich erſt unter dem Schutze der Dunkelheit zurück, gedeckt auch durch die ausharrende Batterie. Faſt gleichzeitig nahmen die Ruſſen auch den Toronyapaß, ſo daß ſie von Uzsok bis Gorgan Wyszkowski Herren der Grenzübergänge waren. Hier, am rechten Flügel mußte Major Buchmann mit zwei Bataillonen vor ſtarker ruſſiſcher Kavallerie, Infanterie und Artillerie nach mehrtägigem Trotzen, beidſeitig bedroht, bis Ökörmezö zurück. Von Huszt aus über Königsfeld und Prislop den Ruſſen in die linke Flanke ſtoßend, warf Graf Attems dieſe nach fünftägigen Kämpfen wieder bis Toronya zurück. Schon jetzt hatte ſich gezeigt, daß die ruſſiſche Übermacht nicht mehr genügte, um die öſterreichiſch-ungariſchen Hilfstruppen auf die Dauer zu werfen. Am Vereczkepaß hatten dieſe unter Sparber mit fünf Bataillonen auf 20 km Front ſechs Tage lang Stand gehalten. Allein ſchließlich wurde die Übermacht doch zu groß. Am 1. Oktober ſtanden die Ruſſen im Ungtale ſüdlich des Uzsokerpaſſes, im Latorcztale ſüdlich Verecke- und Beskidpaß bis auf einen Tagemarſch vor Munkacs, im Tale des Nagy-Ag bei Toronya, öſtlich davon bei Maramaros Sziget.

Es wurde nun eine neue Gruppe Fleiſchmann aus acht Marſchbataillonen und einer Honved-Reſerve-Kanonier-Diviſion unter Hauptmann Zagroczky gebildet, deren Vortruppen am 3. Oktober Richtung Beskid in Aktion traten. Oberſt Orda nahm den Weg auf Tucholka, Oberſt Sparber auf Beskid. Rechts davon ging ſelbſtſtändig vor Oberſt Berger, jeder mit einer Brigade. Bei Szolyva war das feindliche Vorrücken zum Stehen gekommen. Fleiſchmann nahm Horwath zu ſeinem Generalſtabsoffizier und es gelang dieſer Gruppe, in hartem aber ſiegreichem Kampf ſchon am 7. Oktober die Päſſe von Verbias (Verecke) und Beskid zu nehmen. Generalmajor Bothmer war mit ſeinen fünf Bataillonen und einer Landſturmbatterie nach und nach von Körösmezö, wo er das weitere Vordringen vom Jablonikapaß durchs Tal der Schwarzen Theiß herab verhindern wollte, über Maramaros Sziget bis halbwegs Huszt gewichen. Es gelang Attems mit acht Bataillonen und drei Batterien am 5. und 6. Oktober die Ruſſen gegen Maramaros zurückzuwerfen und in der Nacht vom 6. auf 7. die Stadt zu erſtürmen. Dabei haben auch Teile der polniſchen Legion mitgewirkt. Die Öſterreicher nahmen das Tal wieder bis Körösmezö in Beſitz; eine gegen Siebenbürgen vorgegangene ruſſiſche Kolonne wurde verſprengt und zog ſich durch die Wälder nach Norden zurück.

Damit war das nordöſtliche Ungarn wieder von Ruſſen frei, denn auch der rechte Flügel der 2. Armee war inzwiſchen über den Uzsokerpaß bis Turka vorgedrungen. Es handelte ſich nunmehr darum, die Offenſive fortzuſetzen. Die Truppen des Militärkommandos Munkacs kamen am 8. Oktober unter den Befehl des Armeegruppenkommandos Pflanzer-Baltin in Nagyszeben mit folgenden Bezeichnungen: Infanterie-Trup-

pen-Division Generalmajor Fleischmann mit Hauptmann Horwath als Generalstabsoffizier, bestehend aus zwei Brigaden. Rechts davon bei Toronya die aus den dort kämpfenden Truppen formierte selbständige Brigade. Noch weiter östlich traten ebenfalls alle Truppenteile des Oberstleutnant Fischer (dessen Improvisationen so berühmt geworden sind), des Majors Lang, des Obersten Tomaszkiewicz, die polnische Legion, die Guerillakrieger der Bukowina und am Dnjester unter das Gruppenkommando Pflanzer.

Fleischmann gelangte am 9. Oktober nach Tucholka, am 10. nach Huta, am 11. nach Skole und am 19. nach Synewudsko. Östlich von ihm gelang es der selbständigen Brigade nach Eroberung von Toronya die Russen über den Wyskowerpaß zu werfen und am 19. Oktober Wygoda-Dolina zu erreichen. Es standen nun sowohl die Infanterie-Truppen-Division als die Brigade an der Verbindung Stryj-Dolina; aber die Flüsse gingen hoch und die Brücken waren gesprengt.

Die Division und die Brigade begegneten hier ungeheuren Schwierigkeiten. Der Raum gestattet nicht, sie weiter zu schildern; es genüge, zu sagen, daß die Truppen mit größter Zähigkeit sich die Übergänge watend und im Feuer Stege bauend, erzwangen. Trotzdem die Russen angeblich zwei Divisionen heranbrachten, drangen die Österreich-Ungarn in Stryj ein, es tobte der Straßenkampf und man hielt Stand bis zur Nacht vom 22. Unter dem Schutze der einen Brigade mußte man zurück bis vor das Défilé vor Skole. Der Russen wurden immer mehr. In den Tagen vom 4. zum 6. griffen die Österreicher bei Synewucko wieder an, setzten sich auf den östlichen und nördlichen Höhen fest und machten ein halbes Tausend Gefangener. Aber nun

Jaszenowa-Paß

Am Hilfsplatz

Trichter „Mikado“ 21

Feldmarschalleutnant Hofmann und Generalmajor Fleischmann

waren die Nachbargruppen zurückgedrängt worden, und obwohl zu der Gruppe Fleiſchmann auch noch die 12. Landſturmbrigade geſtoßen war, hingen dieſe Truppen ſo ſtark in der Luft, daß ſie den Befehl zum Rückzug erhielten. Dieſer Rückzug, begünſtigt durch den vorangegangenen lokalen Sieg, erfolgte ohne jeden Materialverluſt und durchaus geordnet und zeugt für die gute Haltung der Truppe nach ſiebenwöchigem Ringen. Und während die Hauptkräfte auf Tuchla und Tucholka zurückgingen, hielten kleinere Teile bei Skole bis zum 7. Dezember feſt.

Ungern verließen die Leute in dieſem Raum die ſchwer erkämpften Stellungen. Um den Ruſſen die Deckung vor dem Vereckepaß zu verunmöglichen, brannten ſie drei Dörfer nieder und legten das Schußfeld auf weite Waldſtrecken frei. Bis zum 12. Dezember wurde die Laturka-Verecke-Beskid-Stellung gehalten. Durch Überflügelung am Uzsoker- und am Wyszkowerpaß wurde die Zurücknahme der Diviſion Fleiſchmann notwendig und ſo ſtanden die öſterreichiſch-ungariſchen Truppen nach Mitte Dezember wieder näher der ungariſchen Ebene als der galiziſchen, d. h. auf den Rozgyla-Höhen und -Sätteln bei Aklos. Es verlohnt ſich, die Karte zu nehmen, und dieſes Hin- und Herwallen zu ſtudieren. Daraus ergibt ſich auch von ſelbſt ein Bild der Verfaſſung der Truppen vor Weihnachten.

Vereinzelte Leute, zu Paaren, Häufchen und Trüppchen zuſammengetrieben, hatten wochenlang die Päſſe und Täler Schritt für Schritt gegen immer zahlreicher werdende, organiſierte, gut bewaffnete und wohlausgerüſtete Feinde verteidigt. Als Hilfe kam, meiſterten ſie alle Hinderniſſe, trieben die Maſſen vor ſich her und zum Land hinaus. Schon wähnten ſie ſich

endgültig Sieger. Aber von allen Seiten strömten die Feinde herbei und wie man sich auch wehrte, der Russen wurden immer mehr. Und jetzt stund man wieder am gleichen Punkte wie vor einem Vierteljahre. Hatte es überhaupt einen Zweck, weiter zu kämpfen, wenn der Feind jedem Manne zehn und mehr entgegenstellen konnte? Es war, als hätte sich der Himmel gegen die Donaumonarchie gewandt. Regen und Sonnenschein selbst schienen ungerecht verteilt. Aber die Österreicher verzagten nicht. Retabliert und ergänzt wollten sie wieder vorgehen. So hielten sie auch da bis Ende Januar als deutsche Verstärkungen eintrafen und Szurmay am Uzsokerpaß vorging.

II.

Mit dem Eingreifen deutscher Truppen tritt diese Kampfgruppe in eine neue Phase ein, als Teil der deutschen Südarmee unter dem Oberbefehl des Generals der Infanterie von Linsingen. Aus der Infanterie-Truppen-Division, der selbständigen Brigade und der 12. Landsturm-Brigade war in der ersten Januarhälfte das Korps Hofmann gebildet worden. Der linke Flügel der russischen Hauptkräfte stand Ende Dezember bei Lupkow. Die Verbündeten beschließen, östlich Lupkow auf Przemysl vorzugehen. Die deutschen Kräfte und österreichischen Verstärkungen doublieren Ende Januar im Raume zwischen Uzsok und Tatarenpaß ein, später wird Uzsok miteinbezogen. Ende Januar erobert Szurmay den Uzsokerpaß zurück, östlich Uzsok am Vereczke-, am Beskid- und Wyszkowerpaß kommt die deutsche Südarmee stetig etwas vorwärts.

Mit dem bekannten deutschen Schwung, mit jenem Selbstbewußtsein, das Kraft verleiht, und jener Siegeszuversicht, die schon halbes Gewinnen ist, traten die

Deutſchen an die Karpathen heran. Der Winterberg ſtellte aber dem deutſchen Vormarſch unerwartete Schwierigkeiten entgegen. Wir unterſcheiden im Berg zwiſchen objektiven und ſubjektiven Gefahren. Wer ungenügend vorbereitet an den Berg herantritt, erhält zum Schaden noch den Tadel, wenn es ſchief geht. Hier waren beide Gefahren vorhanden: einmal das Gebirge im Winterverhältnis und dann der Mangel an Erfahrung im Berg bei der Truppe. Daß die Tiroler am Dunajez lagen und nicht hier oben, ſei nur nebenbei bemerkt. Ferner muß zugeſtanden werden, daß der Dezember und Januaranfang nicht böſe waren und dazu verleiteten, auf einen guten Februar zu hoffen, der die Südarmee in Stryj und vor Lemberg finden ſollte. Aber der Gebirgler weiß, daß grüne Weihnachten weiße Oſtern bedeuten. Erfahrungsgemäß ſchneit es ſeit vielen Jahren am meiſten nach Neujahr beſonders im Februar, März und April.

Angeſichts der Karpathen wurden nun die Deutſchen für den Winterkrieg, ſo gut es ging, ausgerüſtet und losgelaſſen. Die erſten Schritte ſchon beantwortete der Himmel mit einem Wetterſturz ſchlimmſter Sorte. Wie oft hörte ich bis heute ſagen: „Der liebe Gott war ruſſophil.“ Nur wer das Gebirge im Winter kennt, kann ſich in die Lage der deutſchen Süd-Armee hineindenken und nur ſolche können es richtig würdigen, was hier geleiſtet wurde, die ſich vom Winter-Gebirgskrieg eine richtige Vorſtellung auf Grund engſter perſönlicher Beziehungen zum Bergwinter und zu den Kriegsumſtänden zu machen vermögen. Die Energie der Leitung, das Anpaſſungsvermögen der Führer und Truppen laſſen ſich nicht mit den Superlativen der Sprache ausdrücken. Man muß hier geweſen ſein, das Land kennen gelernt

und die Truppe ſelbſt geſehen haben, um das richtige Bild zu erhalten. Die Operationen der deutſchen Süd-Armee, welche ſich hauptſächlich aus Deutſchen der Nordebenen und aus dem bekannten öſterreichiſch-ungariſchen Konglomerat zuſammenſetzt, ſind eine anhaltende Offenſivbewegung, die allen Schwierigkeiten trotzte und den Gegner auf der ganzen Frontlinie aus Ungarn hinaus und über die galiziſche Grenze zurückdrängte. Wohl iſt die Offenſive ſeit über drei Monaten nur lokal etwas vorwärts gekommen, aber auch den größten Anſtrengungen des Gegners gelang es nicht, ſeinerſeits Boden zu gewinnen. Ausdauer, Offenſivgeiſt, Siegesbewußtſein haben in der deutſchen Süd-Armee nicht nachgelaſſen.

In ihrem Beſtreben, Stryj zu erreichen, ſetzte die deutſche Südarmee eine Kolonne links über Uzsok-Libuchora-Tucholka an, um dem Gegner, der ſtärkere Kräfte über den Vereckepaß heranführte, in den Rücken zu fallen. Eine mittlere Kolonne ging frontal vor und eine dritte öſtlich gegen Wyszkow. Das Zuſammenwirken gelang, und Anfang Februar hatten ſich die Ruſſen auf eine Höhenlinie zurückgezogen, die etwa von Oſtry 839 an der Straße von Turka nach Uzsok über Klewa 901 — Zwinin 1109 — 992 — Oſtry 1026 — Serednyia 954 — Czyrak 1283 — Kalinowze 993 — Jaize 1683 und weiter nach Oſten verläuft. Hier gruben ſie ſich meiſterhaft ein und hielten bis heute faſt überall Stand. Ihre eigenen Offenſivſtöße erfolgten ſtets mit ungeheurem Menſchenaufwand, faſt immer vergebens. Zu ihrer größten Überraſchung ſtunden am 9. April plötzlich die Deutſchen auf dem Zwinin und nahmen die Öſterreicher den Oſtry bei Koziowa. Dafür rächten ſie ſich mit Erfolg an der Makowka.

III.

Das Studium der deutſchen Süd-Armee bot mir nicht nur die Gelegenheit, mitten in den Gebirgskrieg hineinzuſchauen, ſondern auch noch diejenige, auf engem Raum mit durchſchnittlich gleichmäßigen Verhältniſſen, Vergleiche anzuſtellen zwiſchen öſterreichiſchen und deutſchen Truppen.

Mit gütiger Erlaubnis des Oberkommandos Süd reiſte ich am 20. April vom Hauptquartier nach Oſten. So lang es Tag war, eine ſchöne Fahrt längs des Gebirges. Im Nebenabteil ſchlief in drei Säcken eine Million Mark von Berlin bis zur Kriegskaſſe der deutſchen Süd-Armee, wo ihre Ruhe bald zu Ende ſein mag. Gegen Morgen kam ich am Standort des Armee-Oberkommandos an. Nacht. Ein Bahnhofplatz. Allein mit meinem Burſchen und Gepäck. Der Bahnhofkommandant verſchafft mir einen Wagen, der mich zum Offiziersheim bringt. Der Schlaf blieb nicht aus. Deutſche melodiſche Autotrompeten wecken mich: Iſt der Kaiſer da? Früher war doch das Ta-ti-ta-tü ſein Privileg. Nicht doch, die Kriegshuppe iſt eine andere, als die zivile. Es ſchadet nichts, daß das garſtige Töff-Töff einem angenehmeren Ton weichen muß. Übrigens iſt ja töff-töff franzöſiſch und mußte ſelbſtverſtändlich abgeſchafft werden.

Über den öſterreichiſchen Verbindungsoffizier komme ich zur Generalſtabsabteilung und werde vom Herrn Generalſtabschef der deutſchen Süd-Armee freundlichſt empfangen. Morgen ſoll ich an die Front kommen. Ehe mein Bericht an die Zenſur des k. und k. Kriegspreſſequartiers geht, iſt er dem Herrn Generalſtabschef Süd vorzulegen.

Ich habe Zeit, mich etwas in der Stadt umzuſehen. Die Häuſer ſind nicht hoch, die Straßen breit und

ſtaubig. Es gibt zwei gute Wirtſchaften, eine mit Zigeunerkapelle. Die Preiſe ſind hoch; die Zubereitung nicht hervorragend durch Sorgfalt. Es fehlt an der Bedienung. Der Wirt jammert, man hat ſeine Söhne eingezogen. Das Brot koſtet eine Krone pro Pfund, das Fleiſch wird rarer. Es gibt hier zwei Hauptbetriebe, den militäriſchen, deutſchen, und den bürgerlichen, jüdiſchen. Man ärgert ſich über die jüdiſche Preistreiberei und iſt doch froh, daß der Jude anweſend iſt. Wer würde ſonſt die Bedürfniſſe decken?

Die Deutſchen haben hier ihre eigene Feldpoſt und ſonſtigen Heereseinrichtungen wie in der übrigen Armee. In drei Tagen iſt ein Brief in Berlin, die Zeitungen kommen überall her prompt. So iſt es mit andern Dingen auch.

Muſtergültig ſind die ſanitären Anlagen. Im großen Barackenſpital iſt natürlich auch ein Röntgenkabinett. In der Gegend des Kommandos und der großen Stabsbureaux werden die Straßen geſprengt; leider ſcheint es für den Reſt der Stadt an Wagen und Arbeitskräften zu fehlen. Oft fegt aber der Wind den ungeſunden Staub in ſolch dichten Wolken durch die Straßen und durch Tür- und Fenſterritzen in die Häuſer, daß man wünſchen möchte, die Militärverwaltung dehne ihre ſegensreiche Tätigkeit auf die ganze Stadt aus. Die herumlungernden Zigeuner ergäben auch eine kleine Arbeiterſchar. Gerade durch ſolche gemeinnützigen Arbeiten kann deutſches Weſen ſich Achtung verſchaffen. Vor der Mehlhandlung in der Hauptſtraße machen Hunderte queue, um ein wenig, das Dringendſte, einkaufen zu können. Der Anblick muß denjenigen empören, der weiß, daß in Spekulantenhänden noch große Vorräte hintangehalten werden, bis die Wucherer glauben, der Höchſtpreis ſei

erreicht. Wo es ſich um ein gemeinſames ſo großes Ziel handelt, wie das der Verbündeten, ſollte das Kompagniegeſchäft nur eine einzige Kriegsmaſchine haben, die in erſter Linie die wirtſchaftlichen Verhältniſſe, die Grundlagen für die Front, regelt.

Kurz nach Mittag des 22. April begann ich die Autofahrt frontwärts, zunächſt zu einem Korps links der Mitte. Ich laſſe die Chauffeure machen, ſo lange es eben iſt, denn die Orte Podhering und Miklos bieten kein beſonderes Intereſſe in meiner ſo knapp bemeſſenen Zeit. Wo Latorcza, Bahn und Straße einige Kilometer weit zuſammengehen, fängt das Bild an, Reize zu zeigen. Bei Szuszko iſt es voll angenehmer Stimmung. Der Fluß führt viel Waſſer, ſeine Ufer ſind maleriſch von Baum und Strauch eingefaßt; in der Mitte des Bildes ſteht der verſchneite 769 m hohe Rozsok, der die Täler der Pinye und Latorcza ſcheidet. Voller Pracht iſt der Wald, den die Nachmittagsſonne belebt. Buchen, Eſchen und Birken ſtehen bunt gemiſcht da, ein Böcklin müßte ſich darob freuen. Rinder-, Büffel- und Schweineherden, eine Feldbäckerei ſind die Vorboten großer Etappenſtationen. Bei Galambos haben wir die Latorcza- und Stryj-Bahn verlaſſen und ſind über Polena-Aklos auf den Rozgyilapaß 562 gelangt, ein auch für unſere Begriffe recht netter Übergang. Bei Poljiſta bedeutendes Wegekreuz mit der wichtigen Zwiſchenetappe Vezerszallas. Wir nehmen öſtliche Richtung und ſind wieder an der Latorcza. In das Grün der Landſchaft bringen die farbenfreudigen Rutheninnen angenehme Noten. Von weitem ſtrahlen ihre weißen Hemden und leuchten die roten Kopftücher. Meiner Bitte, ſie photographieren zu dürfen, willfahren ſie gerne. Sie ſehen ohne Ausnahme geſund und ſtark aus, haben klare Augen, rote

Backen und üppiges Haar. Bei dem gedrungenen Bau und der meiſt gut entwickelten Bruſt iſt ihr Alter nicht ſo leicht zu beſtimmen. Es ſcheint, daß ſie früher heiraten als ſonſt bei Bergvölkern Brauch. Über die Ruthenen wird viel geklagt. Man wirft ihnen Mangel jeder Vaterlandsliebe vor. Ich halte dafür, daß es keine ſchlechten Menſchen ſind, die ſich ſo natürlich geben und ſo herzlich und viel lachen können, wie dieſe Ruthenen.

Bis ich den Herrn Korpskommandanten ſprechen kann, ſoll es noch zwei Stunden dauern. Der dienſthabende Offizier, ein Generalſtabsmajor, hat die Güte, mir den beſten Ausſichtspunkt der nächſten Umgebung zu nennen, und ich ſteige dahin. Es verlohnte ſich wohl. Zum erſtenmale erblicke ich die prächtige Gruppe der Polonina Borſava in ihrem Winterkleid, vom Abendlicht gerötet, die reinſte Blümlisalp. Und ein Skigelände, Reſpekt! Temnatik 1347, Velky Wrch 1598, Sztoy 1679, Zſid Magura 1519 bis Kruchla 1243; die drei auf der Karte verzeichneten Schutzhäuſer laſſen ahnen, was dort oben für Winterherrlichkeiten zu finden ſein müſſen. Auf der anderen Seite, im N. W. ragt eine ſteile Pyramide über die Vorberge empor, links durch einen weiten Schneeabſchwung geziert. Es iſt der Pikut 1405. Polonina und Pikut, für die nächſte Zeit werdet ihr meine Richtpunkte ſein, ich werde mich ohne Mühe zurechtfinden. Im Gebirge fallen die taktiſchen Stellungen mit den künſtleriſchen Intereſſen meiſt zuſammen, wo Ausſicht iſt, iſt faſt immer auch Schußfeld. Wer in den Karpathen die Gefechtsſtellungen bereiſen wird, gelangt von einem Belvedere zum andern. Mein Überſichtspunkt ſteht mitten in einem ruſſiſchen Stützwerk. Der Ruſſe hat es nicht nur gegen die feindliche Anmarſchlinie, mit beidſeitigem Flankenſchutz ausgebaut, ſondern rundum, gegen

General F. abends auf dem Auslug gegen die Makowka

Dekorierung im Feuer auf Makowka

Granatsicherer Unterstand des Herrn Katonabatschi

Flieger über dem Rozſankatal

Flaſchenpoſtſperre

Morgenſonne auf Makowka

jede Überraſchung geſichert. Bei Limanova war es nicht leicht, ſich in dem Gewirr von Gräben zu orientieren. Hier aber ſprechen die Reſte der ruſſiſchen Arbeit deutlich für ihre Taktik: nur das Wichtigſte ſtark beſetzen, aber alles beherrſchen durch Sperren oder Beſtreichen.

Als ich abſtieg, hörte ich eine Kompagnie ſingen, abziehende Skiläufer, ſeit der Herfahrt auf der Kaſchauer Linie die erſten Lieder. Dann ſah ich eine andere Geſellſchaft, an 700 Mann, die aus Lazaretten zum zweitenmale in die Front rückten, alle gern und zuverſichtlich. Ich hatte die Ehre, vom Herrn Korpskommandanten zu Tiſche geladen zu werden, nachdem er mir in zuvorkommendſter Weiſe über die Lage in großen Zügen Aufſchluß gegeben. Ich war überraſcht, im Stabe lauter Bayern, darunter den Prinzen Georg zu finden. Daß ein bayeriſcher Kommandant und Korpsſtab über preußiſche Diviſionen verfügt, iſt auch eine der zahlreichen Neuerſcheinungen dieſes Krieges und für die deutſche Einigkeit eine neue Stütze. Niemand hätte ſo etwas früher auszudenken gewagt, und heute geht es wie geſchmiert. Das Durcheinander- und Herumwerfen der deutſchen Truppen auf den drei Kriegsſchauplätzen hat die Deutſchen einander weit näher gebracht, als dies je im Frieden möglich geweſen wäre, für die innere deutſche Sache ein großer Gewinn.

Dieſes Korps hat mit beiden Diviſionen eine hervorragende Initiative und Tatkraft entwickelt. Zunächſt, als am 13. Januar die deutſche Süd-Armee am Karpathenwall eintraf, ſtand die erſte preußiſche Diviſion im Korps Hofmann. Dieſes ging auf Volocz und Bezerszallas vor, mit der erſten Diviſion über Bezerszallas. Dort nahm ſie mit Teilen der Diviſion Fleiſchmann die Höhen ſüdlich, dann die nördlich von Bezerszallas; dann

leiſtete der Gegner neuen Widerſtand auf den Höhen ſüdöſtlich Alſo Verecke. Von da wurde er auf den Grenzkamm, den Vereckepaß, zurückgeworfen, wo er neuerdings harten Widerſtand leiſtete. Damals konnte man noch manövrieren. Durch Umgehungen rechts und links, mit Beiſtand der 129. Brigade, wurde von der erſten Diviſion auch dieſe Stellung erobert, während das deutſche Regiment Kronprinz ſich an der Wegnahme des Beskidpaſſes durch die Diviſion Fleiſchmann beteiligte. Die nächſte Aufnahmeſtellung bezogen die Ruſſen am Lyſapaß (1000 m) ſüdweſtlich Tucholka, wo die Deutſchen fünf Tage im Schnee auszuharren hatten. Am 3. Febraur nahm die erſte Diviſion auch die Lyſa, der Gegner floh über Tucholka auf Zwinin und Oſtry beidſeits des Defiles Orawa-Koziowa.

In dieſem Augenblick traf die Garde-Diviſion von Weſten auf der Lyſa ein. Die erſte Diviſion gehörte nun mit der Garde zum Korps links (Bothmer). Sie nahm Richtung Zwinin, die Garde Richtung Klewa-Rykow, Korps Hofmann Oſtry.

Sowohl der Kommandant, als die Herren des Stabes ſind, beſonders nach der vor 14 Tagen erfolgten Einnahme des Zwinin, vom Gelingen der Offenſive überzeugt, aber ſehr beſcheiden. Sie behandeln den Berg mit bemerkenswertem Ernſt.

Früh morgens ſteige ich gegen Oſten auf, um den Pikut zu photographieren. Von meinem Standpunkte aus kann ich die Trainmaſſen ſehn, die hier verkehren. Die einzige Brücke muß für den ganzen Dienſt herhalten. Aber die Ordnung iſt tadellos. Jedermann kennt die engliſchen Schutzleute, die mit ihren leiſen Handbewegungen den Straßenverkehr der Millionenſtadt regeln. Daran erinnerte mich das heutige Bild. Für den Train eines

Korps lediglich zwei Feldgendarmen. Die leise englische Handsprache genügt hier freilich nicht, denn es ist nicht das Londoner Publikum, das hier zu lenken ist. Ab und zu gibt es ein kräftiges Donnerwetter vom Pferde herab, besonders wenn der mit dem deutschen parallel laufende österreichische Train zehn Sprachen verlangt, alles, außer deutsch. Aber es geht und das ist die Hauptsache.

Eines Mannes muß ich hier noch besonders gedenken, meines fürsorglichen Hüttenwarts im Offiziersheim, eines ungarischen Leutnants, der als Proviantoffizier und Verwalter von allen angegangen wird, die im weiten Bereiche des Heims stehen: Train, Verpflegungsanstalten, Lazarett, durchreisende Offiziere, Gesunde, Kranke, Ratlose. Mitten in einem Gärtchen steht freundlich sauber die Baracke, ohne Schild, aber so anziehend, daß ein jeder, der ein Anliegen hat, sich unwillkürlich dahin wendet. Und für alle hat dieser Mann Herz und Rat, bis er spät abends ermüdet zusammenbricht. Und ehe der Hahn kräht, hat es schon zehnmal bei ihm geklopft. Wir Schweizer haben kein Verständnis mehr für Dekorationen, aber, da sie hier noch bestehen, würde ich bei der nächsten Sendung dem Manne gleich zweie anheften, denn ich habe seine verborgenen Leistungen gesehen.

Der Kraftwagen war mir für die Fahrt über die Pässe mit der Befürchtung gestellt worden, daß ich stecken bleiben werde, denn seit Eintritt der Schneeschmelze war noch kein Auto über den Lysapaß gefahren. Was tat's? Einmal an der Lysa war es ja nur noch ein Katzensprung zum Zwinin. Langsam schraubte sich der Wagen zum Verbiaspaß hinauf. Das Panorama wurde weiter und weiter. Vor mir stieg die Kolonne der Genesenen auf, die weiter vorn auf die Regimenter verteilt werden sollten. Ein eigentümlicher Geruch fing an, die Luft zu

erfüllen. Kann das Dorf ſo ſtinken? Jenſeits der Häuſergruppe wurde es noch ärger. Tote Pferde, kümmerlich vergraben. Ungezählte Pferdegräber. Hier fielen ſie zu Hunderten ihrer ſchweren Aufgabe zum Opfer. Rückſichten konnten nicht genommen werden. Munition, Waffen, Lebensmittel mußten vorwärts trotz Schnee und Sturm, denn vorne lagen Menſchen, des Nachſchubs harrend. Für tiefe Gräber iſt keine Zeit. Ein dürftiges Loch, Schnee und Erde darauf, im Sommer kann man ja wieder nachſehen. Ich zweifle nicht, daß das Armeekommando auch dieſer Frage rechtzeitig nahe tritt.

Zahlreiche braune Streifen laufen von der Straße in die Wieſe herunter. Die Straße ſelbſt verſchwindet im Braun der Frühlingswieſen; aber dieſe Striche bezeichnen ihren Verlauf, es ſind die Kotbäche der Schneeſchmelze, die am Austrocknen ſind. Als es gefroren war, ſagen die Trainleute, da war es heilig, aber der Kot! An der Lyſa liefen die Ströme mit ſolcher Gewalt herunter, daß die Pferde auf der Straße ſcheuten. Dieſe Angaben ſind durchaus glaubwürdig, denn die ganze Schneeſchmelze war eine Sache von zehn Tagen. Und welche Maſſen Schnees haben hier gelegen. Wie wir über die Lyſa kamen, läßt ſich nicht gut beſchreiben. Ich verließ das Auto und ging ſtreckenweiſe nebenher. Metertief waren die Löcher. Train und Artillerie ſtauten ſich mit uns am Kulm, die armen Tiere erhielten Schelte und Prügel, am beſten kam das Wunderwerk der Technik, unſer Kraftwagen, davon. Wie lange werden wir uns gegen dieſes Verkehrsmittel noch ſträuben in meiner engeren Heimat?

Ganz niedergeſchlagen langte ich auf der Lyſa an. Hinter mir lagen ſo viele Spuren von Kampf und Tod, vor mir der Zwinin, das Maſſengrab. Hinter mir die

Pferdegräber, der niedergelegte Wald, die niedergebrannten Dörfer Karlsdorf und Klimiez (Zwei-Kaiser-Stadt heißen jetzt die Militärbaracken), die abgeschundenen Rosse, das Schlachtfeld, das der Schnee nun freigibt. Wer Trophäen suchte, hier liegen sie zu Tausenden, und wer Tote sehen will, braucht nicht weit in den Wald zu gehen. Starke Arbeiterkolonnen sind am Werk, hier Wandel zu schaffen. Die Österreicher haben auf ihrem Rückzuge das Schußfeld frei gelegt und den Russen die Unterkunft in den Dörfern genommen. Klimiez ist drei Kilometer lang — gewesen. Von den Holzhütten mit Strohdach steht nur der Herd; alles andere ist ein niederer Aschehaufen. Die Einwohner sind irgendwo in Ungarn.

Das Orawatal herauf donnerts. Wölkchen erscheinen auf Ostry, Magura und bei Tucholka. Ich bin am Tore des Kampfbereichs. Wie die Kanonen auch dröhnen, sie vermögen es nicht zu unterdrücken, was leise in mir aufzittert, von süßer Jugenderinnerung umwoben, jetzt sich zum Kinderchor ordnet mit all den lieben bekannten Gesichtern der Freundinnen und Kameraden und vom harten Schnee bei Muntarütsch machtvoll auf unser Bergdorf hinabtönt:

„Wer hat dich, du schöner Wald? . . . . . ."

Wie ich so betrübt talwärts fahre, springen mir Mädchen entgegen mit Sträußen, gleich ein halbes Dutzend. Sie haben den Träumer zurückgebracht in die Wirklichkeit, die lieben großen Kinder mit ihren Schneeglöckchen, Primeln und blauen Lilien. Der ganze Nordhang der Lysastraße ist ein Prügelweg, der nicht so bald im Kot versinkt. Angenehm ist die Fahrt darauf nicht, doch man kommt wenigstens vorwärts.

Der Herr Divisions-Stabschef dirigiert mich sogleich auf den Zwinin, und ich habe das Vergnügen, außer der

Gesellschaft eines Stabsoffiziers der Division, auch noch die eines höheren Pionieroffiziers des Armee-Ober-Kommandos zu genießen. Von Orawa etwa 650 geht es steil zur Ostkuppe 992 des Zwinin I empor. Die Mittagssonne brennt auf unsere Rücken. Über uns fliegen die Geschosse hin- und herüber, darunter auch „Kaliber". Kaliber darf sich heute nur nennen, was mindestens 10 cm mißt, das andere wird höhnisch mißachtet. Ich möchte persönlich den kleinen Flachbahngeschützen auch in diesem sanften Gebirge nicht unrecht tun, denn sie arbeiten, wo sie wirken können, nicht ohne Erfolg. Die Leute, die monatelang draußen sind, sind eben abgestumpft und verlangen Sensationen wie daheim auch. Zunächst zeigen die etagenweisen Gräben, wie die Deutschen sich hier mühsam hinaufarbeiteten. Millionenweise mögen die Gewehr- und Schrapnellkugeln am Zwinin zerstreut liegen. An den unteren Hängen ist das Schlachtfeld vom Wesentlichen geräumt. Weiter oben beginnen die Sammelstellen für Kriegsmaterial. So weit Deckung vorhanden, sind auch die Toten bestattet. Am oberen Waldrand mehren sich die Gräber. Die Räumungsarbeiten ruhen augenblicklich, es fehlt an Leuten. Da heißt es sauber gehen, wie auf der Jagd und im Berg, denn russische und deutsche Hand- und Gewehrgranaten liegen auf Schritt und Tritt umher, unentschärft. Die Crête ist aufgewühlt, von der Sappenarbeit. Im russischen Graben liegen noch Leichen, hauptsächlich aber vor ihren eigenen Hindernissen: die zu spät gekommenen Reserven. Dann solche, die vom deutschen Artilleriefeuer schon im Februar und März vernichtet wurden. Die Russen scheinen sich dieser Leichen nicht besonders angenommen zu haben; denn das russische Schrapnellfeuer hat aus ihnen kleine Haufen von Stoff

und Fleisch gemacht, die nur aus der Länge und Breite als Menschenleichen zu erkennen sind. Solche Resteshaufen liegen zu Hunderten herum und ihr Geruch ist an einem so heißen Tag wie dem heutigen wahrlich nicht angenehm. Der Russe bedroht von Ostry her jeden Versuch der Bergung. Auch heute dürfen wir uns nicht über den Graben hinauswagen, wenn wir nicht beschossen sein wollen. Da liegt aber ein großer junger Mann vor dem Hindernis, mit eingeschmetterter Schädeldecke, das Gesicht von Sonne, Luft und Schnee dunkelbraun, die Fäuste geballt und den zerschlagenen Mund wie zum Reden geöffnet, den muß ich doch im Bilde festhalten. Während die anderen Herren weitergehen, klettere ich hinaus und vollbringe mein Werk. Ich bin noch nicht bemerkt und will weiterarbeiten. Aber da vertreiben mich die Fliegen und Mücken, die den Störefried abzuwehren sich anschicken.

Hier lerne ich alle Arten von Handgranaten, russische, deutsche und österreichische, kennen, Minen, Minenwerfer, Minensprengstoff, und wüßte ich es nicht, dieses Material würde mich belehren, durch welche Waffen die Entscheidung auf Zwinin herbeigeführt wurde. Das Bild der Schlacht wird immer lebendiger; aber es fehlt der Lärm, den nur derjenige kennt, der wirklich dabei war. Die deutsche Artillerie schießt scheinbar knapp über unseren Köpfen hinweg mit Haubitzen, aber es stört uns nicht. So viel Aufsatz muß sie doch zugeben, daß der Zwininrücken sicher überflogen wird. Die Gräben sind im Verfall. Der Boden ist aufgetaut, der Schnee versickert und verdunstet, der Halt geht verloren. Wer hier einziehen will, muß viel neue Bauarbeit leisten. Für die Deutschen war der 9. April zum Sturm hohe Zeit; denn die Russen hatten schon vier, vielleicht mehr Minen-

ſtollen vorgetrieben. Eine Mine platzte denn auch während des Sturmes, jagte aber einen ruſſiſchen Zug in die Luft.

Der Zwinin iſt ein Schulbeiſpiel ruſſiſcher Verteidigungsanlagen. Die Crête iſt meiſterhaft ausgenützt, Stützpunkte ringsum ausgebaut, in den unbeſetzten Zwiſchenräumen liegen ſtarke Hinderniſſe, gut flankiert, bei Nacht durch Wachſchüſſe beſtrichen, mit Scheinwerfern und Leuchtraketen erhellt. Aber auch die Deutſchen haben ſich auf der Höhe, nachdem gewaltſame Durchbruchsverſuche an einigen Stellen abgewieſen worden waren, ſehr geſchickt benommen. So haben ſie den Graben an einem Orte bis auf 15 m herangebracht und ſich im „Deutſchen-Wäldchen“ trotz Flankierung durch die Ruſſen einen ſehr guten Stützpunkt geſchaffen.

Welche Energie die Deutſchen hier an den Tag gelegt haben, beweiſt auch folgende Einzelheit: Ein ſchweres Geſchütz ſteht in den Annaberger Waldgründen ſüdlich des Dauzki. Es ſoll gegen Pohar ſüdlich Zwinin gebracht werden. Die Munitionskolonne geht auf der ſchlechten Straße über Tucholka-Orawa. Der Batteriekommandant entſchließt ſich, das Geſchütz geradenwegs über den Dauzki zu ſchaffen. Er gelangt in einem Tag und einer Nacht ans Ziel, die Munitionskolonne am dritten Tage. Um das zu beurteilen, muß man wiſſen, daß die hier operierende Truppe aus Pommern, Schleswig-Holſteinern, Thüringern und ähnlichen „Gebirgs“-Soldaten beſteht, die ſehr lange Geſichter machten, als ſie dieſen Schnee und dieſe Steilhänge ſahen.

Die Ruſſen haben bei ihrem Rückzug auf den Zwinin nur ſchwache Kräfte am Hang gelaſſen und ſofort mit dem Ausbau der Höhenlinie begonnen. Die Deutſchen arbeiteten ſich ſchrittweiſe empor, konnten aber auf die Crête ſelbſt nur artilleriſtiſch Einfluß nehmen, während

Ziehen einer Fernleitung auf Tatarowka

Ruhe im deutſchen Graben auf Tatarowka

Auf Tatarowka

Frühlingsſtimmung auf Tatarowka

die Infanterie den Hang säuberte. Alles natürlich bei hohem Schnee und bedeutender Kälte. Als man die Höhe sturmreif glaubte, versuchte man im Osten, dann im Westen, mit negativem Erfolge. Bis die Leute oben waren, ging viel Kraft verloren; die Russen ließen sie heran kommen und feuerten dann aus ihrer starken Stellung, die für den Angreifer sehr schlechte Ziele bot. Dann wurde im Sattel zwischen 1038 und 948 versucht. Der Durchbruch gelang, vermochte aber die ganze Stellung nicht genügend zu beeinflussen, so daß die Deutschen das Gewonnene wieder preisgaben. Dabei machte sich der Druck russischer Überzahl so stark fühlbar, daß an eine andere Angriffsart für später gedacht werden mußte. Die Deutschen griffen am 9. früh, nachdem sie in der Nacht, ohne daß es jemand wußte, Reserven herangezogen hatten, mit allen verfügbaren Kräften den ganzen Zwinin I frontal an. Die Artillerie hatte gut vorbereitet, und als sie schweigen mußte, gelang es den Deutschen, mit Handgranaten zuerst in der Mitte, dann am östlichen Flügel durchzubrechen. Lange währte das Handgemenge. Obwohl die Russen höchst überrascht waren und auf den Ruf „die Deutschen, die Deutschen", eine Panik in ihren Reihen entstand, hielten sie am westlichen Flügel Stand, bis ihn die Deutschen, aus dem „Deutschen-Wäldchen" gegen den Paß ungedeckt hervorprallend, unter schweren Verlusten aufzurollen begannen. Die Russen konnten ihre Reserven nicht mehr heranbringen, der kommandierende russische Oberst am Zwinin war so bestürzt, daß er es nicht glauben wollte; die Besatzung des Zwinin II gab die Stellung selbst preis, die Nachbardivision besetzte ihn; der ganze Zwinin war deutsch und die Russen bezogen ihre zweite Linie von der Magura nach Osten. Das Dorf Koziowa blieb trotz

der Einnahme des Zwinin neutral, da der Ostry noch in russischer Hand war. Der Zwinin ist teuer erkauft worden. Der moralische Erfolg des kühnen Unternehmens vom 9. April scheint jedoch alle Opfer gerechtfertigt zu haben und er kam auch politisch zeitlich sehr gelegen. Es erscheint ausgeschlossen, daß die Russen daran denken dürfen, den Zwinin zurückzuerobern. Viel eher gehen die Deutschen weiter vor. Der Westabhang des Ostry ist deutsch, der Ostry selbst russisch, der Ostrog österreichisch.

Für den 24. war mir das Programm vorgeschrieben. Leider, denn es war mir zu Ohren gekommen, daß die Österreicher den Ostry angehen würden. Warum sollte ich gerade das nicht sehen dürfen? Traut man mir so wenig Nerven zu? Ich hatte beschlossen, am frühen Morgen nochmals zu den toten Russen aufzusteigen, und da riet mir der Herr Divisionär, auf die ersten Schüsse um 6 Uhr acht zu geben. Um 4 Uhr erhob ich mich bei vollem Tageslicht. Punkt 6 Uhr erfolgte der erste Schuß vom Dauzki her und es entlud sich das Schrapnellfeuer gerade über einer russischen Deckung am Ostry.

Ich beendete meine Aufnahmen und besah nochmals die Hauptstellung. Zufällig vernahm ich Stimmen aus einem Gebüsch. Ein junger deutscher Artillerieleutnant erzählte dem Beobachter Abschnitte aus seinem Leben. Dieser horchte aufmerksam, ohne von seiner Aufgabe abgelenkt zu werden. Ab und zu meldete er eine Beobachtung, die der Offizier notierte oder auch kontrollierte. Dann ging das Erzählen weiter. Gestern hatte ich den Offizier und die Leute seines Beobachtungsstandes kennen gelernt und mich gefreut über den strammen Betrieb. Heute bin ich Zeuge eines engeren Verhältnisses zwischen einem Offizier und seinem Untergebenen. Jeden Augenblick kann der Stand entdeckt

ſein und beſchoſſen werden. Dann iſt es vielleicht für immer aus zwiſchen den beiden. Wenn ſie Glück haben, kehren ſie heim und erzählen ſich wohl oft noch vom Karpathenkrieg. Sie werden ſich gründlich kennen lernen und Freunde ſein. Nie aber wird die dienſtliche Diſtanz darunter leiden bei militäriſch ſo gut erzogenen Menſchen wie dieſen hier. Davon überzeugt mich das Wechſelſpiel in Unterhaltung und Dienſtbetrieb auf dieſem Poſten.

Die Schießerei, die ſeit ſechs Uhr andauerte, beginnt zu verſtummen, während ich gegen Pohar abſteige. Es war nur der übliche Morgengruß. Bei Orawa ſehe ich deutſche Kompagnien dem Oſtrog zuſteuern. Ich kannte Bedeutung und Ziel. Es waren nicht Ergänzungen und nicht eigentliche Reſerven, die ſich da hinter den Öſterreichern bereit ſtellen wollten. Nur für den Fall, daß die Öſterreicher beim Angriff auf Oſtry ſelbſt Verſtärkung nachſuchen ſollten, wurden dieſe Leute in die Nähe geſtellt, denn erſt dann ſie aus dem Tale heraufholen, wäre reichlich ſpät geweſen. Die taktvolle Mitarbeit der Deutſchen im Sinne des gemeinſamen Zieles an dieſem Punkt iſt mir nicht entgangen. Wie ich ſpäter ſah, haben die Deutſchen dann auch auf Oſtry ihr Angriffsobjekt neben den Öſterreichern erhalten.

Bei Tucholka zweigt ein deutſches Tal ab, durchfloſſen von der Smorzanka und beſiedelt von Schwaben in Annaberg und Feliziental. Sie ſind ſchaffig und wohlhabend, dieſe Bauern, und heute noch reinlicher als die Ruthenen. Meine Straße iſt auf viele Kilometer Länge ein Prügelweg. Ungeheure Pionierarbeit iſt geleiſtet und noch zu leiſten. Dieſe Arbeiten ſind faſt ganz in öſterreichiſcher Hand. Wo der Prügelweg fehlt, fahren wir im Korbwagen querfeldein, unbequem genug. Da und dort ſteckt ein Wagen im Kot, liegt ein totes Pferd.

Eben ist eines erschossen worden und wird verscharrt. Viele liegen im Kot, unsichtbar. Um 10 Uhr gibt ein Minenwerfer mit unheimlichem Krachen das Signal zum allgemeinen Angriff auf Ostry. Mehrere schwere und Feldbatterien, Gebirgshaubitzen und Minenwerfer treten alsobald in Tätigkeit. Jetzt scheint es ernst zu sein; denn Feuerpausen hört man nicht mehr. Je weiter ich mich von Ostry entferne, um so lebhafter, wenn auch gedämpfter, donnert es. Die Russen müssen sich wohl fragen, was das um diese ungewöhnliche Zeit bedeutet. Ein Überfall am hellichten Tag? Das wäre ja gegen alle Regeln von heute. Als ich bei einer Nachbartruppe anlangte, hieß es schon: „Der Ostry ist von den Österreichern genommen worden."

Von Smorze an konnte ich reiten. Ich war froh über den kühlenden Wald, obschon die Wege gefroren waren und Vorsicht erheischten. Am frühen Nachmittag kam ich bei der Garde an. Nach kurzer Begrüßung geleiteten mich zwei Herren des Stabes in längerem Ritt zu einer Artilleriestellung und auf einen Übersichtspunkt von großer Schönheit. Lysa und Zwinin hatten mir schon landschaftliche Genüsse geboten, dieser Punkt übertraf aber noch das Geschaute. Vom Uzsokerpaß bis zur Polonina und nach Südosten gegen die Berge von Wyszkow war der Blick frei über sanftes, gleichmäßig hohes Waldgebiet mit bloßen Kuppen hinweg, belebt vom Weiß des Nachwinters. Unter uns und gegenüber Schützengräben vom Zubowiez über Klewa bis zur Magura hinter dem Zwinin. Mit dem Scheerenfeldstecher konnte ich feldgraue Deutsche und erdbraune Russen beobachten. Sehr präzis war das deutsche schwere Geschützfeuer, aber wie wenig wirksam war es! Der Gegner hatte die Gräben nur ganz schwach besetzt und

auch in Unterſtänden war ein größerer Erfolg nicht zu bemerken. Welch ein Munitionsaufwand wäre zur Eindeckung eines Kilometers Schützengraben nötig und was iſt ein Kilometer auf der Karpathenfront? Gegenüber dieſen durchlaufenden Feſtungen wird man auf neue Mittel ſinnen müſſen.

Abends lernte ich die Herren der Garde näher kennen, ſoweit ich ſie nicht vorne getroffen, wo ich unter anderem eine idylliſche Waldwirtſchaft beim Artilleriekommando fand. Wenn man im Ausland von der preußiſchen Garde ſpricht, ſo knüpfen ſich daran die extremſten Begriffe von Militarismus, Feudalismus, Pruſſianismus. Das ganze Offizierkorps iſt ſelbſtverſtändlich von Adel und die Dienſtbeſtimmung der Truppe bedingt höchſte ſoldatiſche Eigenſchaften. Ich war daher ſehr geſpannt und habe auch dieſe Eigenſchaften alle vorgefunden, verkörpert in der größten Freundlichkeit und Beſcheidenheit. Ich habe vorher und nachher keine liebenswürdigeren Deutſchen im Raume der Südarmee gefunden als die Herren von der preußiſchen Garde. Ja, es ſind Ausnahmeleute — im gediegenſten Sinne des Wortes. Schon der Ton, in welchem hier politiſche Fragen erörtert werden und vom Gegner geſprochen wird, berührt angenehm und dürfte an manch anderer Stelle zum Exempel dienen. Unter dieſen Kameraden fühlte ſich auch der öſterreichiſche Verbindungsoffizier ſichtlich wohl. Mit ihm und einem Major des Stabes teilte ich das Zimmer. Der Tag war auch für einen Bergſoldaten lang und ſtreng geweſen und mein Schlafſack war mir ſehr willkommen, als der Herr General die unvergeßliche Tafel aufgehoben hatte.

Aber ich ſollte die Garde auch von der anderen Seite kennen lernen. Vor dem Hauſe führte ein Bretterſteig über die Wieſe von einem Haus zum anderen, durch-

gehend bis zum Diviſionskommandeur. Der Gardegrenadier ſtand leider nicht ſtill „in der finſteren Mitternacht auf einſamer Wacht“, ſondern lief, und wie er, auch alle ſpäteren Ablöſungen, im Stechſchritt auf und ab, daß es nur ſo dröhnte, als wäre er vor dem Potsdamer Schloß. Da verfluchte ich Drill und Parade und wünſchte mir zum erſten Male im Leben einen ſanften Heinrich als Ehrenwache. Doch es war nichts zu machen. Berlin, Belgien, Frankreich, Polen, Karpathen, die Garde ſteht hier auf dem fünften Kriegsſchauplatz, das Zeug ſteckt den Kerlen in den Knochen, im Stechſchritt ſtampfen ſie den Schnee und kneten den Erdteig — 's iſt halt die preußiſche Garde.

Ich habe bei der Garde das regſte Intereſſe für die Außenwelt gefunden, die neueſten Nummern der beſten Zeitſchriften und beſonders Neuerſcheinungen politiſcher Natur. Wohl denen abſeits der Kultur, die für ſo lange Kriegszeit über einen Schatz des Wiſſens verfügen, ſie werden auch in den Hütten und Zelten nicht verkommen. Bildung iſt ſicher eine ſtarke Stütze fürs Durchhalten und es zeigt ſich hier wie an der Nida, daß der Kulturmenſch in der Wildnis nicht unterzugehen braucht. Sehr gefreut hat mich der Einfluß, den der Berg auf dieſe Offiziere gewonnen hat. Die Anſtrengungen und Entbehrungen der letzten Wintermonate ſind immer noch die lebhafteſte Erinnerung des Krieges. Wie ſchon erwähnt, ſind die Karpathen der fünfte Kriegsſchauplatz der Garde. Er iſt ihr der liebſte geworden. Jeder iſt ſtolz auf das erlebte Schwere. Alle haben ſie ſich dem Gebirge genähert. Keiner möchte das Durchgemachte miſſen. Mit Begeiſterung ſchildern ſie die Schönheiten der Karpathen und ihre Liebe zur Gebirgsnatur äußert ſich am offenkundigſten in der Art, wie ſie ihre Hütten-

ſiedelungen, ihre Unterſtände und Beobachtungspoſten ausſchmücken. Nach dem Krieg werden ſie wiederkehren, das Gebirge wird Gegenſtand ihrer Sehnſucht bleiben.

Heute iſt Sonntag. Ich mache ſehr früh einen Spaziergang gegen eine der zahlreichen Maguren hinauf. (Merkwürdigerweiſe hat faſt jede öſterreichiſche Karte eine andere Nomenklatur, was das Reiſen und Berichten ſehr kompliziert.) Es iſt ganz ſtill. Nirgends finde ich eine Spur von Krieg. Das Eigentümlichſte iſt die Artillerieſtellung auf einem Berg ohne Infanterie in weiter Runde, drüben, wo ich geſtern war. Von hier aus iſt auch ſie nicht zu ſehen und von Uzsok bis zum Oſtry herrſcht Sonntagsfriede. Unten zurück, höre ich eben, wie der Feldwebel den Ruſſen mitteilen läßt, daß heute nicht gearbeitet werde. Der Jude Rasputin überſetzt es und die Gefangenen äußern ſtumpf ihre Befriedigung. Um eine Hütte haben ſich Ruthenen geſchart. Sie warten auf Unterſtützung, denn ſie ſind Flüchtlinge. Ein Forſtbeamter erzählt mir eine lange Leidensgeſchichte. Seine jüngſte Tochter wurde von 25 Kugeln getroffen, er ſollte den Ruſſen als Führer dienen, konnte jedoch immer wieder in die Wälder entwiſchen und fand endlich ſeine Rettung durch die Einkehr der Deutſchen.

Die Einwohner ſind auch hier auf die Juden angewieſen, wo es ſich um Geſchäfte handelt. Das Kommando hat dafür geſorgt, daß keine Übergriffe ſtattfinden. Es darf nur an der dazu beſtimmten Stelle, einem großen mit Tannen verblendeten Stand verkauft werden. Der Kurs und die Preiſe ſind vorgeſchrieben. Da heißt es: „Preisverzeichnis (1 K. = 80 Pf.): Als Höchſtpreiſe werden feſtgeſetzt: Für 1 Tafel Chokolade, groß 1 Mk. 60; klein 80 Pf.; 1 Bund Feigen 80 Pf.; ½ kg Butter, Natur

2 Mk. 75; 100 Cigaretten 1 Mk. 50; Licht 14 und 7 Pf.; Seife 30 Pf.; Streichhölzer 3 und 4 Pf. Alkoholhaltige Getränke dürfen nicht verkauft werden."

Die Garde kam am 24. Januar von Polen her in den Raum Munkacs. Als selbständige Division trat sie den Marsch ins Ungtal und von Czontos über Uzsok nach Libuchora an mit dem Befehl, den Feind in Gegend Tucholka im Rücken zu fassen. Am 30. Januar langte sie bei Matkow am Stryj an, kam bei Smorze ins Gefecht und öffnete sich in mehrtägigen Kämpfen den Weg nach Tucholka, den Feind von einer befestigten Stellung in die andere zurückwerfend. Bei Tucholka traf sie mit der Division, die über die Lysa gegangen war, zusammen, nachdem sie ihre Aufgabe befriedigend gelöst hatte. Wertvolle Dienste leistete das Seitendetachement rechts, das bei — 22 Grad Réaumur über Scsob (Pikut 1405) in die Laturka-Lysa-Stellungen ging. Am 3. und 4. Februar Kämpfe bei Annaberg. Hier erhielt die Division Befehl, über Orawa-Pohar auf Dolzki vorzugehen. Der Divisionskommandeur wählte jedoch eine andere Lösung der Aufgabe und nahm den Weg über Smorze-Krasne-Zadzielsko, wobei ein Regiment bis Rykow vorkam. Mit großen Kräften stieß der Gegner nun aus Moldawsko her, so daß sich das vorderste Regiment auf Zadzielsko zurückzog. Ein Seitendetachement, das auf Rosochacz vorgedrungen war, mußte infolge des russischen Drucks aus der Richtung Turka-Zwinin Anfang Februar ebenfalls zurückgenommen werden. Seit jener Zeit hat die Garde nicht nur ihre Stellung behauptet, sondern auch beim Kampf um den Zwinin mitgewirkt. Den Zwinin II konnte sie kampflos nehmen, da die Russen beim Fall von Zwinin I den ganzen Raum preisgaben, ohne sich auf weitere Händel einzulassen.

An der Tiroler Sperre im Oportale

Blick von Zalasczcziscze

Gipfel des großen Czyrak vom deutſchen Graben aus

Offizierswohnung Zalaszczyszcze

Dieſe ſcheinbar ruhige Zeit war naturgemäß eine Kette von kleinen Vorſtößen und Abwehrgefechten, die die Truppe nie zur Ruhe kommen ließen. Die Kälte war fürchterlich, der Wind erhöhte mit Schnee- und Eistreiben die Pein, Ablöſungen gab's nicht, die Reſerven waren gerade über die ſtrengſte Zeit eingeſetzt und es galt dazu in ſteiler Sappenarbeit gegen die Nordecke des Zwinin ſich emporzuarbeiten. Jeden Augenblick mußte man gewärtig ſein, daß der Feind einen Vorſtoß talwärts unternehme. Wohl näherten ſich die Gräben Nacht um Nacht der ruſſiſchen Feſtung, aber in den Bäumen oben ſaßen die Scharfſchützen und lauerten Maſchinengewehre. Die ſchwach beſetzten Schützengräben waren unter ſich mit Laufgräben verſehen. Die Artillerie konnte dagegen nicht mit Erfolg wirken und der Ruſſe hatte immer Zeit genug, im entſcheidenden Augenblick die geeignetſte Stellung zu beſetzen, im Werke ſelbſt Verſchiebungen vorzunehmen. Ohne ſich ſelbſt zu gefährden, rollte der Ruſſe Ecraſitladungen den Berg hinunter. Zum Glück für die Deutſchen gingen ſeine Minen in den Gängen nicht los und war er ſchwach an Artillerie, wohl hauptſächlich an Artilleriemunition. Dafür um ſo beſſer ausgerüſtet mit Infanteriemunition und Handgranaten. Dem Angreifer, der ſeine Leute nicht zwecklos abſchlachten laſſen wollte, war eine ſehr harte Nuß zum knacken geboten. Der Feind glaubte ſich ſicher. Selbſt ſeine guten finniſchen Schützen wurden in dieſes Gefühl gewiegt. Wie ſehr überraſcht der Ruſſe wurde, beweiſt die zu Hunderttauſenden zurückgelaſſene Munition. Der erwähnte Oberſt Moskuli, Kommandierender der ruſſiſchen Zwinin-Beſatzung, der mitgefangen wurde, ſagte: alles hätte er für möglich gehalten, ausgenommen die Eroberung des Zwinin. —

Wäre der Kot mit den darin liegenden toten Pferden nicht gewesen (eine Reiterpatrouille von sieben Mann ist buchstäblich auf der Straße im Kot erstickt) und den Schwierigkeiten des Durchkommens, dann wäre der Ritt von der Garde über Krywka und den Jaszenowaberg zum Korps zurück herrlich gewesen. Bei Matkow macht der Stryj einen schönen Bogen nach Norden, die Ortschaft liegt in Gruppen an und auf den Abhängen des Berdo und der Kirtinowatka, also in zwei Tälern malerisch gruppiert. Seit Tagen sehe ich beim Train nur noch abgemagerte, unterernährte Pferde, für die es nicht Ruhe gibt. Das Tragtier ist aber auch hier das einzige Transportmittel, das die Schwierigkeiten des Bodens zu überwinden vermag.

Wie Klimiez ist auch das 4 km lange Krywka bis auf die russische Kirche und die Herdüberreste verschwunden, zerstört von der eigenen Armee, ein niederschmetternder Anblick. Kein Haus, aber auch nicht ein einziges, steht mehr da. Das Kircheninnere ist in ein Etappenmagazin umgewandelt. Eben wird ein Honved-Marschbataillon verpflegt, das irgendwohin zur Ablösung geht. Die Leute sind fröhlich, einzelne singen. Eine Kolonne von 200 Tragtieren mit bosnischen Führern und eine von etwa 300 Russen bringt Nachschub vom Korps her. Die Russen tragen die Lasten meist auf Bahren zu zweit. Sie kommen stark ermüdet an, denn der Weg ist weit und schlecht und die Sonne brennt schon ordentlich. Es scheinen gutmütige Bauern zu sein. Wo sie gefangen wurden, können sie meist nicht sagen, für sie war es immer ein hoher Berg ohne nähere Bezeichnung. Die österreichischen Soldaten, die sie führen, sind sehr gut gegen sie, nie habe ich harte Worte gehört. Die Russen sind sehr geschickt, aber sie überarbeiten sich

nicht, auch dann nicht, wenn ſie freiwillig herüberkamen. Am Bache liegen viele Verwundete, die noch über den Berg müſſen. Einer ſoll einen Bauchſchuß haben. Davon konnte natürlich keine Rede ſein, damit läuft man nicht tagelang herum. Gehen konnten ſie alle. Ich bot mein Pferd für den ſchwächſten an, es wurde aber mit der Begründung abgelehnt, daß damit nichts geholfen ſei, wenn einer raſcher vorwärts komme. Darauf empfahl ich, die Leute von der leer zurückgehenden Tragtier- und Ruſſenkolonne befördern zu laſſen. Vielleicht geſchah es.

Ich ritt auf die Jaszenowahöhe, die wiederum einen ſehr ſchönen Rundblick gewährte. Die Karte war nur einmal, bei Matkow, gezogen worden. Auf der Höhe ſah ich meinen Pikut wieder, ſo lange ich ihn zur Rechten ließ, konnte es nicht fehlen. Hier oben zeigten mir Pikut und Polonina, daß wir richtig ritten, die Straße ſelbſt, der ich wo immer möglich auswich, lag rechts weitab von der Kuppe. Unter mir begann die Latorcza ihren Lauf, mußte Laturka liegen, gradaus das Korpskommando. Übrigens wieſen die großen Staubwolken der Trains den Weg. In Bilaszowiza fand ich zu meiner Freude einen Kriegscoiffeur und eine hübſche Ruthenengruppe, bei der ich einer Entlauſungsſzene beiwohnen konnte. Die Sache iſt ſehr einfach und in jedem zoologiſchen Garten zu erlernen.

Erhitzt und beſtaubt wie ein Müller kam ich wieder beim Korps an, wo ich mich umkleiden und erfriſchen konnte. Dort fand ich auch das ganze Inventar, welches ich vom Fuße des Zwinin zurückdirigiert hatte, weil es über die Garde nicht befördert werden konnte. Kein Geringerer als Prinz Georg von Bayern hatte ſich anerboten, meine Effekten in ſein Auto aufzunehmen — meine Ordonanz hatte ſie in einen großen Mehlſack

gesteckt — ein zwar durchaus unsalonfähiger, aber umso feldmäßigerer Plaid, den ich um kein Geld mehr hergebe.

Am 26. fuhr ich im Auto über den Berg zwischen Latorcza und Vecsa, eine kurze Sache. In Volocz sollte ich mit der Bahn über den Beskidpaß zu einem anderen Korps und weiter an die Front. Wann, konnte mir niemand sagen: „Näm tudom“. Ich mußte mich wieder daran gewöhnen, auf einer ungarischen Bahnstrecke zu sein. Der Herr Bahnhofkommandant endlich war sehr freundlich und machte mir Angaben, die mir erlaubten, mich etwas auf der Station umzusehen. Berge von Heu und Torfmull aus Deutschland für Futter und Streue wurden da durch Gefangene aufgeschichtet, Kriegsmaterial aller Art ist zu sehen, die Beskidbahn ist die einzige im Bereiche der Südarmee zwischen Uzsok und Tatarenpaß, deshalb auch stark belastet. Die Etappenleitung aber hat die Berge sehr geschickt ausgenützt und von der Bahn aus Seitenwege eingeschlagen, die die Karte auf den ersten Blick nicht als die besten angibt. Die Bedürfnisse der vorderen Linie müssen mit aller Gewalt nachgepeitscht werden. Bahn, Auto, Wagen, Tragtier, Träger in Uniform und Zivil bewerkstelligen Hand in Hand Nach- und Rückschub und ich kann es bezeugen, daß die Front nicht nur mit dem Nötigen versehen, sondern auch an Zugaben aller Art reich ist. Die Weihnachtspakete sind zwar bei der Garde zum Teil erst jetzt eingetroffen, ebenso die Pakete der Hindenburg-Spende, was mit dem Wechsel des Gefechtsfeldes zusammenhängt. Überall, wo Deutsche sind, auch im Schützengraben, fließt bester französischer Flaschenwein und bei den Österreichern und Ungarn ist es nicht minder gut bestellt. Mineralwasser, deutsches und ungarisches, findet sich überall. Längst darf ungekochtes Wasser nicht

mehr getrunken werden, Deſtillierapparate folgen in alle Reſerveſtellungen, für Tee und Kaffee iſt reichlich geſorgt. Dieſe Umſicht wird ihre beſten Früchte erſt jetzt zu tragen beginnen, da die Berge von denen das Waſſer kommt, voll Leichen liegen und immer noch zahlreiche Bazillenträger in der Front ſtehen.

In Volocz (Wolowez), wo größere hygieniſche Anlagen vorhanden ſind, hatte ich Gelegenheit, einen deutſchen Seuchenzug zu beſichtigen. Der Herr Chefarzt hatte die Güte, mir eingehend Aufſchluß zu erteilen und mir die Dienſtvorſchriften auszuhändigen. Es ſei hier nur kurz erwähnt, daß der Zug aus einer „reinen" und einer „unreinen" Seite beſteht. In der unreinen ſind ſelbſtredend die Kranken, in der reinen die Geſunden. Wer von der unreinen in die reine Seite muß, geht außerhalb der Wagen in einen Desinfektionswagen (Übergangswagen), wo er unſchädlich gemacht wird. Im Zwiſchenraum iſt auch ein Lyſolkaſten, in den die Wäſche kommt. Die G-Kranken haben einen eigenen Wagen auf der unreinen Seite. Der Seuchenzug iſt eine Armee-Einrichtung, kein Lazarettzug des Roten Kreuzes. Der ſtrenge Dienſtbetrieb ſchließt jede Gefahr auf dem Wege von der Front bis zum Lazarett aus. Im deutſchen Sanitätsdienſt ſpiegelt ſich deutſches Weſen in einer Weiſe wieder, die zur größten Hochachtung zwingt.

Um 10 Uhr hält unſer Transportzug in Kis-Szolyva. Was iſt los? „Näm tudom." Ein Leidensgenoſſe, der deutſch kann, ſagt, um 2 Uhr nachmittag würden wir weiterfahren. Jetzt nur keine Nerven, denke ich, beiße auf die Zunge, gebe der Ordonanz einige Befehle und mache mich zu Fuß auf den Weg. Daß ich vier Stunden hier liege, iſt gänzlich ausgeſchloſſen, dazu iſt ſchon der Tag zu ſchön. Eine deutſcher Hauptmann, deſſen Kriegs-

brückenpark hier etwas ungünstiges Gelände gefunden hat, was ihm Zeit bot, unter die Erfinder zu gehen, so daß er jetzt jeder Gruppe im Felde ein Öfelchen (mit Holzkohlen zu heizen und während des Gebrauchs zu schwingen, im übrigen entschieden praktisch) verkaufen und jedem Mann die Schuhnägel (noch praktischer) liefern will, gibt mir das Geleit. Beim nächsten Wärterhäuschen frühstücken wir aus meinem Rucksack. Das saubere ungarische Bahnwärtertöchterchen, das uns Wasser verschafft, wird eingeladen. „Küsse näm", sagt sie wiederholt. Das ist auch nicht unsere Absicht, aber wie ihr das begreiflich machen? Ein ungarischer Offizier hilft uns, die Mutter redet der Tochter zu und das Mißverständnis ist in heiterster Weise geklärt. Zwei Dinge hatte ich nun für die Weiterreise in meinen Sprachenschatz aufgenommen: Näm tudom: ich weiß nicht, und küsse näm: ich danke; das dritte kenne ich längst: es ist so deutlich wie kurz; heißt „magyar" und bedeutet: Ich verstehe Sie nicht, ich bin Ungar, spreche Ihre Sprache nicht, mir genügt ungarisch; wenn Sie etwas von mir wollen, dann sagen Sie es gefälligst ungarisch oder kommen Sie wieder, wenn Sie ungarisch können, wir sind hier in Ungarn! Punktum. — Erschi hieß sie, Elisabeth, war ein sehr gut erzogenes hübsches Mädchen mit sehr anmutigen Manieren. Es ist ein Fehler für einen Staat, daß er seinen Kindern nicht eine Weltsprache mit auf den Lebensweg gibt. Magyar genügt heutzutage wirklich nicht mehr.

Nachdem meine Papiere in Ordnung befunden waren, benachrichtigte der wachthabende Offizier die Streckenwärter bis Beskid-Bahnhof auf der galizischen Seite des Berges, und wir kamen unbehelligt über Brücken und durch Tunnel zum großen diesseitigen

Viadukt, dem größten Holzbau in den Karpathen. Tief unten in der breiten Schlucht liegt das Eisenzeug, das die Russen gesprengt, in Trümmern. Die Eisenbahnerkompagnie in Beskid ist nicht wenig stolz auf dieses ihr Werk. Vor dem großen Tunnel hat das Wärterhäuschen einen ungewöhnlich freundlichen Charakter. Es ist sauber auf dem Vorplatz, weiße Vorhänge zieren die Fenster, Blumen grüßen heraus. Der Bahnoffizier macht sich ein Vergnügen daraus, das Rätsel zu lösen. Der Schöpfer dieser Reize ist — seine junge Frau, seit acht Tagen ihm angetraut und hierher in Lenzesfrische genommen. Der Warteraum ist jetzt Stube, frisch geweißt, mit sauberen Etageren, Schlafgemach mit schneeweißen Linnen, Speisezimmer mit einem Gestell voll Flaschen und herrlich duftender Orangen. Ich verstehe alles; glücklicher, vernünftiger, praktischer Kriegersmann — ja, die Technik sieht sich vor in diesem unabsehbar langen Kriege.

In Beskidstation, wo gerade der Lazarettzug „Kaiserin" steht, neuer Aufenthalt. Alles Fragen ist fruchtlos. „Näm tudom." Der Zugführer dreht sich einfach um, „magyar"! Darf man jetzt Nerven haben? Ich bin schon zufrieden, als ich erfahre, daß wirklich nichts zu erfahren ist. Diese überall freundlichen österreichischen Kameraden, diesmal Eisenbahnpioniere, stellen mir ein Pferd, so daß ich wenigstens für meine Person zum Korps und zur nächsten Division gelange. In Lawoczne großer Verbandplatz. Deutsche und schwarzgelbe Flagge, dazwischen groß und weithin leuchtend das Genfer Kreuz. Ob es auch längst international, immer ist es ein Heimatgruß.

Abends steige ich noch mit zwei Kameraden gegen Ilsa (1066) auf, von wo aus ich die russischen Stellungen an der Serednyia sehe, die das Opordéfilé südlich Tuchla

zwiſchen Salaszyszcze und Tatarowka, mit Feuer ſperrt. Später lerne ich mehrere Herren des Diviſionsſtabes kennen, verbringe eine ſtärkende Nacht im Bett des Diviſionskommandeurs, der glücklicherweiſe vorne bei der Brigade im Gefechtsſtand weilt, wo ich am 27. gegen Mittag ſelbſt eintreffe, nachdem endlich um 5 Uhr morgens mein Burſche mit der Bahn eingetroffen. Die Kommandierenden und Generalſtäbler, darunter der eingangs erwähnte Hauptmann H., ſind am Beobachtungspoſten. Nach kurzer Orientierung darf ich weiter, der hart umſtrittenen Makowka zu. So wie ich mich auf Umwegen in Deckung an den Gefechtsſtand der Brigade herangeſchlichen habe, ſo entferne ich mich jetzt zunächſt in anderer Richtung als der des nächſten Zieles. Noch haben die Ruſſen keine Ahnung von dieſem wichtigen Bau und Beobachtungspunkt, der ganz in Grün gekleidet iſt. Über einem neuen Berg, bei einem ſchneidigen deutſchen Artilleriehauptmann, der meine Orientierung vervollſtändigt, vorbei, komme ich ins Tal. Deutlich ſehe ich am Südabhang des Oſtry (927) die ſehr ſtark ausgebaute ruſſiſche Stellung nebſt ihren vielen Flankierungsanlagen. Auf den Hauptſtützpunkt, das ſogenannte Erdwerk, fliegen unausgeſetzt deutſche und öſterreichiſche Geſchoſſe. Von Tuchla her antworten die ſchweren Ruſſen. Wie ſoll aber da die Infanterie herankommen, wo alles mit Stacheldraht verſperrt, unterminiert und von den Flanken her ſo eingeſchoſſen iſt, daß der Verteidiger auch in der Nacht ſein Feuer ſpielen laſſen kann? Herausmanövrieren? Oſtry 1026 gehört ja ſchon den Öſterreichern, iſt höher, die Makowka ſteht im Rücken von 927, dennoch bleibt der Ruſſe ruhig in ſeinen Erdhöhlen liegen, am Tage tief im Unterſtand, in der Nacht auf allen Punkten wachſam und bereit. Wie das die

Czyrak. Meine erſte Begegnung mit Friſchverwundeten

Ablöſen der deutſchen Talſperrebeſatzung am Czyrak

Hoher Beſuch im Rozſankatal

Orientierung auf dem Demkowicz

Digitized by Google

Verbündeten anpacken werden, das möchte ich sehen, denn daß sie es tun ist zweifellos.

Bei Zu Holowiezko stoße ich auf eine Werkstätte, in der Spanische Reiter hergestellt werden. Diese Drahthindernisse in der Form großer Sägeböcke haben den Vorteil, in Deckung gearbeitet, in der Nacht in Stellung gebracht und bei eigenem Vorgehen leicht entfernt werden zu können. Auch können sie einem den Hang heraufkommenden Gegner bei freier Bahn entgegengerollt werden. Zwei Mann bringen einen solchen Reiter leicht überall hin. Hier begegne ich auch den ersten Ukrainern. Diese Kleinrussen Österreichs verfolgen mit ihren Stammesbrüdern in Rußland das ehrgeizige Ziel eines gemeinsamen unabhängigen Staates. Bei Ausbruch des Krieges haben sie sich in Legionen zusammengetan und sind als geschlossene Bataillone organisiert worden. Unter ihnen sind viele Studenten und auch vier junge Mädchen, zwei Studentinnen, eine Arbeiterin und eine Handelsgehilfin. Eine von ihnen hat es zum Feldwebel gebracht und sich als Zugführer die Tapferkeitsmedaille an der Makowka geholt. Der Student, der mir den Weg zum Gruppenkommando wies, erzählte mir die Geschichte des Ukrainer Volkes und seiner Bestrebungen. Inzwischen haben wir eine Stelle erreicht, von welcher an alles Laufschritt macht. Das Dorf ist schon arg zusammengeschossen, denn es liegt an der Zufuhrstraße der Makowkastellung. Auch jetzt fliegen Schrapnelle herüber, sie scheinen aber die Artillerie zu suchen, denn sie platzen rechts von uns und hoch. Die Russen sollen aber ein Geschütz auf diesen Punkt ständig eingestellt haben und auch auf einzelne Leute mit Artillerie schießen. Der Beobachter liegt irgendwo hinten auf einem Berg, weit weg, aber das Telephon arbeitet rasch. Einzeln

ſpringen wir über den Bach und die Wieſe. Es iſt mir, als hätte ich noch nie ſo lange gebraucht für lumpige zweihundert Meter. Nichts geſchieht. Ungewarnt wäre ich fröhlich dahingeſchlendert, aber Diviſion und Brigade hatten auf die Gefahr hingewieſen, und wenn die Leute, die hier täglich zu tun haben, zu laufen beginnen, muß wohl etwas dran ſein.

Das Quartier des Truppenkommandos iſt ein landesübliches Bauernhaus, Holz mit Strohdach, in der „Stube für Alles" ein Herd ohne Rauchabzug. Jetzt iſt das Zimmer wohnlich hergerichtet, die ganze Hütte entlauſt, desinfiziert und ein Rauchrohr eingebaut. Ich bekomme ein ſehr gutes Lager und wie überall genieße ich auch da herzliche Gaſtfreundſchaft. Ein kurzer Abendbummel macht mich mit den Reſerveſtellungen im Walde vertraut und mit der Geſchichte der Makowka. Seit mehr als drei Monaten, ſeitdem die Ruſſen vor Tuchla die deutſch-öſterreichiſch-ungariſche Offenſive zum Stehen brachten, gehören Makowka und Klewa beiden Parteien, Salaszyszcze den Öſterreichern allein. Jeder dieſer kleinen Berge hat drei Kuppen, auf Makowka gehört nur die öſtliche den Ruſſen, auf Klewa die mittlere und weſtliche, verbunden mit Makowka. Makowka iſt ganz bewaldet, ſüdlich ſtark, nördlich ſpärlicher oder gar nicht, Klewa iſt gegen Süden oben kahler, mit ganz kahler Mittelkuppe, nördlich ſtärker bewaldet, Salaszyszcze im Weſten ſtark bewaldet, im Oſten weniger. Außer auf Klewa ſelbſt ſind die Berge unüberſichtlich, beſonders Makowka. Wohl ſieht man ſich ſtückweiſe aber man kann ſich nur ſchwer kontrollieren. Flachbahngeſchütze beſchießen die Grabenränder, Steilfeuergeſchütze werfen ihre Geſchoſſe darüber hinweg in Unterſtand und Reſerven, ohne Sicht, lediglich auf Schätzung und Kundſchafter-

berichte angewiesen. Dennoch wird hier Tag und Nacht geschossen, mindestens zur Beunruhigung des Gegners, oder um ihn zu irgend einer merkbaren Bewegung zu veranlassen.

Seit einigen Tagen mehren sich die Anzeichen für russisches Vorgehen gegen die Makowka. Entweder wollen sie diese selbst haben, um den Ostry zu unterstützen, oder sie demonstrieren, um dann mit mehr Kraft gegen Ostry wirken zu können oder sie wollen endlich sich einfach für Zwinin und Ostry auf der Makowka rächen. Abends meldet das Telephon: „Beobachte, daß der russische Offizier Zeichen zum Angriff gibt, unsere Front in Abschnitte einteilt.“ Der Gruppenkommandant ordnet erhöhte Gefechtsbereitschaft an, eine Reservekompagnie, die schon tagsüber oben war, wird neuerdings alarmiert. In einer halben Stunde ist sie vom Dorf her da. Der Gruppenkommandant, ein Oberstleutnant von goldenem Herzen, läßt es sich nicht nehmen, den Leuten einen Gruß mit auf den Weg zu geben. Wir treten in den Mondschein hinaus. Die bläulichen Uniformen haben silbergraue Farbe angenommen. Meine Farbe ist jetzt besser. Den Russen dürfte der Mond weniger angenehm sein. Die Kompagnie besteht aus jungen Honveds, flott adjustierten, frischen Burschen. Die dürften droben schon etwas leisten. Ihre flinken, lebhaften Bewegungen zeigen, daß sie kampfbereit sind. Möglicherweise bringt ihnen diese Nacht schon Gelegeneheit, sich tapfer zu zeigen.

Ich schlafe fast ganz durch. Nur wenn ein Schrapnell sich ganz nahe beim Hause entlädt, erwache ich. Der Russe sucht uns. Er weiß wo das Haus steht und wer drin ist, die Nachbarhäuser hat er auch schon begrüßt. Wir liegen aber so nahe am Steilhang, daß er uns nicht zu erreichen vermag. Der Gruppenkommandant schläft

wie immer, taub für Kleinigkeiten, alles Wichtige hörend. Jetzt ſpringt er auf. „Durchgebrochen und zurück!“ Der Telephoniſt wiederholt es nicht, er hat es nur abgefangen und will den Oberſten nicht ſtören. Der aber gibt nicht Ruhe, ehe er Gewißheit hat. Es war ein falſcher Alarm. Eine eigene Patrouille iſt durch die ruſſiſche Linie gegen die Weſtkuppe Makowkas durch- und glücklich wieder zurückgekommen. So iſt der Schlaf des Kommandanten.

Der Herr Oberſtleutnant nimmt mich mit auf die Makowka und zeigt mir alle die im Schnee noch begonnenen und mit ſo viel Mühe vollendeten Bauten. Vollendet? Nein, ich muß mich verbeſſern, denn es wird ja immer weiter gearbeitet. Schon iſt Unterkunft für die Beſatzung da und es ſoll für weitere 15 Kompagnien vorgeſorgt werden, immer beſſer, immer ſchöner und heimeliger, denn von der Makowka geht es nicht wieder herab, ehe an die allgemeine Säuberung Galiziens geſchritten wird. Heute ſcheint die Sonne durch die alten Tannen bis tief auf den Waldgrund herab und gar freundlich iſt es auf Makowka. Am freundlichſten beinahe beim Waldfriedhof, dem eine ſo ſchöne Terraſſe gewidmet iſt. Wer etwas Zeit hat, trägt zum Schmucke bei und wäre es auch nur mit einer Handvoll friſchen Mooſes oder einem ſchillernden Stein. Das Herz iſt ihnen geblieben, den Kämpfern der Makowka.

Neue Meldung: „1400 Ruſſen ſammeln ſich im Woloſiankatal“. Zwei neue Reſervekompagnien und zwei Maſchinengewehre werden herangezogen. Jetzt hat man ja Gelegenheit, ſich die Sache bei Tag zu betrachten. Oben angelangt, verlangt der Kommandant einen Patrouillengang zur ruſſiſchen Kuppe rechts von uns, da wo der Graben ſichtbar iſt: auf etwa 250 m. Ein Unteroffizier und ſechs Mann gehen ab. Die werden wir

nicht wiederſehen, denke ich. Der Oberſt will wiſſen, was im Sattel Neues. Der liegt vor den ruſſiſchen Läufen. Der Kommandant und ich nehmen in einem Unterſtand im Zentrum Platz. Durch die Schießſcharten ſehen wir die Ruſſen rechts vor uns, ihre ganze ausgedehnte Poharſtellung mit den vielen Kuppenwerken, unſer ſteiles Vorgelände und die Gegend, in welcher die 1400 Mann gemeldet ſind. Vor uns liegt eine Terrainbeule, die in einen faſt unmerklichen Rücken gradaus verläuft, welcher ſich im dichten Wald verliert. Hier haben vorgeſtern nachts die Ruſſen einen Einbruch verſucht, an einer lichtern Stelle, wo man ihn am wenigſten vermutete, die aber ſehr gut gewählt war. Sie gelangten in größerer Zahl unbemerkt bis dicht unter die Beule. Wie leiſe muß das geſchehen ſein. Und die Nacht war hell. Der Kampf um dieſen Punkt ſollte wahrſcheinlich alle Aufmerkſamkeit auf ſich lenken, um im günſtigen Augenblick von der Kuppe her über den Sattel den rechten öſterreichiſchen Flügel aufzurollen. Es kam aber nicht ſo weit. Die Stelle war dicht beſetzt und die Leute wachſam, ſo daß die Ruſſen nicht durch das Feuer kamen. Es ſollen zwei Bataillone angegriffen haben, wie immer in vielen Linien, umſonſt. Was die Ruſſen an Menſchen vortreiben, wenn ſie einen Punkt haben wollen, grenzt ans Unglaubliche. — Hier liegen Tote ſeit langer Zeit in großer Zahl herum. Bergungsanträge werden abgelehnt. Der Leichengeruch iſt bei Nordwind ſehr ſtark, die Ruſſen rechnen wohl damit als mit einem Zermürbungsmittel. Bis heute haben ſie ſich verrechnet. Daß ſie aber nicht mehr Pietät für ihre eigenen Toten haben, ſpricht nicht zu ihren Gunſten.

Die hieſige Artillerie hat über Makowka bereits auf die Meldung von ruſſiſchen Reſerven reagiert. Auch der

große Skodamörſer. Aber der Wald iſt ſo groß, der Berg ſo ſteil und der toten Winkel ſo viele, daß ein Sperren durch Artillerie hier wenig Ausſicht bietet. Der Ruſſe hat zwar hier eine weittragende Kanone, die er am liebſten gegen die deutſche Artillerie richtet, jetzt beantwortet er aber die Mörſergrüße auf unſere Stellung. Zunächſt krepiert etwas über uns in den Bäumen. Ich fahre zuſammen, es iſt das erſtemal, daß ich mit Artilleriegeſchoſſen im Ernſt ſo nahe zuſammentreffe. Der Zugführer im nächſten Unterſtand lacht herzlich und macht die Kameraden auf den Haſen aufmerkſam. Eine Granate ſchlägt jetzt einige Meter halb rechts unter uns in den Abhang. Ich intereſſiere mich, da keine große Erdbewegung ſtattfindet, hauptſächlich für den Geruch und den Rauch, der eine Weile die Ausſicht hemmt. Wie nun die zweite direkt zu unſern Füßen krepiert, gibt der Kommandant das Zeichen zum Aufbruch. Ich ahne die Gefahr noch immer nicht, vorhin war es nur der Knall, der ſo unerwartet kam, der mich in der Beobachtung der diesſeitigen Artilleriewirkung aufſchreckte. Ich gehe ungern, in der Deckung fühlt man ſich ſo ſicher und ich möchte doch gerne ſehen, wo die nächſte hinfährt. „Ich werde ihnen einige Splitter ausgraben laſſen," tröſtet mich der Kommandant, nachdem er mich in gute Hände, in die des Bataillonskommandanten Hauptmann D. gegeben hat. In mein Büchlein trägt er ein: „Auf Höhe Makowka 28. IV. 1915. Zur freundlichen Erinnerung an gemeinſam erhaltene Granaten."

Mit dem Bataillonskommandanten begehe ich die übrigen Teile der Stellung. Leider kann ich nicht mit allen Leuten reden, mit Slawen und Rumänen geht es noch, aber die Ungarn bleiben mir verſchloſſen. Die Beſatzung iſt müde. Sie wird aber die Makowka auch

gegen ſtärkere Kräfte halten, aus Selbſterhaltungstrieb und weil ſie im Vorteil iſt. Offenſiv wird ſie nicht mehr. Und wenn die 1400 Ruſſen wirklich kommen, oder gar noch mehr, dann braucht Makowka rechtzeitig ſtarke friſche Kräfte. Ich bin lange bei ihnen geblieben, in den Gräben und bei den Reſerven und habe auch ihre Einrichtungen, Küchen, Verbandsplätze, Magazine, Werkſtätten, Reſerveunterkünfte, Stallungen, beſucht und ſie genauer ſtudiert. Die Makowka iſt mir eine perſönliche Angelegenheit geworden, es iſt unmöglich, dieſen Braven näher zu treten, ohne mit ihnen zu verwachſen. Ihr Los iſt hart. Sie ſchlafen nicht mehr, der Ruſſe läßt ſie nicht zur Ruhe kommen, ſie hören ihn ſchließlich ja auch ſchießen, wenn er es nicht tut und wenn der Abend naht, ſieht mancher nichts mehr: Nachtblindheit! Mancher hört auch nicht mehr wie ſonſt, woher auch neue Nerven nehmen, wenn die alten kaput ſind? Daß der Menſch ſo etwas aushalten kann wie dieſe Erſatzleute, monatelang im Graben liegen, fortwährend am Leben bedroht, in Näſſe und Kälte und ohne Ausſicht auf ein Ende — wer hätte das geglaubt?

Die Patrouille meldet ſich zurück: „Bewaldete Kuppe ſtark beſetzt, ein Minenwerfer, drei ſtarke Unterſtände, Patrouille von 12 Mann begegnet, dieſe beſchoſſen, vertrieben und uns dann zurückgezogen.“ Das nennt ſich eine Meldung. Der Bataillonskommandant iſt ſehr zufrieden und meldet weiter telephoniſch. Warum nur der Ruſſe heute ſo heftig ſchießt? Seit einer halben Stunde jagt er ein großes Schrapnell nach dem andern über die Kuppe in die Reſerveſtellungen. Er beſtreut den ganzen Hang; ein Baum nach dem andern bricht ab und manchmal regnet es ganz nahe. Der Bataillonskommandant überlegt, wohin er ſeine Hütte ſtellen will,

wenn das andauert, so war es noch nie. Daß hier keines Bleibens mehr sein kann, ist sicher.

Der Fähnrich R. vom Regiment Deutschmeister tritt ein, Freude im Gesicht. Der Bataillonskommandant widmet ihm einige freundliche Worte und schickt sich an, ihn zu dekorieren. Ich bitte um die Erlaubnis, der feierlichen Handlung draußen in der Sonne beiwohnen zu dürfen. Dort bei jenem Baum ist Licht. Während ich die Kamera öffne, ein Krach, wie keiner zuvor, unser Baum stürzt, spießt sich im Boden ein, ein Mann bringt die heiße Zwölferhülse, mit Buchenholz gefüllt, sie fiel nach Durchschlagen des Baumes zwischen die zwei nächsten Hüttchen mitten unter sechs Mann. Sie arbeiten ruhig weiter, nur der Eine bringt die Hülse dem Vorgesetzten, weil es Befehl ist, sie zu sammeln und abzugeben. Die weiteren müssen anderswo einschlagen, jetzt kann man erst recht sicher sein. Die Dekorierungsszene ist im Bilde etwas anders ausgefallen als geplant, reicher. Als Staffage die geknickte Buche und der Mann mit der Hülse. Über den Vorfall wurde weiter nicht gesprochen, als daß ich die Hülse erhalten soll. Wozu auch, das Konzert dauert schon zu lange und ist noch nicht zu Ende. Dies war nur eine Variante eines ganz gewöhnlichen Motivs.

Was mir die Makowka-Leute besonders lieb gemacht, ist ihr Sinn für Kunst. Kriegskunst. Nicht im Sinne Napoleons oder Moltkes. Nur naivste Volkskunst. Sie schreinern und schnitzen, gießen Kreuze aus Schrapnellkugeln, verfertigen Leuchter, Aschenbecher, Hängelampen, Stöcke, Uhrenketten, Armbänder, alles aus Trophäen. Die „Zimmer"einrichtungen — jeder, der etwas kann, ist eifrig bemüht, seinem Vorgesetzten ein Inventarstück zu schenken — sind oft kleine Museen herzerfrischender

Dr. Königs Eskimo-Hunde

Handgranate

Aus der Wyszkowa-Holzfestung

Ausgegraben

Generalleutnant von Gerok

Volkskunſt. Ich wünſchte, daß nach dem Kriege dieſe Einrichtungen und Gegenſtände unter ſtaatlichen Schutz kämen, damit auch andere ſich daran freuen könnten.

Es iſt ſpät geworden; ich muß mich beim Gruppenkommandanten abmelden und über den Berg zur Brigade zurück. Das Feuer hat etwas nachgelaſſen. Noch nie hat der Ruſſe die Makowka derart bearbeitet. Es ſollen über tauſend Geſchoſſe auf ſie gekommen ſein, lauter ſchwere. Ein Magazin iſt zerſtört. Der Unterſtand, in dem der Oberſtleutnant und ich geſeſſen waren, flog in der nächſten Stunde auf, ſechs Mann tot. Eine Honved-, zwei Marſch- und eine Ukrainer-Kompagnie ſteigen zur Verſtärkung von Makowka-Kulm auf. 1400 neue Ruſſen, vier Kompagnien dagegen — es könnte gehen. Der Abſchied von Makowka wird mir nicht leicht, doch ich bin Gaſt und habe zu gehorchen.

Kaum habe ich die Hütte des Gruppenkommandos verlaſſen, beginnt die ruſſiſche Artillerie den Grat, welcher meinen kürzeſten und beſten Weg bildet, zu beſchießen, ganz ſyſtematiſch, von unten langſam nach oben. Die Sprengpunkte liegen links hoch hinter mir, alſo halte ich mich rechts des Grats. Mein Begleiter iſt diesmal ein kleiner Ukrainer, die Unterhaltung deshalb auf die einfachſten Erſcheinungen des Augenblicks eingeſtellt. Die Hauptſache iſt, daß wir uns über den jetzt einzuſchlagenden Weg einigen. Er will mein Führer ſein, kennt aber nur den einen breiten Weg in der Schrapnellzone und iſt ein ſtrafbarer Schrapnellverächter. Ich kenne mein Ziel und das genügt, denn Wegſchwierigkeiten gibt es in dieſem Teile der Karpathen höchſtens im dichteſten Jungwald. Unſer Weg iſt alſo lediglich vom ruſſiſchen Schießen abhängig. Wir ſteigen ziemlich raſch und kommen den Wölkchen ſtets näher. Einmal

müſſen wir über den Grat hinweg auf die andere Bergflanke. Vor uns einige Hütten. Eine Hülſe ſchlägt unter kleinem Erdeaufwerfen beim Hauſe links ein. Leute ſpringen einzeln von demſelben abwärts zur größeren Häuſergruppe, ich ſehe, daß es eine Küche iſt, die ſie ängſtlich verlaſſen. Der Ukrainer lacht und ſteuert direkt auf den Grat zu, wo ein Geſchoß übers andre ſich entlädt. Ich bremſe. „Oh, Schrapnell!“ grinſt er achſelzuckend und will weiter. Da ſchlägt eine Hülſe unweit vor uns bei der Küche ein, der Weg iſt wirklich durch Feuer geſperrt. Wir begeben uns zu den Häuſern. Da ſteht ein halber Zug Leute, dicht an die Holzwand gepreßt, als ob die Baracke eine Schrapnellhülſe ſolchen Kalibers, wie wir ſie bekommen, aufzuhalten vermöchte. Dies ſcheint mir der ungeeignetſte Deckungsort. Die Garbe fängt an, ſich nach rechts, auf unſer Haus zu zu bewegen. Kein Zweifel, wir ſind längſt entdeckt und mit uns die von der Küche herabgelaufenen Leute. Ich photographiere noch eine Schrapnellwolke, welche die Freundlichkeit hat, vor mir zu entſtehen, ſtatt wie die andern, ſtets hinter uns; dann zeige ich dem Ukrainer einige Gräblein im Vorgelände und ſpringe von Deckung zu Deckung den ſteilen Hang gegen den Grat hinauf. Der freche Kerl geht zum Loch hin, das die nächſtliegende Hülſe gemacht und will dieſe ausgraben. Sie ſitzt zu tief in dem weichen Wiesand. Der Ruſſe hat immer mehr nach rechts gehalten und beſchäftigt nun das Dorf Holowiezko. Dann verteilt er das Feuer auf das Tal und unſeren Berg, Artillerie und Reſerven ſuchend. Ich habe den Eindruck, als wolle er die ganze weite Gegend von Pryslip, Menczel und Pliska beunruhigen, damit niemand ſich gegen Makowka und Klewa wage. Uns ſelbſt ſcheint er verloren oder aufgegeben zu haben, denn wir nützen jeden

Baum aus, uns zu decken, allerdings nur gegen Sicht, denn nach dem, was ich heute erlebt, weiß ich, daß kein Baum dick genug ist, eine Hülse „von Kaliber" aufzuhalten. Der Zweck meiner Reise ist auch ein anderer, als umzukommen.

Die Garbe fängt zu sinken an und konzentriert sich über dem Nekreb und dem Dorfe Grabowiez Skolski. Wir können uns wieder freier bewegen, und ich gelange in großem Bogen zur Brigade, sicher, ohne ihren Gefechtsstand verraten zu haben. Den Ukrainer entlasse ich, nicht ohne Mahnungen. „Ah, Schrapnell," sagt er wegwerfend und rennt lachend den Berg hinunter. Die Herren, vorab der Divisionskommandant, sind hier emsig an der Arbeit. Zwei Telephonleitungen sind auf meinem Weg durch Geschosse zerstört worden, der Verkehr mit der Front kann vorläufig nur auf Umwegen erfolgen. Die jetzt eintretende Gefechtspause ist auch nicht unverdächtig. Ich vernehme, daß der Artilleriegruppenchef seit Iwangorod kein derartiges Artilleriekonzert mehr gehört hat wie das heutige. Und ich war Zeuge dieses weltgeschichtlichen Ereignisses! Beim Nachtessen — in den Bergen ist Ruhe geworden — erzählen mir der joviale Divisionär und der feierliche Brigadier Erlebnisse des Karpathenkrieges. Dann dreht sich die Unterhaltung wieder um freundlichere Dinge. Erst jetzt lernen wir uns eigentlich kennen. General v . . . erzählt mit Begeisterung von einem Schweizer Roost, damals Hauptmann in seinem Regiment, wie er das Bataillon so schneidig geführt habe. Es stellt sich heraus, daß wir in München unweit von einander wohnen und wie so oft haben wir zahlreiche gemeinsame Beziehungen auf dieser kleinen Welt, die sich in den Haaren liegt. Der Herr Divisionär ist auch Tiroler und das schon bringt uns

näher. Mit welcher Liebe er noch an ſeiner ehemaligen Truppe hängt, ergeht aus jedem Wort. Auch er ſähe die Tiroler gerne in dieſen Bergen. „Wenn ich 25 Kaiſerſchützen auf Patrouille ſende, ſo ſchwöre ich zu Gott dem Allmächtigen, daß ſie um die anberaumte Zeit oben ſind.“ Auch hier die alte Geſchichte vom tragiſchen Wettereinfluß. Sollten die Öſterreicher irgendwo einen Fluß überſetzen, dann war ſicher Hochwaſſer, Sumpf und Kot. Kam der Ruſſe, war das Bett faſt ausgetrocknet. Sollte Öſterreich vorwärts, dann ſchneite es, und kam der Ruſſe, dann war das ſchönſte Wetter. „Wie oft haben mein Generalſtabsoffizier und ich gebetet: Gott, gib uns Schnee! Aber der Himmel blieb ruſſophil.“ Wenn ich mich der Karpathentage erinnern werde, wird dieſer Abend ſtets hervorſtechen durch die Bekanntſchaft, die ich hier machen durfte mit einer Gruppe ganzer Männer.

Ich gehe zum Beobachtungsſtand. Dort ſteht ſchon der ganze Stab im Mondlicht, feindwärts vor Sicht gedeckt. Ich ſtelle mich vor eine Tanne und betrachte das wundervolle Feuerwerk. Von Silberglanz übergoſſen liegt die Landſchaft unter mir im Kreiſe. Ich erkenne alle Kuliſſen nah und fern. Feenhaft. Mitteltöne gibt es nicht. Nur Silber und pechſchwarze Schatten. Die Luft vibriert von den ununterbrochen ertönenden gewaltigen Schlägen der Exploſivgeſchoſſe. Salven, Artillerie- und Magazinfeuer, nein, ein überirdiſches, furchtbar gewaltiges Trommeln ſind einzelne Paſſagen dieſer Höllenmuſik, verbunden und getragen vom Donnerecho der Talhänge, aus dem die Minen-Pauken deutlicher hervortreten. In die magiſche Beleuchtung des ungeheuren Konzertraumes miſchen ſich die artiſtiſchen Feuer des Teufelsfeſtes auf der Makowka-Bühne, wo

dieſer Akt des Moralſtücks der Kulturvölker vom 20. Jahrhundert ſpielt! Strahlenbündel der Scheinwerfer, Leuchtraketen, Mündungsblitze, Sprengpunktſterne, Exploſionen, Brände. Wie unbeſchreiblich ſchön — bis der Tod aus dem Makowkawalde herübergrinſt und mich mit ſeinem Gebeineklappern erweckt. Das Licht der Raketen reicht manchmal oft bis her zu mir, ich ſehe es deutlich am Schnee, auf dem ich ſtehe. Jetzt erfolgt ein erſchreckender Krach — was war das? — der Stelle nach das ruſſiſche Munitionsmagazin im Sattel. Das war der Höhepunkt des Stückes. Wir ſchenken uns das Decrescendo und begeben uns wieder zur „Ruhe“.

Ich ſchlafe in der Telephonzelle des Stabes, genauer geſagt des Artilleriegruppen-Kommandos, bei dem die Fäden zuſammenlaufen, denn jetzt iſt die Artillerie Trumpf, der Infanterie gehört das Fertigmachen. Nach Mitternacht ſetzt das Donnern wieder ein. Beidſeitig. Die Abſicht der Ruſſen, die Makowka zu nehmen, ſteht jetzt feſt. Sie haben die Holowzanka durchwatet und ſteigen den Wald herauf. Jetzt mit allen verfügbaren Geſchützen hinter die Makowka! Der Mörſer arbeitet glänzend. Tauſend Ruſſen ſollen ſchon tot ſein, doch die Not hat noch kein Ende, es gibt ja ſo viel Ruſſen. Gegen 2 Uhr müſſen ſie oben ſein. Dann beginnt die Kriſis. Dieſe Nacht kann über den ganzen Keſſel ſüdlich Makowka-Klewa entſcheiden.

Was ich nun zu hören bekomme, iſt die für mich erſtaunlichſte Begebenheit der bisherigen Kriegsreiſen. Von allen Seiten ſtürmen die Meldungen herein, überall wird Hilfe verlangt. Und wo die Not am größten — da iſt der Öſterreicher am liebenswürdigſten. (Er iſt zwar ein Ungar, wie die meiſten hier und der Herr Oberfeldkurat auf Uzsok hat es mir ſehr ans Herz gelegt, nicht

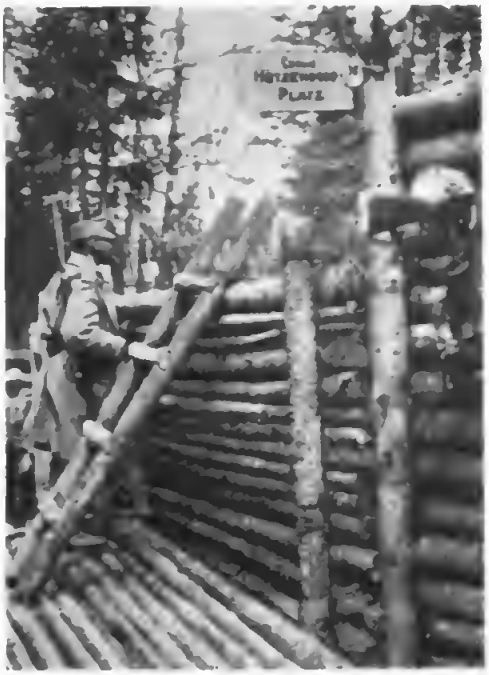
mehr Österreich für Österreich-Ungarn oder gar Ungarn zu sagen, doch wir wissen ja alle, wie es gemeint ist, wenn wir schlechtweg Österreich für die ganze Monarchie sagen, anstatt jedesmal zu untersuchen, welcher von den vielen Völkerschaften der Mann angehört, die sich heute fürs gemeinsame Ziel alle so treu die Hand reichen.) 4 Uhr 45. „Herr Kamerad", ruft er den deutschen Artilleriehauptmann an, „bitte richten Sie Ihr ganzes Feuer auf die nordwestliche Rückfallkuppe, der Russe hat dort die Linie durchbrochen." „Einen Augenblick", lautet die Antwort. „O, ich weiß, daß Sie uns die besten Dienste leisten werden wie immer." „Nur Menczel kann wirken, aber nicht beobachten, es ist mir nicht möglich einzugreifen, da ich Freund und Feind nicht auseinanderhalten kann, wenn jener Punkt durchbrochen." „Aber ich weiß, verehrter Herr Kamerad, daß Sie noch Rat schaffen, ich zähle auf Sie, bitte rufen Sie mich dann an." Es vergehen keine drei Minuten, so ruft der Deutsche: „Die Leute in der Stellung sollen ihren Standort mit drei Leuchtkugeln angeben und wiederum so, wenn meine Schüsse gut sitzen." „Hab ich ja gewußt, daß Sie mitmachen, herzlichen Dank!" Bald darauf kommt die Meldung: „Batterie ... eingeschossen, ganzes Feuer auf Russen an der Einbruchstelle gerichtet." „Prachtvoll, danke, danke." Inzwischen haben schon die Österreicher ihre Befehle erhalten: „Geh, lieber ... der Ruß ist an der Rückfallkuppe eingedrungen, du kannst von dir aus so gut flankieren und du machst das immer so schön, geh sei so gut und laß einmal alles los, was du hast, ich kenn dich ja, deine Batterien sind mir jetzt die wichtigsten, der Deutsche kann nichts sehen, also schaff du es, du machst es ja so schön, ich dank dir, Servus!" Und so geht es zum Mörser und allen Batterien.

Um 5 Uhr gibt es einen unheimlichen Krach, bei den Russen muß wieder ein Munitionslager in die Luft geflogen sein. Die jungen Reserven haben wacker eingegriffen, zweimal haben sie die Russen hinausgeworfen, jetzt bittet Makowka nicht mehr zu schießen, da sie zum dritten Mal vorgehen wollen. Die deutsche Batterie wird versuchen, Sperrfeuer gegen die Reserven von Pohar abzugeben. 7 Uhr 05. Die Russen haben die Kammlinie der Makowka verlassen und sind gegen das Holowczankatal zurück. Die Österreicher haben zahlreiche Gefangene, auch Offiziere, gemacht, jetzt werden die Verbände wieder geordnet. Von 7 Uhr 30 an ist Ruhe. Darf ich mich freuen, wenn ich zur Makowka hinüberblicke, während ich zur nächsten Brigade absteige? Müssen mir als Neutralem nicht Ruß und Österreicher gleich am Herzen liegen? In diesem Augenblick ist das unmöglich. Ich habe sie gestern kennen gelernt, ich habe diese Nacht mit ihnen gelitten und freue mich heute mit ihnen — denn sie waren die weitaus Schwächeren und haben mehr geleistet, als ich selbst erwartet, jeder Einzelne ein Held. Sie haben ihre Makowka wieder und sollen sie behalten als Preis der Ausdauer der Alten und des Mutes der Jungen.

Der Kommandant der ... Brigade ist ein stolzer Kroate. Nicht mehr jung, aber aufrecht und elastisch wie ein Junger. Dabei von prächtigem Humor. Mit Sinn für Schönheit und leibliches Wohl in den kurzen Gefechtspausen, die ihm der Russe läßt. Ruhe ist ja hier nie. Die Bahnlinie, das Défilé, der Panzerzug, der bis vor die russischen Trichter, auch die der 21 er fährt, reizen den Russen allzusehr, und jetzt hat der unerschrockene Mann doch an den Bau eines bombensicheren Unterschlupfs für die Befehlsgebung in kritischen Momenten denken müssen.

Demnächſt findet die Taufe der Höhle ſtatt, die boshaften Untergebenen ſchlugen „zum grimmigen Anton“ vor, der Kommandant hat aber eine noch draſtiſchere Bezeichnung gefunden. Trotzdem er iſt für alle der gutherzige Katona-Batſchi, der Soldatenonkel. In ſeinem Abſchnitte liegen u. a. auch zwei wichtige Punkte, Salaszyszcze und Tatarowka. Dann ſperrt er das Tal gegen Einfälle von Tuchla her. Eine beſondere Einrichtung iſt ſein Flaſchenpoſtfänger. Wurde der Vorwurf der Verräterei gegenüber öſterreichiſch-ungariſchen Staatsbürgern vielleicht anfangs zu Unrecht in dem erfolgten Maße erhoben, ſo iſt doch auch heute noch Vorſicht geboten. Der Forſtaufſeher wurde, wie manch anderer Ruthene, nicht ohne Grund gehängt und die Meldungen an die Ruſſen durch Flaſchenpoſt in der Opor und andern Flüſſen ſind nur ein Beiſpiel der guten Vorbereitung des ruſſiſchen Kundſchafter- und Spionagedienſtes. Wie viel davon auf Friedens- und wie viel auf Kriegszeit zu ſetzen iſt, läßt ſich wohl nie ermitteln, denn die Ruſſen ſind zu lange in Galizien und hier in den Karpathen gelegen, um nicht auf die Stammesverwandten Einfluß gewonnen zu haben. Auf einzelnen Höhen liegen neben Böhmen, Polen, Ungarn und Deutſchen auch Ruthenen, deren Heimat Stryj und Umgebung iſt. Sie haben dort Verwandtſchaft und Gut zurückgelaſſen, ſie ſehen von den Bergen gegen das Ziel ihrer Sehnſucht hinaus, der Ruſſe verſprach ihnen freie Bewegung, wenn ſie überlaufen, an Verlockungen fehlt es alſo nicht. Welche Urteilskraft darf man dieſen Analphabeten zutrauen?

Es iſt nicht ſelten, daß eine Patrouille nicht mehr zurückkehrt, daß der Horchpoſten einmal horchen will, was nach neun Monaten die Frau zu Hauſe ſpricht, was die Kinder machen, wie Viehſtand und Saat beſtellt



Conrad von Hötzendorf-Platz auf Wyſzkow

Zeitungsdienſt

Von Infanteriegeſchoſſen raſierte Waldkuppe

Auf 1724, dem höchſten Punkt der D. S.-A.

Abſtieg von 1724

ſind. Von Maſſenübertritten habe ich bezüglich Ruthenen nie gehört. Nichtsdeſtoweniger bleiben die Einzelübertritte auch aus Heimweh eine bedauernswerte Erſcheinung. Mancher hätte an anderer Stelle beſſer ausgehalten als hier, ſozuſagen vor der Haustüre.

Mein Begleiter auf die Tatarowka kennt dieſen Berg. Er hat ihn mitgeſtürmt. Wie iſt es möglich, daß die Verbündeten ſolche Objekte mitten im Winter unter den denkbar ungünſtigſten Schnee- und Witterungsverhältniſſen angehen konnten? Es war doch nicht mehr die Unkenntnis der Gefahr, die hatten ſie längſt überwunden. In erſter Linie war es der unbeugſame Wille zum Sieg, welcher ſie antrieb. Die Oberleitung ſagt: der Abſchnitt ſo und ſo iſt zu nehmen, der Unterführer befiehlt dasſelbe für einen Berg, ein Défilé, einen Stützpunkt oder eine Linie, je nachdem. Und dann wird es einfach gemacht. Was es koſtet, wird nicht gefragt. Ferner bietet der Hang doch mehr Deckung als man meint, wenn man ſo an den Berg hinſchaut. Auch treffen nicht alle Kugeln. Bei einem Sturm koſtete es von 800 Mann nur 75. Oft ſchießt der Verteidiger zu hoch, weil er den Kopf nicht zu heben wagt. Im Schnee gibt es natürlich viele Bauch- und Knieſchüſſe, die Brüſtung trog. Im Walde geht es fürchterlich zu. Immer Handgemenge, Rauferei, in der Freund und Feind nicht immer zu unterſcheiden iſt. Jetzt haben die ruſſiſchen Kompagnien dort meiſt nur ein Drittel guter alter Leute, der Reſt iſt neu und minder. Man fängt und erſchlägt Fünfzehnjährige und Greiſe, teils in Zivil, mit Stecken ſtatt Gewehren. Erleiden die ruſſiſchen Offiziere eine Niederlage, ſo ſollen ſie ſehr ungnädig zurückempfangen werden.

Viele Leute ſterben vor Ermattung, ſiechen langſam dahin. An manchen Hängen hat man ſich mit den Ellen-

bogen und Knien den Weg aufwärts bahnen müſſen, aber man iſt vorgerückt. Oben ſaß der ruſſiſche Scharfſchütze und ſchoß, daß die Pommern ſagten: „In dem Schnee wird man ja einzeln abgeſchoſſen wie die Haſen.“ Und was hat man gerade mit dieſen Flachländern nicht alles erreicht! In der Ebene der Bukowina tranken ſie Verbrüderung mit den Ungarn, Rumänen und andern öſterreichiſchen Kameraden „auf fröhliche Erklimmung der Karpathen!“ Der Geiſt hat auch hier alles, ſelbſt die erboſte Natur, überwunden. Manchmal hat es Blut gekoſtet. In der Nacht vom 22. auf 23. Februar unternehmen die Ruſſen einen Sturmangriff. Sie haben den Wind zum Verbündeten. Er jagt den Öſterreichern Eisnadeln ins Geſicht, verhüllt jeden Ausblick. Auf einmal iſt das Handgemenge da. Wie es Tag wird, beginnen ſie mit Handgranaten, aber der öſterreichiſche Landſturm hält auf 80 Schritt einen ganzen Tag aus und zieht ſich erſt in der Nacht zurück. Viele ſind vor Erſchöpfung eingeſchlafen und nie mehr erwacht.

Unterwegs höre ich manche Epiſode, es geht aber faſt immer ſo im Schnellſchritt dahin, die Front iſt breit, der Berg ſteil und der Tag kurz. Im Raume der .. Brigade iſt ein Kartoffelkrieg entſtanden. Nicht zwiſchen Produzent und Konſument oder Zwiſchenhändler, wohl aber zwiſchen Ruß und Auſtriak. Faſt gleichzeitg kamen beide Parteien auf den vergrabenen Schatz in einem Hauſe zwiſchen den Fronten. Nächtlicherweile patrouillierten Beide und es kam regelmäßig zu Händeln, auch Tote gabs. Die Kartoffeln mußten nach öſterreichiſchem Beſchluß unbedingt auf dieſe Seite fallen. Die Feſtung wechſelte mehrmals den Beſitzer, ohne daß der Eine ſich des wertvollen Magazins bemächtigen konnte. Schließlich erſannen die Öſterreicher eine böſe Falle, über welche

die Kriegsgeſchichte vorläufig noch nichts weiter berichtet, als daß die Kartoffeln jetzt diesſeits der Kampfſeite lagern und auch mir gemundet haben. — Wie tragiſch der Beſte ums Leben kommen kann: Zwei Offiziere ſind vermißt. Gefangen konnten ſie nicht ſein, eben waren ſie noch da, der Oberleutnant und der Fähnrich. Nach Tagen werden ſie in der Grube entdeckt, ein feindliches Geſchoß hat beide durchbohrt. Die Grube iſt von jenem Abend an noch regelmäßig benutzt worden, von allen Kameraden. „Die entſetzlichſte Entdeckung für mich während des ganzen Krieges," ſagt mir der hohe Offizier, „dieſe Form des Heldentodes fürs Vaterland." — Tiroler ſind auch da. Oberinntaler und andere. Sie zu ſehen, mache ich einen ziemlichen Abſtecher in Begleitung des Herrn Oberſten, der auch eine Freude an ihnen hat. Sie haben eine mordsmäßige Talſperre gebaut, die dürfte ſogar granatſicher ſein. Die Hütten natürlich im Bauernſtil. „Na, habt ihr wieder gejagt?" „Auf Ehr' net, Herr Oberſt!" „Daß Ihr's Euch nicht wieder unterſteht!" „G'wiß net!" — „Alſo, ſchön ſo! — — Verfluchte Kerls und Spitzbuben," murmelte der Katona-Batſchi zu mir herüber, „von niemand anders ſind die Hirſchkeulen, die zu mir kommen, als von dieſen Sappermentern." Aber auch ſonſt jagen ſie. „Herr Hauptmann", ſagte der Eine zu Anfang, „meld' gehorſamſt, i ſeh' an Ruſſ'n. Derf i den derſchiaſſen?" „Wo is er denn?" „Dorten ſteht er." „Ja, auf den derfſt ſchon ſchiaſſen, weilſt 'n nicht trifffſt." „Herr Hauptmann, i meld' gehorſamſt, ich ſeh' noch an'." „Den derfſt aa derſchiaſſen, weilſt den aa net trifffſt." Er hat ſie beide „erlegt" und ſeither wird faſt täglich gebeten, auf Ruſſenjagd gehen zu dürfen. Es iſt der Sport des Tiroler Schützenheims an der Dpor. Daß ſie brave Schützen und mutige Patrouilleure ſind, be-

weiſen die an ſo mancher Bruſt hängenden Medaillen. Die kleine ſilberne Tapferkeitsmedaille trägt monatlich lebenslänglich 7 Kronen 50 Heller, die große ſilberne 15 Kronen, die goldene 30 Kronen ein. Wer alle drei erwirbt, erhält alſo monatlich vom Staate 52 ½ Kronen oder 630 Kronen jährlich, für viele ein nicht zu unterſchätzender Beitrag zur Lebenshaltung. Es iſt ganz in Ordnung, daß der Staat es für den einfachen Mann nicht bei der Medaille beläßt. Wie verlautet, wird auch die Donaumonarchie in weitgehender Weiſe für die Invaliden und vom Kriege Geſchädigten nach Friedensſchluß ſorgen. Dieſer Tage gab es noch eine andere Dekoration — alle Gebirgstruppen erhielten das Edelweiß, auch die deutſchen Artilleriſten — und weil ich mich ſo ſehr um die Gebirgler kümmere, wurde auch ich dekoriert wie ſeinerzeit an der Nida. — Seien ſie unbeſorgt, es ſind keine Orden — nur Erinnerungszeichen — für mich beſonders wertvoller Art. (Ein deutſcher und ein ruſſiſcher Flieger ſteuern in kurzen Zwiſchenräumen über Tatarowka. Wer da mitfliegen dürfte!) Bei den Tirolern finde ich auch Ludwig Ganghofers Jagdaufſeher, einen geſchworenen Haſſer des Fremdenverkehrs. Wir haben uns nicht geeinigt. Vielleicht bekehrt ihn die Zugſpitzbahn einmal — wenn ſie nicht Schwebebahn wird.

Auf dieſer Höhe ließen ſich alle Phaſen des Gebirgsſtellungskampfes ſtudieren. Man vergeſſe nicht: Im Winter ſteigt das Hochgebirge herab. Die Karpathen haben im Kampfgebiet Berge bis gegen 2000 m. Aber auch die Tauſender ſind hart geweſen. Der Wind iſt der ärgſte Feind im Winter. Dann waren die ſchönen Wintertage ſelten. Jetzt iſt vieles anders und man ſinnt auf neue Überliſtungen. Der oft wiederholte Scheinangriff zieht nicht mehr. Geſtern war ein ſolcher auf

Tatarowka, wurde aber diesseits glatt abgewiesen, ebenso auf Salaszyszcze. Das Geheul der im heftigen österreichischen Feuer zusammenbrechenden Russen war bis zu uns herunter hörbar. — Hier oben steht Lemberger Landsturm und ein Honved-Regiment. Ferner seh' ich Jäger. Diese haben — auch da muß nach der Schneeschmelze vieles ausgebessert und neu gebaut werden — hervorragend gute Holzbauten errichtet. Der ganze Westabfall bis zur ... Brigade (die Jäger gehören nach rechts) ist mit Holztreppen versehen. Sehr viele Tote liegen auch auf der Tatarowka, wie auf Zwinin, Makowka und den anderen Waldbergen russischerseits. Wo immer zugänglich, wird beerdigt. Riesen sind unter diesen Finnen, wahre Herkulen.

In diese traurigen Bilder fällt immer wieder ein Sonnenstrahl, ein Kriegswitz oder ein fröhliches Erlebnis. Mit einem Furlaner unterhalte ich mich ladinisch, wie — schwieriger — mit Rumänen am Tag zuvor. Am kriegerischsten sind natürlich die Deutschen und die Bergvölker. Bei der Mobilmachung hat ein Pinzgauer für seine sechs ins Feld ziehenden Söhne das schönste Gespann angeschirrt und ist mit der edelsten Ladung, die das bunte Gefährt je trug, zur Bahn kutschiert, stolz wie ein Pinzgauer Großbauer. „Lebt's wohl, haut's drein, macht's mir koa Schand — i bleib derweil da und paß auf d' Muatta auf, s'is aa koa leichte Arbeit."

Die Nacht vom 29. auf den 30. war ruhig. Auch die Berichte der Nachbarn besagten es. Von vereinzelten Granaten und Schrapnellen spricht man nicht. Auf Tatarowka sind seit vier Wochen bloß vier Tote durch eine schwere Granate und zehn Verwundete als Verlust zu buchen. Der fürsorgliche Gastgeber erlaubt mir nicht, Salaszyszcze längs der Schützenlinie zu besteigen, für den

Abſtieg daſelbſt erteilt er kein Verbot, alſo werde ich es tun dürfen. Heiß brennt die Sonne, ein Tag iſt ſozuſagen ſchöner als der andere. Es iſt mein achter Marſchtag. Ich ſtehe nicht ſpät auf im Berg, die halbe Nacht gehört der Geſelligkeit, manchmal dem Dienſt. Heute läuft mein Paß ab, alſo heißt es eilen.

Mein Aufſtieg im Schutze des Bergrückens wird zunächſt von einem wunderbaren Rundblick belohnt. Ich kann ſchon heute nicht mehr ſagen, welcher dieſer Berge der ſchönſte iſt. Faſt alle Kuppen ſind gleich hoch, die Täler und Mulden dazwiſchen weit, daher der weitmeſſende Überblick. Ich ſehe auch Tuchla vor mir liegen, die Bahn, wo an einer Stelle verdächtige Punkte gezeigt werden, wahrſcheinlich Minenkammern, dann einen Steg, über den eine Kompagnie gegen Makowka marſchiert, ohne daß man ſie behelligt, ſehr große Trainbewegungen außer Tragweite hieſiger Geſchütze, und Soldaten, die ſich mit den Einwohnerinnen unterhalten. Wie ich in den Graben trete, ſchreit es von zwei Seiten „Halt!“ und ſenken ſich zwei Gewehre gegen mich. Dieſer Anruf mit doppelſeitiger Flankierung kam ſo überraſchend, daß ich erſt jetzt merkte, wie gemütlich ich bisher da vorn, oft allein, herumbummelte. Dieſer martialiſche Eifer fand ſeine Erklärung in der Tatſache, daß vor wenigen Tagen ein ruſſiſcher Oberſt mit einem Unteroffizier, beide als Deutſche, hier eine ganz ähnliche Beſichtigung vornahmen, wie ich, mit dem Unterſchied, daß man ſie nicht ſo raſch freigab wie mich, obſchon ich den beiden finſterblickenden Magyaren mit dem Zeigefinger am Abzug, auf ihre Frage nichts zu ſagen wußte als „näm tudom!“

Vor einigen Tagen hat auf der Klewa ein Waldbrand begonnen. Die Öſterreicher wollten löſchen, aber die Ruſſen ſchoſſen herüber. Jetzt ſind ſie ſelbſt in Ge-

fahr, denn der Wind weht gegen ihre Kuppe und die Österreicher schießen auch. Möglicherweise werden sie ausgeräuchert, wenn es so weiter geht.

Salaszyszcze ist eine natürliche Festung. Infanteristisch gut ausgebaut, aber merkwürdigerweise (m. E.) artilleristisch nicht armiert. Dafür Maschinengewehre und andere Abwehrmittel. Auch russische Munition dazu ist ja in Massen vorhanden. Ich habe schon so viele deformierte Infanteriegeschosse gefunden, daß ich ihrer nicht mehr achte. Es soll wirklich russische Dumdum-Geschosse geben; die österreichische Munition, welche vereinzelt Verwendung fand und ähnliche Ergebnisse zeitigte, ist schon längst auf Befehl S. M. des Kaisers eingezogen worden. Die Ursachen für Umformung des Geschosses sind mannigfacher Art. Bei der russischen Munition trennt sich der Mantel sehr leicht vom Bleikern und dann genügt die Berührung eines Astes, um das Geschoß in eine sehr unangenehme Form zu bringen. Dasselbe ist von Prellschüssen zu sagen. Interessant sind hier auch die durch die Schneeschmelze bedingten Verlegungen der Frontlinie. Was im Winter richtig war, ist jetzt stellenweise nicht mehr zulässig, so stark ist die Veränderung im Terrain und Schußfeld. Gegenüber scheinen den Russen die Leuchtraketen ausgegangen zu sein, denn sie zünden jede Nacht ein Haus vor der Front als Fackel an. Im Vorbeigehen meldet ein Maschinengewehrschütze, daß ein russischer Offizier sich unter einer Tonne auf 800 m bei einem Heuschober mit Fernrohr eingenistet habe. Er erhält Befehl, ihn mit dem russischen Gewehr zu vertreiben.

Im Abstieg kommen wir zur Villa „Gott strafe England", einem stattlichen Blockhaus mit reichem Bilderschmuck und Zeitungsdienst, dem Verkehrsbureau von

Salaszyszcze. Den Spruch finde ich zwar nicht sehr geschmackvoll, weniger wegen den Engländern als wegen des armen, von allen Seiten gequälten lieben Gottes, der heutzutage am respektvollsten behandelt würde, wenn man ihn ganz aus dem Spiel ließe. Wie aus dem Nichts entsteht beim Herrn Katona-Batschi ein fideler Abend. Niemand weiß, wer angefangen hat lustig zu werden. Ich gebe der Musik schuld, mit der uns ein Zigeuner umschmeichelte, während einzelne Bomben sich am nahen Bahnhof vernehmen ließen. Es ist ein Glück für diese schwergeprüften Krieger, daß sie noch so fröhlich sein können wie heute, wo der kraotische Kavalier alles mir in die Schuhe schieben will.

Eigentlich sollte ich jetzt wieder beim Armee-Oberkommando sein. Ich habe jedoch noch nicht die halbe Front gesehen. Telegraphisch erbitte ich Verlängerung und betrete deutschen Boden, um dann zur Nachbarbrigade zu kommen. Dort finde ich die Genehmigung zu längerem Verweilen. Mit dem Generalstabsoffizier steige ich zur Vorkuppe des Großen Czyrak auf. Dieser Berg hat im Winter eine große Rolle gespielt. Deutsche und hauptsächlich Russen erlitten bedeutende Verluste. Bei einem russischen Sturm kam nicht ein einziger in die Stellung. Der Atem ging ihnen vorher aus. Sie brachen zusammen, wurden im Stehen erschossen oder ergaben sich. Ein andermal gerieten sie zwischen zwei Westrücken in eine Falle, konnten im hohen Schnee nicht entfliehen und wurden sämtlich, 800 Mann, gefangen.

Einen Begriff von den Befehlsverhältnissen der Verbündeten kann man sich gerade hier machen. Armee-Oberkommando österreichisch, Armee-Oberkommando Süd deutsch, Korps österreichisch, Division deutsch, Brigade österreichisch mit unterstellter deutscher Artillerie und

Aufftieg zur Sziwana

Auf Beobachtung

Zweifel

Digitized by Google

Der Ueberläufer

Moderne Schwadron

Infanterie neben der österreichischen. Und es klappt vorzüglich. Manchen guten Dienst leisteten die Skiläufer, obzwar ihre Verwendung als größere Kampfeinheit noch nicht das wünschenswerte Ergebnis hatte. Wie einmal hoher Schnee kam, waren ihrer viel zu wenig. Einzelne Patrouillen haben nicht nur erstaunliche Marschleistungen erzielt, sondern auch wichtige Meldungen gebracht. Wo sie sich in Kämpfe einließen, erlitten Abteilungen meist hohe Verluste. In gewissen Augenblicken war die Aufklärung ganz auf die Skiläufer angewiesen, auch die Verbindung mit Nachbartruppen. Skiläufer sein genügt aber nicht. Grundlage muß militärische Ausbildung sein, besonders in Aufklärung, Sicherung und Verbindung. Darum nochmals an dieser Stelle die Forderung: jeder Kavallerist Skiläufer, dazu die Telephonisten und Träger, bei uns überhaupt jedermann!

Der Polarforscher Dr. König hatte seine Grönländer-Hunde schon im August der Heeresleitung zur Verfügung gestellt. Mit den Polarschlitten sollte der Skiläufer-Train kompagnieweise befördert werden. Die Armeeleitung nahm das Anerbieten an und ließ zwei Abteilungen bilden. Im Dezember während drei Wochen erfolgte die Ausbildung der Skiläufer und der Schlitten in Steiermark. Anfangs Januar kam das Korps in die Karpathen. Die Notwendigkeit für Skiläufer, länger in der Höhe zu bleiben, forderte eine erhöhte Trainleistung; Tragtiere blieben stecken. Trägerkolonnen reichten nicht immer aus, obwohl die Zivilbevölkerung mit herangezogen wurde. Dr. König behielt vier Schlitten mit durchschnittlich je zehn Hunden. Der Nachschub bestand hauptsächlich in Munition, Proviant, Tagesverpflegung. Beskid Vrch und Jaworniky wurden von Volocz und Kiszolyva aus lediglich durch diesen Polartrain verpflegt. Die Hunde fuhren

mit 400 Kilo pro Schlitten bis an den Schützengraben ohne Weg durch die höchsten Schneemassen. Drei Tage lang waren die Skiläufer auf Jawornik ohne andere Verpflegung als die der Schlitten, deren eiserner Proviant in Brot und Speck bestand. Auf dem Rückweg brachte je ein Schlitten zwei Verwundete, in Decken gehüllt, den Rucksack als Lehne. Es gab in der Brigade täglich 160 bis 170 Erfrierungsfälle. Dr. König teilt die von mir früher geäußerte Ansicht betreffend Eskimoschuhwerk.

Infolge Mangels an Gemüse kamen skorbutähnliche Erkrankungen vor. Ärger als der eigentliche Winter war der Wind. Es mangelte die Zeit zu Einrichtungen. Fortwährend Kampf. Auf einen Mann kamen oft fünf und mehr Meter Front. Die Brigade schlief unter Dach vom 20. September bis Mitte Februar: am 18. Oktober eine Nacht; am 23. Oktober eine Nacht; Tuchla vier Nächte; (sechs Wochen brachte sie in Viehwagen zu); Podhering vier Nächte, der Rest im Freien; 2. bis 5. Februar Oporzec vier Nächte.

Im Rozankatal finde ich eine sehr gute Talsperre der Deutschen, einen sehr strammen Dienstbetrieb bei der Ablösung der Besatzung, einen österreichischen Obersten, der gerade seine Beförderung feiert und einen dementsprechenden Tisch gedeckt hat, wohne dem Verhör zweier Frischgefangener bei, komme zur andern Brigade, höre, daß gestern ein neuer Sturm auf die Makowka abgeschlagen wurde, sehe starke Verschiebungen nach links zu ihrer Unterstützung und erkenne, daß die Russen die Makowka nun doch um jeden Preis haben wollen. Vorläufig hat man ihnen vier Bataillone vernichtet. Ein Huzulenpferdchen, das Sonnenbäder erhält — es stak acht Tage unbemerkt im Kot, nur mit dem Kopf

herausragend — mahnt mich an die Not der Landstürmer auf Makowka.

Der 2. Mai ist ein großer Tag für die Brigade. Exzellenz v. Linsingen kommt zur Besichtigung. Auf Demkowez inspiziert er zunächst die deutsche Artillerie. Mein Weg führt da vorbei. Ich höre eine wertvolle Kritik der Artillerie-Aufstellung und ihrer Tätigkeit. Der freundliche Herr kann streng sein. Das Bild, das ich heimlich vom Oberkommandierenden machte, gilt als sehr treu, Exzellenz bringt das Neueste mit: fünf deutsche Korps ergreifen heute die Offensive an Dunajez und Biala gemeinsam mit Österreich. Ich sehe schon General Dankl befriedigt aufleuchten, sehe die leise Bewegung im Gesichte seines Genralstabschefs und die freudige Erregung des blauäugigen v. W. Das Ziel ihrer Wünsche, das manches Zeichen an der Nida verriet, dürfte nahe sein und für den Stützpunkt in Cw. die Erlösung. Des Weiteren höre ich, daß in dieser Nacht Punkt 927 am Ostry durch deutsche Truppen (Reg. Kronprinz) genommen wurde. Ich schaue hinüber. Auch mit dem Glas ist nichts weiter zu erkennen als zwei frische deutsche Flankierungsgräben, wohl in den beiden letzten Nächten gebaut. 927 gefallen, Hut ab vor solcher Leistung!

Der Waldbrand auf der Klewa hat an Ausdehnung gewonnen. Wie ein Vulkan raucht die Kuppe. Sonst keine Wolke am Himmel. Die einzelnen Schäfchen im Tal gelten dem Divisionsquartier. Fruchtloses Beginnen. Das Haus ist zu gut gedeckt.

Ich muß auch dort hin reiten. Meine Pläne hängen von der Entwicklung auf Makowka ab. Von der Brigade höre ich bei der Division, daß sich inzwischen ernste Dinge abgespielt haben. Die Russen griffen in der Nacht vom 29. auf 30. April nicht an. Tagsüber arbeiteten sie sich

im Wald hinauf — acht neue Bataillone — ſie gruben ſich in vier Reihen hintereinander ein und planten einen Sappenangriff. Was die Öſterreicher ihnen entgegenſtellen konnten, waren vier neue Kompagnien. Am 1. Mai um 10 Uhr 30 fliegt der öſterreichiſche Graben auf 500 m Breite in die Luft — die Ruſſen hatten an die 20 Minenſtollen gegraben. Wie das unbemerkt möglich war, iſt mir ein Rätſel. An Stelle von zwei Kompagnien ſtehen nun die Ruſſen; Ungarn und Ukrainer werfen ſich ihnen entgegen und kämpfen heldenhaft. Viermal ſtürmen die Honved. Der Mörſer tötet einen ruſſiſchen Zug, da wo die Ruſſen das Telephon in die Stellung eingebaut haben, eine Granate tötet den Telephoniſten, die Ruſſen kommen wieder ins Wanken und wieder iſt die Makowka öſterreichiſch. 40 Mann nehmen eine ruſſiſche Kompagnie von 280 Mann mit ſich und führen ſie ab. Einer Einladung, jetzt auf die Makowka zu gehen, kann ich leider nicht Folge leiſten, denn ſchon ſind zwei Tage meiner neuen Bewilligung für die Front dahin, und der rechte Flügel ſteht 40 km öſtlich, dazwiſchen Berg an Berg. Alſo neuer Ritt der Opor entlang auf bekannten Wegen.

Wo die Rozanka in die Opor fließt iſt kein Schutz. Der Train hält hinter dem Bergrücken, wo die Tafel befiehlt: Wagen 200 Schritt Abſtand nehmen! Straße und Feld ſind mit Granattrichtern größten Umfangs geſpickt. Ich durchfliege die Strecke im Galopp, denn heute ſind Verluſte beim Train geweſen. Der Brigadier iſt überraſcht, daß ich es wagte, hier herum zu reiten, anſtatt wieder über den Berg, der Ruſſe habe den ganzen Tag ekelhaft in der Gegend „herumgeſpuckt“. Durch das an Wald ſo prachtvolle Rozankatal reite ich über Rozanka Nizna zu einem ſelbſtändigen Regiment. Die

Nachmittagssonne vergoldet die Tannen, die Luft ist so rein wie bei uns erst viel höher; Wasser, Forst und ein leichter Luftzug erlaben die Lunge. Ich bin nun ganz auf deutschem Gebiet, im Reiche des östlichen Korps, welches von Huszt aus über Ökörmezö die Russen bis auf die Höhen hinter der Rozanka, auf den Wyszkowerpaß zurück und aus dem Talabortal hinaustrieb.

Auch dieses Regiment hat lebhaften Anteil an den Erfolgen. Am 21. Januar verließ es Huszt. Am 26. stürmte es Kliwa mit bei Ökörmezö und drang am 28. bis Toronya vor. Am 29. unternahmen zwei Hauptleute eine gewaltsame Rekognoszierung über Pereszlö-Hatarvölgy auf Punkt 1055 in voller Winterausrüstung, mit Schneereifen, Maschinengewehre auf Handschlitten, später von Mannschaften getragen. Das Regiment folgte nach Pereszlö, zwei Bataillone stiegen rechts von 1055 auf, eines blieb unten in Reserve. Die Rekognoszierung ergab, daß ein russisches Bataillon gegen Pereszlö im Anmarsch war, das Reservebataillon wurde links hinaufgezogen, eine Kompagnie rechts schloß das Tal ab, die Russen schienen schon in der Falle als Artillerie diese verriet, sie machen kehrt und fliehen Richtung Seneczow-Wyszkow. Ihrer wurden dennoch 150, darunter ein Offizier, gefangen. Ohne das verfrühte Eingreifen der Artillerie wäre es der geschickten Aufklärung gelungen, ein ganzes Bataillon kampflos einzuschließen. (Der Stellungskampf hat solchen Operationen längst ein Ende gemacht.) Energisch drangen die Deutschen den Russen nach. Zwei Kompagnien des 1. Bataillons verfolgen Richtung Seneczow, quartieren sich in der Nähe ein und entdeckten erst morgens, daß sie beinahe umstellt waren. Sie ziehen sich zurück aufs Gros gegen 1144 Radacsin Kicsera und erleiden dabei starke Verluste,

bergauf im hohen Schnee watend, das feindliche Feuer ſtets im Rücken. Die Höhenlinie aber wurde gehalten, immer ein Drittel vorn, ein Drittel 500 Meter weiter hinten in guter Deckung, ein Drittel im Dorf Hatarvölgy, täglich abwechſelnd. So ſparte man Kräfte und konnte durchhalten. Der linke Flügel erzwang ſich nach und nach Boden bis auf den Großen Cyrak, deſſen oberſte Kuppe in einem Schneeſturm wieder verloren ging.

Auch hier liegen ſich die Parteien ſchon lange gegenüber, aber es iſt nicht daran zu zweifeln, daß die Deutſchen vorgehen, ſobald es die Oberleitung geſtattet. Aus jedem Wort dieſer deutſchen Offiziere ſprechen Zuverſicht und zäher Wille. Der Froſt hat in ihren Reihen ſchwere Ernte gehalten. Größer als das Bedauern der Verluſte iſt die innere Befriedigung über das Erreichte. Der Blick iſt nach vorne eingeſtellt. Ich muß immer an das Wort eines höheren deutſchen Karpathenführers denken: „Wir Deutſche haben auch eine zweite Linie, aber v o r der erſten.“ Man wächſt förmlich mit im Verkehr mit ſolchen Soldaten. Ihr Herz taut langſamer auf als das öſterreichiſche, ihr ganzer Betrieb iſt kälter, härter. Ihr Wille iſt eiſern und ihre Überzeugung, daß ſie am Ende immer ſiegen, ſtählern. Granit ſchlägt den Karpathenſchiefer klein.

Am Großen Czyrak wird fieberhaft gearbeitet. Die deutſchen Schützengräben ſind die ſchwächſt-ausgebauten, denen ich bisher begegnet, die Deutſchen ſcheinen auf dieſe Einrichtung nicht ſo viel Gewicht zu legen wie die Öſterreicher und hauptſächlich die Ruſſen. Bei dieſen hat man oft noch eine hohe ſtarke Mauer zu überwinden, wenn man ſich durch die Hinderniſſe heran- und zwiſchen den Geſchoſſen durchgearbeitet hat. Der Czyrak iſt hoch und ſtark bewaldet. Viel Schnee liegt noch in Mulden,

der Boden ist noch gefroren, die Schneedeckung verfault. Der Russe stört die Arbeiten beständig und wir müssen sehr vorsichtig gehen, der Jäger und ich.

Dieser Jäger ist ein prächtiger Bursche, ein einfacher Soldat von durchschnittlicher deutscher Volksbildung, das heißt für hiesige Verhältnisse ein gebildeter Mann. Wo fände sich unter der Karpathenbevölkerung ein Mensch mit solchem Wissen und Interesse? Und so sind sie in der überwiegenden Mehrzahl, die deutschen Soldaten, sie wissen genau, worum es sich handelt, der Krieg ist jedem eine ganz persönliche Angelegenheit, er weiß, daß der Sieg nur dann kommt, wenn gerade e r auf seinem Posten sein Äußerstes tut, dann aber totsicher. Ich komme auf die russische Überzahl zu reden und die Tatsache, daß auch deutschen Eigenschaften hier seit langem vom Gegner Halt geboten wurde. „Das ist alles recht", sagt der Bursche, „aber wir sind halt d o ch die Angreifenden." Wo solcher Geist im einfachsten Schützen lebt, wer wagte es, am deutschen Sieg zu zweifeln? Ich brachte diese Worte dem Regimentskommandanten vom Czyrak mit. Der würdige Herr stand lebhaft auf, heller Glanz kam in sein Gesicht, das aufwallende Blut verschönte seine ernsten Züge, dann sprach er warm und laut: „Gott sei Dank." Ich hatte dem Manne einen Bergkrystall mitgebracht.

Vor dem russischen Drahthindernis sind Deutsche und Österreicher im Schnee und Feuer zusammengebrochen. Noch liegen sie in ihren Schneemänteln da, weithin ein Zeichen der Pflichterfüllung, unter ihnen ein Offizier. Es gelingt mir, von einem Maschinengewehrstand aus, davon ein Bild zu nehmen, ohne getroffen zu werden. Deutlich sieht man die russischen Stellungen sich um die Kuppe herumziehen, am Horizont

ſteht das Gitterwerk der ſpaniſchen Reiter. Wann wird auf dieſem ſchönen Berg an Stelle des Todes ein friedliches Häuschen ſtehen, ein kleiner „Czyrak-Kulm“, den Karpathenwanderer zu beherbergen?

Am frühen Morgen hatten die Ruſſen einen Feuerüberfall unternommen und zwei Mann verwundet. Ich begegnete ihnen. Sie waren verbunden, der eine hatte einen Achſelſchuß, das Blut lief fortwährend am Arm herunter, der andere einen Handſchuß. Obwohl er das Hilfslazarett in einer Stunde talabwärts erreichen konnte, war der Blutlauf nicht unterbunden worden, angeblich iſt es in der vorderſten Linie unbedingt verboten, einen derartigen Verband anzubringen. Der Notverband konnte hier größeren Blutverluſt nicht verhindern.

Am Nachmittag ritt ich — zum erſtenmal auf einem Muſo — gegen den Kleinen Czyrak hinauf. Nur das unſichtige Wetter ſchützte uns vor Feuer, der Hang iſt hier ziemlich frei und die Ruſſen wehren auch die Annäherung Einzelner ab. Dafür konnte ich die Stellung mit dem Glas länger betrachten. Wie Nebel eintrat, begannen die Ruſſen lebhaft zu feuern, einfach gradaus auf der ganzen Linie, einen Vorſtoß zu lähmen. Nichts unterlaſſen ſie in der Verteidigung; Infanteriemunition ſcheinen ſie maſſenhaft zu beſitzen. Während man ſich auf dem Großen Czyrak ganz nahe gegenüber liegt, ſo daß man die Knöpfe am Rock Einzelner beſchießen kann und jede geringſte Bewegung in Lücken, Scharten und über der Grabenkrone bemerkt wird, gehen die Fronten hier weiter auseinander, um ſich auf dem Wyszkowerpaß wieder auf Wurfweite zu nähern.

Als der Regen zu Ende war, ritt ich weiter zu Exzellenz . . ., dem Kommandeur der . . . Reſerve-Brigade, einem ſehr freundlichen Herrn, bei dem ich

Speiſung der Gefangenen bei Hawsko

Beſſere Zeiten

Olena Stepaniwna

Heimwärts

Der höchste deutsche Sanitätschef besucht die D. S.-A.

Digitized by Google

gern übernachtet hätte, in der elenden Hütte des engen Seitentals. Auch dieſer vornehme Herr harrt unentwegt aus, wartet ſehnſüchtig auf die Schneeſchmelze, die Zeit, wo es vorwärts gehen ſoll, und denkt nur an das Ziel des Ganzen. Seine Unterhaltung ſcheint im Ausſchmücken des Heims und der Umgebung zu beſtehen, nie ſah man einen ſaubereren Umſchwung, beſſere Wege, ein ſo nettes Gartenhäuschen bei einer Ruthenen- oder Huzulenhütte. Wiſſen Sie, was es für einen älteren gebildeten Herrn aus vornehmſtem deutſchem Adelshauſe bedeuten mag, hier zu warten, ſeit Monaten, bis es grünt und der Horizont ſich weitet?

Von da ab wieder auf einem Mujo bergauf, kein anderes Pferd nähme dieſe Steilhänge ſo geſchickt, ſicher und flink. Unterwegs trägt mir ein Jäger-Oberſtleutnant Grüße für unſeren Herrn General ins Buch, er war ſeinerzeit Attaché in Bern. Wir ſteigen, ſchon haben wir 1210 erreicht, das Pferdchen ſandte ich zurück, zu Fuß komme ich auf 1218, es iſt gerade noch hell genug, mich zu orientieren. Im Weſten zieht ſich über Czorna Repa und Touſty Zolob, gegen 1300 m hoch, ein herrlicher Skigrat hin. Im Süden liegt mit vielen Kuppen breit der Smerek. Die Lichter zur Rechten müſſen in Taruſſalu, die vor mir in Pereszlö brennen, Toronya iſt verdeckt. Wenn ich auf dem Grat vor mir bleibe, muß ich nach Pereszlö, meinem heutigen Ziele kommen. — In die Gaſtfreundſchaft teilen ſich der deutſche Platzkommandant und der öſterreichiſche Proviantoffizier; ich weiß nicht, wem ich mehr danken ſoll. Frühmorgens beſichtige ich das Verladen der Tragtiere, die meiſten haben als Baſtzeug eine Improviſation. Das Bild iſt maleriſch, hohes Lob wird den Tragtierführern geſpendet. „Jeder ein Held“, ſagte einmal ein öſterreichiſcher Oberſt. Wenn es

einmal vorwärts geht, dann bekommen es die braven Führer und Tiere auch beſſer, wenn es ihnen nicht geht, wie allen Gebirglern, die nur in der Höhenluft glücklich ſind.

Meinen ſcharfen Trab nach Toronya bremſt plötzlich eine Aufſchrift von ungelenker Hand: Friſeur! In einer Viertelſtunde iſt es geſchehen. Schmerzlos und ſolid. Jetzt darf ich mich bei der .... Diviſion zeigen. Es iſt wieder eine öſterreichiſche im deutſchen Korps.

Die geniale Etappeneinrichtung im Raume der Süd-Armee zu beſchreiben, würde zu weit führen, ſie beginnt mit dem Bahn- und Autotransport und endet beim Schützengraben auf dem Rücken der buntfarbigen Rutheninnen. Mit ſeltenen Ausnahmen für kurze Zeit war im Schützengraben wie auf den Etappenlinien neben der eiſernen Ration ſtets Überfluß, ſelbſt im Hochwinter. Die Verſorgung iſt zur Hälfte deutſch, zur anderen öſterreichiſch. Dem guten Etappendienſt iſt wohl auch der gute allgemeine Geſundheitszuſtand zu verdanken, von den vielen Erfrierungen abgeſehen. Am 2. Mai hatte ein Bataillon des Czyrak-Regiments 32, die andern beiden Bataillone je 12 Kranke, darunter mehrere Froſtnachwehen.

Die Diviſion lag von Mitte Dezember bis gegen Ende Januar am Dunajez. Am 24. Januar kam ſie ins Szinevertal (nebenbei geſagt das ſchönſte Tal der mittleren Karpathen). Eine Kolonne marſchierte auf Felſöſebes, eine auf Toronya, die dritte gegen die Beskid-Klauſe. Die benachbarte deutſche Diviſion ging frontal durch da s Nagy Ag-Tal vor. Durch den vereinten Druck, welchen die verbündeten Diviſionen von Oſten und Weſten her ausübten, gelang es, die Ruſſen bis auf den Paß 941 (ſüdlich Wyszkow) zurückzudrängen, das Gros der

österreichischen Division kam über die Berge aus dem Szinevertal auf Toronya. Die Talabortal-Kolonne war über 1171 und Diakow Vrch, mit einer Kompagnie über Gorgan Wyszkowski sogar bis Wyszkow vorgedrungen, in den Rücken des Gegners. Hier stieß sie aber auf beträchtliche Übermacht, schlug sich über Kalinowze auf 1114 im Zalomgrat zurück, verlor die Hälfte der Leute und konnte sich hier nach dreitägiger Abwesenheit dem Gros wieder anschließen. Die Kolonne links vertrieb den Gegner aus Felsösebes, ein Bataillon ging über Mencsil, das andere blieb auf der Straße bis Toronya.

Nach Besitznahme der beidseitigen Höhen von Toronya durch die Divisionen nahmen die Russen im allgemeinen an der galizischen Grenze Stellung, wo der Kampf bis 22. März stabil blieb. Ein Vorstoß rechts auf Kalinowze warf den Gegner dort zurück. Der Verpflegungsnachschub durch Trägerkolonnen (beim ersten Marsch kamen 50 Mann vor Erschöpfung um) mußte über Zalom 1291 erfolgen und bot derartige Schwierigkeiten, daß die taktisch so günstige Kalinowze-Höhe wieder verlassen werden mußte. Seither sperren die Russen von dort her, um 52 m überhöhend, den Paß 941. Daß die Kalinowze-Besatzung es an Ausdauer nicht fehlen ließ, beweist ihr Durchhalten ohne Feuer bei Kälten bis 24 Grad Réaumur während neun Tagen.

Am 28. Januar begann die Kolonne rechts ihren Angriff auf die Höhen bei der Beskid-Klause. (Diese Klausen sind Stauwehre, in denen die Baumstämme im Weiher gesammelt und durch eine Schleuse weiter befördert werden.) Als Basis für diese Eroberung wurde am 26. die Rostoka-Klause gewählt. Der Weg führte den äußersten rechten Flügel über Kruhla Mlaka-

Solotwina-Szywana-Punkt 1683-Jajce mit Patrouillen bis Wielki Lysak, also ganz in Flanke und Rücken des Feindes. Zwei Tage und zwei Nächte blieb die Kolonne auf dem unwirtlichen Grat. Verpflegung hatte sie für vier Tage. Der Nachschub gelang jedoch nicht. Schneestürme wüteten, Träger erfroren, einzelne Teile verliefen sich im Unwetter, die Aktion mußte eingestellt werden, die kühne Umfassung war mißlungen. Für einen zwei Kilometer langen Weg brauchte man drei Stunden. Der Wind hatte jedes Leben bedroht. An der Beskid-Klause selbst wurden die Russen dermaßen überrascht, daß sie nicht einmal auf die Stürmenden schossen, so unglaublich war es gewesen, daß bei solchen Verhältnissen der Steilhang genommen wurde. Es ergaben sich bei tausend Mann, fünf Offiziere, und wurden zwei Geschütze und vier Maschinengewehre erbeutet.

Die jetzige Stellung am Paß 941 fand ich in Frühjahrsstimmung, auch die Leute, keine vierzig Schritte von den Russen. Wer möchte da aber auch nicht aufleben, in dieser Sonne, diesem Tannenduft, bei diesen freundlichen Blumen, die überall den Grabenrand schmücken? Das Leben ist stärker als der Tod.

Die Hauptmerkmale dieser Stellung sind der durch Infanteriegeschosse teils niedergelegte, teils ertötete Wald auf der Paßhöhe, die Straßensperre, die mächtigen Holzbauten, die schönsten, die ich noch gesehen, die Nähe der Russen, ein Quarantäne-Unterstand Typhuskranker in der vorderen Linie, die scheinbar unrichtige Taktik des Nichtschießens auf die dankbarsten Ziele, Russen in ganzer Größe, die geradezu vorbildlichen Wohnungseinrichtungen, die Verlegung ganzer Frontabschnitte seit der Schneeschmelze. Die Stellung ist derart interessant und eigenartig, daß ich den Herrn General telephonisch bitte, mich

beim Eſſen zu entſchuldigen. Lieber nicht eſſen, als hier etwas verſäumen. Der Herr General iſt ein freundlicher Mann und hat's mir nicht übel genommen. Warum auf Ruſſen, die kaum 30 Meter entfernt arbeiten und ſich, wie geſagt, in ganzer Größe zeigen, ſechs und mehr Mann gleichzeitig, nicht geſchoſſen wird, möchte ich wiſſen. „Das wäre Mord", ſpricht der General. Ich bin ſprachlos. Die Leute an der Front ſagen, ſie dürfen den Ruſſen jetzt nicht reizen, weil ſie mit ihrem Ausbau der Holzfeſtung nicht zu Ende ſind. In zwei Tagen werden ſie ſchon anders mit der ruſſiſchen Sorgloſigkeit reden. Aber dem General iſt es heiliger Ernſt. „Ich werde nie geſtatten, daß ein paar arme Kerle, die ſorglos ſich ſonnen, ihre Hoſen flicken oder arbeiten, ohne die Waffe gegen uns zu richten, getötet werden. Übrigens, was wäre dadurch gewonnen? Im rechten Augenblick, wenn es ſich verlohnt, werden wir uns ſchon melden. Macht einer den ſchlechten Kerl wie jüngſt, Hände hoch und nimmt vor dem Graben die Handgranate aus der Taſche, dann allerdings keine Gnade." Zu ſolch edler Kriegführung hatte ich mich bisher nicht aufzuſchwingen vermocht, unſer kleines Volk könnte ſie ſich auch kaum leiſten. Wenn das Unglück uns in den Strudel hineinzerren ſollte, dann dürfte Pardon wohl das Allerletzte ſein.

Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Generals werde ich hier, am ſechſten Tage nach der erſten Cholera-Impfung auf der Makowka, nochmals geimpft. Dann fahre ich weit gegen die ungariſche Ebene talab zum Herrn Korpskommandanten, mich endlich in ſeinem Befehlsbereich zu melden, nachdem ich den Dienſtweg — die Berge entſchuldigen mich — umgekehrt habe und ſeit Tagen in ſeinem Gebiet wandere, das ich nach Pro-

gramm ſo bald wieder verlaſſen muß. „Exzellenz iſt ausgegangen“, ſagt die erſte Inſtanz. Die zweite beſtätigt, daß Exzellenz abweſend und auch ſehr beſchäftigt iſt. Kaum iſt der Herr General vom Spaziergang zurück, werde ich empfangen. Der Herr General iſt ein großer ſchlanker Mann mit dunkelgebräuntem Geſicht, ſcharfen Zügen, ein Hüne. Ich entdecke in ihm bald den Alpiniſten, an dieſem Platz der rechte Mann. Er kennt die Schweiz, mit welcher er als Nachbar gute Beziehungen pflegt. Als Skiläufer iſt er einer derjenigen Führer, die aus eigener Erfahrung wiſſen, wie es im Winter in der vorderſten Linie ausgeſehen hat. Wenige in ſo hoher Stellung werden ſich der gleichen Praxis rühmen können. Wir finden uns daher leicht auf dem bekannten Boden zurecht. Mit Ärger ſpricht der General von dem unerwarteten Zwang, daß er drei Monate lang direkt vor einem feindlichen Schützengraben liegen mußte und noch da liegen muß. Nur vierzehn Tage Vorſprung für die Karpathenaktion und man hätte nicht am Grenzwall halten müſſen. „Aber wir kommen noch hinüber.“ Von ſolchen Menſchen geht eine Kraft aus, welche auch den Unbeteiligten elektriſiert. Und ich habe das Glück, ihrer ſo manchen kennen zu lernen! Sie haben aber auch eine Truppe um ſich, die begeiſterungsfähig iſt. Die Söhne der Ebene ſind an ſolchen Führern Alpiniſten geworden.

Abends ſpät bin ich wieder bei einer öſterreichiſchen Brigade, d. h. beim Stab, denn im allgemeinen iſt ja längſt alles vorn, ausgegeben in Graben und Reſerve, größere Unterſtützungen können nur von weit hinten kommen. Die Fahrt war erhebend ſchön. Sowohl im Tale der Nagy Ag als hier in dem der Talabor. Vor Ökörmezö über einen Paß. Hier oben iſt es ſchwer zu

ſagen, nach welcher Seite der Blick ſchöner iſt: auf die Berge im Weſten mit ihren geröteten Schneefeldern oder auf den weiten Keſſel von Alſo-Szinever. Wo ſtünde ich jetzt wohl, wenn es keinen Kraftwagen gäbe? Bei Alſo-Szinever biegen wir ſcharf nach links, die Straße wird allmählich ſchlechter, ſo daß mein Wagenführer, ein Offizier, der Sache nicht mehr traut. Doch, wie könnten wir fehlgehen? Fluß und Straße bleiben immer hübſch beiſammen, unſere Richtung iſt faſt ſchnurgerade Nord, die Nacht iſt klar und der Polarſtern hell. Allerdings, eine Autoſtraße iſt das im oberen Verlauf nicht mehr, aber das Generalkommando hat das Ziel beſtimmt, alſo geht es auch weiter. Wir leſen unterwegs einen im Schlaf vom Pferde gefallenen Dragoner auf, treu ſteht das Tier neben ihm. Bald darauf Lichter, ich bin am Ort.

Es iſt die Brigade, die mit Landwehr und Bosniaken Ende Januar den Befehl erhielt: „Beskid-Klauſe nehmen und in Leopoldsdorf nächtigen.“ Kurz und bündig. Ich vernehme da noch Einzelheiten. Es lagen zwei Meter Schnee. Auf Menczul maß die Temperatur minus 28 Grad Réaumur. Am 1. Februar begann die genannte Umfaſſung über Szywana gegen den Raum 804 im Swizatal, wo der Gegner mit ſechs Bataillonen eingegraben war. Staffelweiſe in fünf Gruppen vom Szywanagrat über die von dieſem nach Weſten hinablaufenden Grate anzugreifen, während die ganze Diviſion frontal vorging, war der Plan. Für 1200 Soldaten waren 500 Träger aufgeboten. Noch jetzt findet man ihrer, die der Schnee nicht mehr zu decken vermag. Wer ſich ſetzte, ſchlief ein und erfror. Die Ausrüſtung war gut, aber der beſte Schuh kann ſchließlich verſagen, wenn das Blut nicht mehr lebhaft in die Füße dringt. Ein Arzt will

verzweifeln, die Not wächſt ihm über den Kopf. Der Kommandant bleibt feſt und der Arzt hilft eben, wo es geht. Am 5. Februar ſind alle Punkte auf dem Grat erreicht, eine ſtarke Patrouille über Wielky Liſak bis 990. Das andere wiſſen wir.

Von der Brigade talaufwärts kann man nur mit Leiterwagen fahren. Früh am 5. Mai treffe ich beim Bosniaken-Regiment ein. Ich ſoll Punkt 1724 des Mszana-Rückens oder die Große Szywana beſteigen, womit ich den rechten Flügel der deutſchen Süd-Armee in der Hauptſache zu ſehen bekäme. Heimlich denke ich: nimm ſie beide. Ein Fähnrich und ſechs ſtämmige Mohammedaner bilden meine Ehrenbegleitung. Sind das Kerle! Einen Kopf größer als ich, friſch und gelenkig. Ihre Hauptnahrung iſt Kaffee. Sie rauchen viel, eſſen wenig. Kein Schweinefleiſch. Dieſe Bosniaken gelten als die treueſten Diener und beſten Soldaten. Mein Führer will rennen, die Bosniaken auch. Ich bremſe. Erſt anwärmen. In einer halben Stunde kann es losgehen. Dann fange ich zu treiben an. Nur allmählich. Es ſteigt beſtändig. Der Weg iſt vereiſt. Wo es ſich machen läßt, nehme ich den harten Schnee zu beiden Seiten. Die Luft wird dünner, im ſchattigen Wald bleibt es friſch. Welche Luſt, zu ſteigen! Die Bosniaken gehen wirklich gut. Heute gibt es Rekorde im Türken-Regiment, die Burſchen ſcheinen es zu fühlen. „Galopp!“ das verſtehen ſie. In fünf Viertelſtunden ſind wir auf Kruhla Mlaka. Oben klingt's unglaublich. Jetzt wird die Ruſſen-Stellung auf 1683 ſichtbar. Daß die immer den höchſten Punkt haben müſſen. Ihre Feldwache ſteht auf dem Ukierniagrat, die Bosniaken ſitzen auf der Großen Szywana 1650.

Die Sache iſt hier kompliziert. Die Frontausdehnung enorm. Wenn die Ruſſen eine Ahnung hätten!

Generalleutnant Graf Bothmer

Kraterpark im Oſtry

Aber sie sollen selbst nicht viel da haben. Es ist mehr ein gegenseitiges Belauern. Der Nachschub würde mehr Leute brauchen als die Besatzung, wollte man alle die „günstigen Punkte“ besetzen, alle Löcher stopfen. Wir ziehen höher hinauf, nach Solotwina 1355, stets über eisglatten Pfad und mehrfach steil. Auch hier lasse ich mich nicht vom Plane abbringen, beide Berge zu besteigen, denn ich will wissen, wie es auf dem höchsten Punkt 1724 aussieht und auch die Stellung 1650 sehen. Hier ist ja noch Winter und den suche ich ja. Gestern wurde das Bataillon alarmiert. Auf der Kleinen Szywana und auf 921 standen die Russen. Das wäre für diese Seite eine schöne Bescherung, wenn sie den Grat herauf über 1600 und 1365 auf 1724 anlangten und die Solotwina von hinten nähmen. Das könnte Folgen haben bis zur Wyszkowerstraße. Mit fünf Zügen brach der Kommandant auf. Der rechte Nachbar griff 921 an, der Gefechtslärm verstummte, die Züge kehrten zurück! Aber wie! Fürchterlich war der Sturm gewesen, die Gesichter waren ganz vereist. Kein Wunder, hat mich gestern und heute früh so gefroren, daß ich glaubte, es sei innerlich etwas in Unordnung. Heute ist es hier oben klar, aber windig.

Trotzdem hinauf. „Galopp!“ Die Muselmanen wissen schon Bescheid. Oben sind die Sträucher noch vereist. Es bläst. Die Umgebung ist ganz alpin. Es könnte bei uns sein, um Einsiedeln oder im Jura. Auf alle Fälle prachtvoll. Wenn der Kampf sich noch in die nahen Berge von Maramaros-Sziget oder weiter östlich wälzt, dann kann es nochmals Winterelend geben. — Hinunter wird gerannt, gerutscht, wie's kommt. So etwas haben die Bosniaken noch nicht erlebt. Es findet sich Hartschnee. Das saust! Ich bin verjüngt um 20 Jahre, ein toller Bub. Die Bosniaken machen fröhlich mit. Und schon steigen

wir wieder, in ruhigem Alplertritt die ſteile Szywana hinan. Oben hat ſich der Zug zwei Hütten gebaut, ſelbſtverſtändlich. Die Not hat ſie alles gelehrt. Wer bei uns eine Gruppe auf einen ſolchen Punkt ſtellen wollte, bekäme Arreſt. Hier iſt alles ſelbſtverſtändlich, der andere tut dasſelbe. Dort ſitzt er und ſchaut herüber, ob ſich's verlohnt, zu ſchießen, d. h. hinab zu telephonieren, daß geſchoſſen werde. Warum geſchieht es heute nicht? Er kann doch nicht wiſſen, daß ich neutral bin, und unſere achtköpfige Gruppe iſt auch kein ſchlechtes Ziel. Die Szywana wird täglich beſchoſſen. Ich habe kein Verlangen darnach, ich kenne beide Geſchoßarten und alle Kaliber. Auf der Oſtſeite bläſt ein ſcheußlicher Wind. Es müſſen an die 10 Grad Kälte ſein, trotz der Sonne. In der Hütte feuert die Ablöſung wie beſeſſen. Auf dem Gipfel, direkt hinter dem Grat, iſt eine kleine Terraſſe im Windſchatten. Hier ſchläft die ganze Beſatzung bis auf einige Mann — es iſt Sommer auf dieſer Seite. Einer phantaſiert, wo mag er im Traume weilen?

Der Artillerie-Kommandant iſt heute zum Beobachter heraufgekommen. Es gibt keinen Höhenwahn mehr. Dieſer Karpathenkrieg hat es bewieſen, was es heißt, die Ausſichtspunkte taktiſch wirklich zu beſitzen. Hinunter iſt man ja bald, wenn es einmal preſſiert. Eine Gruppe mit reichlich Futter, Brennmaterial und Munition, was vermag ſie nicht auf ſolchem Punkte zu leiſten! Hier ſchützt ein Zug die rechte Flanke einer großen Abteilung gegen bedeutende Kräfte, die ſonſt bequem heranſpazieren würden. Bei dieſen Leuten gibt es zu lernen. In erſter Linie an ihrer Hingabe und Anſpruchsloſigkeit.

Wie gerne möchte ich eine Nacht in dieſen primitivſten Unterſtänden auf Solotwina oder Kruhla Mlaka zubringen. Es wäre eigentlich Menſchenpflicht, den

liebenswürdigen Kameraden gegenüber. Ich widme ihnen was ich kann, da ein Stündchen, dort eines, die Uhr ist unerbittlich. Nachrichten möchten sie in ihrer Einsamkeit. O, ich erzähle gern von Nida und Uzsok, von den Deutschen am Zwinin, am Czyrak, und von den Wackern an der Makowka versuche ich ein Bild zu malen. Ich vergesse auch den gutmütigen russischen Bauern nicht, der so brav stürmt und jetzt Straßen baut und ackert. Wann Friede ist, soll ich ihnen sagen, hier wie auf der ganzen Linie, und warum ich nicht früher kam, als noch die 28 Grad Kälte bissen. Ein Schweizer müsse doch wissen, wann Friede sein werde, und hätte im Hochwinter hierher gehört. Ich aber darf nicht sagen, wie weh mir all die Fragen tun, die diese winterharten Kinder an mich richten. Friede? „Wann ihr in Lemberg seid, wird man davon reden können." Ihr inneres Auge ist auf den langen Weg nach Lemberg gerichtet. Glauben sie es noch? Ich wage nicht, daran zu rühren. Aber zurück — nie mehr. Sie alle halten es mit Oberleutnant S. auf 1187, der nach zwei Monaten darum bittet, nicht abgelöst zu werden.

Um 6 Uhr 19 Minuten abends bittet Hauptmann Z. um einen Augenblick der Aufmerksamkeit, dann trägt er, tief bewegt, das Phonogramm des Regiments vor: „Die Rückwirkung des Sieges am Dunajez macht sich auf der ganzen Linie geltend. Russische Beskiden-Armee aufgerollt, Jaslo, Zmigrod in unserem Besitz. Westabschnitt der Karpathenarmee auf 150 Kilometer in vollem Rückzuge." Ich habe den ersten Freudenausbruch der Glücklichen miterlebt. Jetzt muß sich der Gast empfehlen, das Siegesfest nicht zu stören. Beim Zunachten bin ich im Regimentsquartier. Mit mir, geschlossen, die prächtigen Bosniaken. Wir haben uns nichts vorzuwerfen. Bravo Galopp! sie wissen alle, was das heißen

ſoll und wie ich Abſchied von ihnen nehme, ſagt der Gefreite: „dobry ſchwaizky“, auf meine Beine zeigend.

Ich bin dem Herrn Regimentskommandanten Dank ſchuldig, daß er mich nicht ziehen ließ, ohne mir die Stellung Jaworowna-Kiczera-Terſa gezeigt zu haben, in welcher ſo haushälteriſch mit Kräften umgegangen wurde, daß eine große, komplizierte Front, in lauter Stütz- und Feldwachpunkte aufgeteilt, gehalten werden konnte. Kürzlich haben die Ruſſen hier ein Geſchütz zerſtört. An ſeine Stelle ſetzten die Öſterreicher ein Scheingeſchütz mit einer Puppe. Zwei Tage lang wurde es unter großem Munitionsaufwand heftig beſchoſſen, ehe der Betrug bemerkt wurde. Darob große Freude, noch größere aber über die ſoeben eingelangte Nachricht: „Die ruſſiſche Schwere bei der Swizaklauſe entdeckt.“ Dies Geſchütz war der Schrecken der Umgebung und bisher nicht gefunden. Ich konnte nicht mehr erfahren, ob die Entdeckung dem Flieger oder Patrouillen gelang, ich glaube es habe ſich durch Feuer in der Dämmerung verraten.

In ihrer Einſamkeit kommen die Leute oft auf die tollſten Gedanken. Ich ſprach von dem Kriegs-Kunſtgewerbe. Da oben erfand ein Offizier einen Mörſer. Das ruſſiſche 8 cm-Schrapnell bildet den Lauf, es ſchießt ruſſiſche Schrapnellkugeln mit ruſſiſchem Pulver auf 50 m. Später kann ich von den Verteidigungsmitteln dieſer Stellung mehr erzählen.

Im Vorbeifahren begrüße ich nochmals den Herrn Brigadier, beſuche die Bade- und Desinfektionsanſtalt und dann muß ich auch von dieſer Gegend Abſchied nehmen. Im Auto komme ich über den Paß ins Nagyagtal und zum Korps. Unterwegs begegne ich einer Schwadron ungariſcher Reiter zu Fuß. Die Offiziere an der Spitze ſind nicht wenig erſtaunt, daß ich Halt kommandiere.

Autos machen Leute. Die Schwadron steht. Ich knipse. Dann stelle ich mich vor und alles ist in Ordnung. Ihren Verdruß, solcher Art im Weltkrieg, ohne Roß, Verwendung finden zu müssen, können die selbstbewußten Kavalleristen nicht unterdrücken. Was hilft's? Es ist andernorts auch schon lange so. Von Ökermezö will ich talaufwärts zur österreichischen Division des deutschen Korps fahren und dann noch über zwei Berge ins Oportal reisen, wo mich die Makowka erwartet, deren Lied ich gesungen bis an den rechten Flügel und die ich von jedem Berg aus gesucht und auch gefunden bis gestern. 1724 war doch zu weit weg und zwischen uns lagen andere hohe Berge.

Vor Maydanka höre ich zufällig vom Chauffeur, daß man mit dem Auto auch nach Taruffalu fahren könne. Ein Blick auf die Karte und raschen Entschluß: ich ersuche die Telephonstation, das Korps zu bitten, mich bei der ... Division ab- und bei der deutschen ... anzumelden. Bei Exzellenz v. H. stehen auch bald nach meiner Ankunft Pferde bereit, es beginnt der Ritt über den Berg in die Nacht hinein. Halbwegs Pferdewechsel. In der Pause mache ich langsam die Bekanntschaft eines immer prächtiger auftauenden Danziger Haudegens, Kommandeurs des Feldartillerieregiments der Division. Bei der österreichischen Division im obern Nagyagtal habe ich mit dem Artillerie-Referenten nicht Fühlung nehmen können. Der betreffende Oberst ist nämlich so vernarrt in seine Waffe, daß er von nichts anderem hören will. Als ich mich vorstellte, nannte er nicht einmal seinen Namen, sondern fragte einfach: „Sind Sie Artillerist?" Als ich verneinte, war ich für den Herrn fertig. Er beschäftigte sich mit den Resten seines Mahles und sagte nur noch: „Wenn Sie Artillerist wären, dann hätte ich Ihnen etwas zu zeigen gehabt." Nach einer Weile machte ich den

ſchüchternen Verſuch, zu erklären, daß wir Schweizer uns für alle Waffen intereſſieren, daß wir auch Unterricht erhielten, um ihr Ineinandergreifen und Zuſammenwirken zu verſtehen. Keine Antwort. Etwas ſpäter wollte ich auf die Rolle der Artillerie an einigen von mir beſichtigten Punkten zu ſprechen kommen und betonen, wie auch mich heute gerade die Artillerie beſchäftige, aber es kam zu keiner Diskuſſion. Der Herr Oberſt verabſchiedete ſich ſehr bald, trotz Anweſenheit des Generals. Kein Artilleriſt, alſo Luft! Der deutſche Artillerieoberſt lachte kräftig über den Herrn Kauz: „Ganz er ſelbſt, aber ein hervorragender Artilleriſt“. Woran zu zweifeln ich nicht Urſache habe.

Um Mitternacht erreichte ich die Diviſion. Ein Ordonnanzoffizier war noch wach. O, hätte er geſchlafen und mir nicht geſagt, daß — — die Makowka — — verloren. Das war eine ſchlechte Nacht. Makowka ruſſiſch! Warum iſt es mir nicht gleichgültig, muß es doch ſein! Meine Müdigkeit durchbrechen Geſichter, wecken mich fortwährend, obwohl ich ſchlafen w i l l und den Träumen zu trotzen ſuche. Jetzt erſt erkenne ich, wie viele Bekannte ich auf Makowka habe. Freunde vielleicht. War er nicht mein Freund, der einfache rumäniſche Analphabet, der mich ſo lange geſucht, um mir ſein ſchönſtes Kunſtwerk, ein großes verziertes Kreuz, zu ſchenken, ſo groß und ſchwer, daß ich es zurücklaſſen mußte?

Der Herr General war immer die gleiche Freundlichkeit. Er verſtand mich und nahm mich mit auf den Berg. Die Makowka ſollte ich noch einmal ſehen dürfen — zum Abſchied. Allerdings, der Gefechtsſtand der Brigade war nicht mehr vorn, ſondern am hintern Berg, der Talkeſſel war diesſeits geräumt, die Öſterreicher hinter herwärtigen Graten. Das Häuschen des Gruppen-

kommandanten steht noch, ein russischer Posten hat sich dort eingerichtet. Die andern Häuser sind verschwunden. Auch die, hinter denen damals die Küchenmannschaft und ich Schutz gesucht. Wo ist wohl mein kleiner Ukrainer? Wer lebt noch von der Makowka-Besatzung? Der Bataillonskommandant ist unterwegs nach dem Spital seiner Heimatstadt, Teschen, verwundet; vom Arzt, der mich geimpft, weiß niemand etwas, der Fähnrich, welcher mich ausgelacht, als ich mich beim ersten Schrapnell geduckt, ist gefangen, die Ukrainerinnen — es überläuft mich kalt — lieber tot. Der liebe Granaten-Oberstleutnant lebt, ich werde ihn aufsuchen. Verschwunden ist das Dorf Zu Holowiezko, soweit ich das Tal überblicken kann, alles verbrannt. Ich sehe kein rotes Kreuz mehr. Das Schießen wechselt jetzt zwischen Pliska und Ostry 927, das die Russen wieder erobert. Ich befinde mich hier auf der zweiten Linie bei lauter neuen Leuten. Niemand von der Makowka ist dabei. Ich lege mich unter einzelne Schützen hin. Keiner weiß, wie die Hügel da vorne heißen, keiner kennt die Makowka. Ihre Aufgabe? Sie deuten auf das Vorgelände, ins Tal hinab: Ruß. Mehr wissen sie vorläufig nicht.

Mühsam klettern, auf die Gewehre gestützt, böhmische Unterstützungen den glatten heißen Grashang herauf mit ihren ungenagelten Schuhen, schwer bepackt und schwitzend. Einer bricht neben mir zusammen. Ich untersuche ihn: Waffenrock, Pelzweste, Gilet, Halstuch, Hemd, Unterleibchen, Riemen über der Brust gekreuzt; daß er den Mantel nicht angezogen hat, ist alles, heute am 7. Mai, in glühender Mittagssonne bergauf — tout comme chez nous! Ich rede mit dem Offizier. Alle Leute sind so angezogen, keine haben genagelte Schuhe: „Wir kommen aus Böhmen.“ — Ein Bataillon Ungarn,

Rumänen langt an, Pionierwerkzeug wird folgen. Der General erteilt männlich, wohlwollend, scharf Befehle für das kommende Verhalten. „Immer arbeiten. Nie ist eine Verteidigungsanlage fertig. Wir müssen halten. Helft einander aus, es gibt nur e i n e gemeinsame Linie, nur e i n e n Zweck."

Einem solchen Hügel wie der Makowka ist in diesem Feldzug die Rolle einer Festung zugefallen. Am 9. Februar besetzen sie die Österreicher. Am 9. April, am Zwinintag, unternehmen die Russen ihren ersten großen Versuch gegen die Ostkuppe. Sie erleiden enorme Verluste, doch sie nehmen sie. Es gelingt nicht mehr, sie zurückzugewinnen. Die österreichische Stellung wird verstärkt. Sie erhält fünf Batterien. 2000 bis 2500 Mann Besatzung. Die Russen stellen auf die Ostkuppe allein 3000 Mann. Der Wald hemmt die Übersicht. Am 24. April, am Ostrytag, beginnen die russischen Angriffe gegen die Makowka wieder heftiger zu werden. Vom 26. April bis 2. Mai sind es im ganzen fünf gewaltige Angriffe. Die Russen haben Befehl zur unbedingten Wegnahme der Höhe erteilt. Am 28./29. April und 1./2. Mai drangen sie ein, zuletzt auf 1500 m Frontbreite. Gegenangriffe warfen sie trotzdem hinaus, es war Befehl, Makowka zu halten. Gelegentlich des Angriffs vom 1. auf 2. Mai arbeiteten sie vorwiegend mit Handgranaten, zerstörten fast alle Hindernisanlagen, so daß die schwache österreichische Besatzung (die 2500 sind längst zusammengeschmolzen) mit allen Mitteln außer dem Kampf noch Tag und Nacht neu arbeiten muß. Am 2. Mai erfolgt ein ganz flauer russischer Angriff, wohl zum Schein, zum Sondieren nach der großen Schlappe.

Am Nachmittag des 3. eröffnen die Russen ein stundenlanges Bombardement. Unter dem Schutze totaler

Zwiſchen Skole und Stryj

Bei Balki

Digitized by Google

Etappenarbeit bei Sinewudsko-Wiſznia

Ohne Brücken

Digitized by Google

Finſternis — in jener beſprochenen kalten, bedeckten Nacht; der Himmel war wieder einmal ruſſophil — arbeiten ſich Maſſen von Ruſſen an die Stellung heran. Zwei Bataillone vom Sattel her aus Oſten, ſechs Bataillone von der Holowczanka herauf aus Norden zur Unterſtützung der bereits vorne Eingeniſteten. Das Gewehr übergehängt, werken ſie mit Handgranaten und Drahtſcheren in vielen Linien hintereinander, eine Reihe klettert über die vordere gefallene, die Öſterreicher kommen gar nicht nach mit Schießen. Die 51er verſuchen Seitenſtöße, aber ſchon iſt das Handgemenge und Gemetzel in und an den Gräben im Gange. Ein und eine halbe Stunde lang dauert das Raufen. Zu einem regelrechten Kampf iſt kein Raum mehr. Es beginnt das Ringen. Man umarmt ſich und ſtößt ſich die Bajonette und Meſſer von rückwärts in den Leib, oft gleichzeitig, und rollt zuſammen den Hang hinab. Der Graben füllt ſich, überbrückt ſich mit Leichen. Wer keine Waffe mehr hat, würgt und beißt. Zwei Gegenangriffe der Reſerven mißlingen. Wo ſoll man eingreifen, wenn Freund und Feind am gleichen Ort ſich wälzen? Es gelingt den Ruſſen, von Oſten her aufzurollen, gegen 4 Uhr erfolgt hierſeits der Befehl zum Zurückgehen. Wer hört ihn noch? Es geht ſchon von ſelbſt. Aber nicht in Flucht. Raufend und bis 10 Uhr kämpfend, ſchlagen ſich die Überlebenden; die Beſatzung kommt ſo den Berg herunter. Was nicht tot oder verwundet, gefangen oder verkrochen iſt, verläßt den Wald und ſetzt ſich, ein mutiges Häuflein von 200 Mann, am diesſeitigen Abhang, keine 300 Meter vom Wald zur Wehr, im Feuer der über die Makowka kommenden Artilleriegeſchoſſe. Obwohl die Nachdrängenden viel ſtärker, trauen ſie ſich nicht aus dem Wald heraus, ſondern es gräbt ſich der Ruſſe in ſeinem Schutze ein.

In der folgenden Nacht retten ſich die paar Öſterreicher hinter die Reſerven im oberſten Holowieczkoviertel. Wie die Beſatzung gekämpft hat, beweiſen ſie ſelbſt, alles andere iſt verloren, vorab die Offiziere. Die Makowka iſt ein Leichenhaufen. Daneben brennt die Klewa lichterloh. Sie könnte als Krematorium dienen.

Am 6. Mai unternahmen die Ruſſen einen Vorſtoß gegen die Pliska. Mit zwei Bataillonen Regiment 147 gegen 1032 und einem Bataillon 147 gegen 1019. Mit der Einnahme der Pliska hätten ſie die Deutſchen und Öſterreicher getrennt. Man ließ, während man von 1032 und 1019 aus ſelbſt den Aufſtieg abwehrte, die Ruſſen ungeſtört in der Mulde dazwiſchen ſich maſſieren und aufſteigen, um ſie dann mit Artillerie derart zu überfallen, daß ſie zugs- und kompagnieweiſe abgemäht wurden. Mit ungebrochenem Schwung warfen ſich die deutſchen Kronprinz-Grenadiere von Weſten und die Honved und Ukrainer von Süden auf ſie. 1150 Mann, vier Offiziere, wurden gefangen genommen und der Reſt getötet oder verſprengt. Die Ruſſen ſollen davongelaufen ſein wie die Haſen, das ganze war ein richtiges Keſſeltreiben.

Ich fand meinen Makowka-Oberſten und meinen Doktor, ſonſt keine Bekannten. Da fand ich zwei der Ukrainerinnen, darunter die Olena, den „Herrn“ Kadett-Aſpiranten, von der mir der Herr General und die Oberſten von Brigaden und Regimentern ſoviel Gutes geſagt. Unſer Weg war der nämliche. Mich führte er zur Diviſion zurück, das Fräulein Kadett weiter, in Urlaub. Den Rucksack trug ihr ein Landsmann freiwillig über den Berg bis zur Bahnſtation. Das junge blonde, hübſche Ding kämpft aus Hoffnung auf Öſterreich für die ukrainiſche Sache mit. Wie ein Mann. Ihre Leute hängen ſehr an ihr und ſie hält Disziplin. Von ihren Taten, beſonders

an der Makowka, ſpricht ſie nur mit unbefangener Beſcheidenheit, ihre Blicke ſind ganz in die Zukunft gerichtet. Sie ſtudiert Philoſophie und hat geſunde, zeitgemäße Grundlagen. Ihre Erſcheinung durfte im Rahmen meines Studiums der Deutſchen Süd-Armee nicht fehlen. Die Rendez-vous, welche der Herr General kombinierte, klappten nie, deshalb bin ich ihr heute, am letzten Tag in dieſem Raum, ſelber nachgelaufen und habe es beſſer gemacht als der Herr General, obwohl ſie mir nicht auf den traulichen Ruf „Du Helen!“ zu folgen hat, wie dem Herrn Katona-Batſchi an der Rozanka. Und weil ſie weiß, wie flott ihr die eng anliegende Hoſe, Feldrock und Mütze ſitzen, und wie martialiſch ſich das Gehängſel von Piſtole, Feldſtecher und Kartentaſche an ihr ausnimmt, habe ich ihr auch meinen letzten Film gewidmet.

Am 8. Mai beſichtigte ich die Etappeneinrichtungen der Diviſion und des Korps. Darüber vielleicht ein andermal. Meine Gaſtzeit iſt abgelaufen und ich muß ans Schreiben denken. Tauſendfältig ſind die Eindrücke und die Erlebniſſe, ſo klein in ihren Einzelheiten, ſo tief in mein Innerſtes gedrungen. Möchten ſie auch bei denjenigen, die ſie leſen müſſen, oder mich freiwillig auf meinen Streifzügen begleiten, einiges hinterlaſſen. Jetzt kommt für mich die Entſpannung. Wie verloren wandle ich hinter der Kampflinie herum zwiſchen Trains, Verpflegsanſtalten, Lazaretten, Magazinen, an Geſunden, Kranken, Sterbenden vorbei, heimwärts, heim ins Armeequartier, in den großen Schlafſaal. Hoffentlich bin ich dort allein.

Was ſuche ich fortwährend? Was fehlt mir? Habe ich etwas liegen laſſen jenſeits des Beskidpaſſes? — Sie ſagen: „Das tut nichts, die Makowka kriegen wir wieder, es geht nicht mehr lang. Unſere jetzige Stellung iſt

taktiſch ſogar beſſer; an der Pliska haben wir uns ſchon glänzend gerächt.“ Gewiß, Ihr kriegt die Makowka wieder, mit Zins und Zinſeszinſen, davon hat mich alles bei der großzügigen deutſchen Süd-Armee überzeugt, Eure Makowka, den Berg, den Stein, das Holz — doch was Ihr mir verloren habt, das gebt Ihr Euch und mir nicht wieder: meine Makowka! — — — Und das kann ich Euch in meinem kleinen Schweizerherzen, das alle Guten auf der Welt in gleicher Liebe umfaſſen möchte, Ihr Großen, nicht verzeihen.

Im Fluge über den „Feind“

War es schon im Frieden mein sehnlichster Wunsch, einmal fliegen zu dürfen, wie viel mehr jetzt im Kriege. Seit Jahren sah ich sie täglich über meiner Wohnung kreisen, die Kühnen, die ihr Unterfangen so oft mit dem Leben bezahlen mußten. Pégoud steigerte meine Bewunderung für die Vogelmenschen noch mehr. Das Höchste ist der Flieger über dem Feind, verfolgt von den Platzwolken und dem Feuer seines Gegners im Flugzeug. Am 1. Juni sah ich, wie ein deutscher Flieger sich bemühte, einen russischen gegen Ungarn abzudrängen. Er erwischte ihn nur noch mit drei Gewehrkugeln, durch das Bestreben, zu überhöhen, verlor er an Länge. Kürzlich war ich nahe der Garbe, die vom Flugzeug ins Tal prasselte, die Russen schossen geschickt eine Salve nach der andern. Bei der ersten passenden Gelegenheit wollte ich den Herrn Generalstabschef der Armee bitten, mich fliegen zu lassen. Gestern fügte es sich, daß ich auf den Fliegerpark stieß. Ich sah Offiziere, ließ meinen guten Gastfreund, den römisch-katholischen Domherrn, von dem ich so viel Herzensbildung zu berichten hätte, auf unserer Heimfahrt von den Schlachtfeldern bei Stryj samt Wägelchen stehen und stellte mich vor, um zu erfahren, ob meine Bitte beim Herrn Chef jetzt wohl praktisch Aussicht auf Erfolg haben könnte.

Digitized by Google

Der kommandierende Hauptmann gab, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß meine Papiere in Ordnung ſind, der ganzen Sache eine unerwartete ſchneidige Wendung, indem er ſich anbot, mich ſofort fliegen zu laſſen, ſoweit es ſeinen Machtkreis betraf. Ich nahm ebenſo raſch an, den Spatz in die Hand, der Güte des Herrn Chefs vertrauend, daß er, wenn immer möglich, die Taube werde folgen laſſen. Ein kriegsfreiwilliger Unteroffizier, Joſt, der demnächſt Leutnant wird, fand ſich zum Aufſtieg bereit, obwohl er morgen früh dienſtlich fliegen muß. Der Apparat wurde nachgeprüft, herausgezogen und war in einer halben Stunde flugbereit. „Nichts in den Propeller fliegen laſſen, beim Landen einigemal leer ſchlucken und genau in der Mitte ſitzen bleiben!“

Der Kommandant ermächtigte den Piloten, zu fahren, ſo weit es ihm drum ſein werde, ich wurde in großen Zügen über die Lage unterrichtet und 5 Uhr 58 abends ſetzten ſich die Räder unter dem Geſtell in Bewegung. Ich ſalutierte, der Apparat rollte nach Süden, wurde dann nach Norden gedreht und nach einigen hundert Metern Laufes hob er ſich, ich fühlte, daß wir ſchwebten. Der Propeller machte einen Heidenlärm, der Luftwirbel hieß mich meine Mütze nachprüfen, die ich zur Haube verwandelt hatte, ich knöpfte meinen leichten Sommermantel feſter zu, im übrigen war alles nach Erwarten. Die Trains auf der Wieſe reckten die Köpfe, ein großes Haus, an das wir anrennen zu müſſen ſchienen, duckte ſich, der Apparat kam in eine ſchräge Linkslage, wir beſchrieben einen Halbkreis, die Sonne, der wir ſoeben entgegengefahren waren, lag hinter uns und ſchon breitete ſich die Welt unter uns wie Spielzeug aus.

Unſer Flug ging direkt nach Oſten. Zunächſt flogen wir an einer ſchönen Stadt mit viel militäriſchem Leben

vorbei. Wir ſtiegen raſch, und das Auge, das fortwährend die reale Größe des Apparates als Maßſtab um ſich ſieht, nimmt jetzt ſchon die Gegenſtände und Lebeweſen auf der Erde liliputaniſch wahr.

Unſer nächſtes Ziel iſt 35 km entfernt. Punkt 6 Uhr hatte ſich der Apparat gehoben. Nach unſerer Wendung ſtellte ich die Karte ein. Ich ſah Straßen und Bahnlinien und den Lauf des Stryj. Das Relief unter mir war klar. Minutenlang beobachtete ich dann nur das Steigen ſelbſt, die Erweiterung des Horizonts, den Wechſel der Farben. Die Vorwärtsbewegung verminderte ſich ſcheinbar immer mehr. Zuerſt war alles unter uns nach rückwärts davongeflogen. Jetzt entſchwanden die Türme und Dörfer, Straßen und Waldparzellen, Tümpel und Waſſerläufe immer langſamer unter den Tragflächen. Die Sonne ſtand ſchon tief, beleuchtete das Land in ſpitzem Winkel, ein leichter Dunſtſchleier beeinträchtigte die Sicht. Über den Wäldern, die nur noch dunkle Teppiche in dem länglich karrierten vielfarbigen Ackerland waren, war es am hellſten. Als ich die Karte wieder nahm, hatte ich jede genauere Orientierung verloren. Ich ſah drei große Flüſſe aufsmal, die Bahnlinie war im Terrain untergegangen, auch die Straßen zeichneten ſich nur in geringem Umkreis deutlich ab. War es möglich, daß wir uns dem Ziele näherten? Ich guckte links und rechts hinab, vor und zurück. Der Pilot bemerkte mich ſuchen und gab mir von hinten einen Stupf: „. . .“! Alſo doch. Ich wußte nun, daß ich ſolche Schnelligkeit noch nie genoſſen. Dabei ging es ſo ſanft dahin. Wenn die Erſchütterung nicht geweſen wäre, das Sauſen des Propellers hätte mich nicht geſtört. Ich wollte etwas ſagen, der Führer hörte es nicht, dann ſtellte er den Motor ab, der Apparat fiel ſofort in Steillage, und

wir konnten uns verständigen. Mehrmals unterbrach der Führer solcher Art den Flug, anfänglich war jedes Fallen unbehaglich.

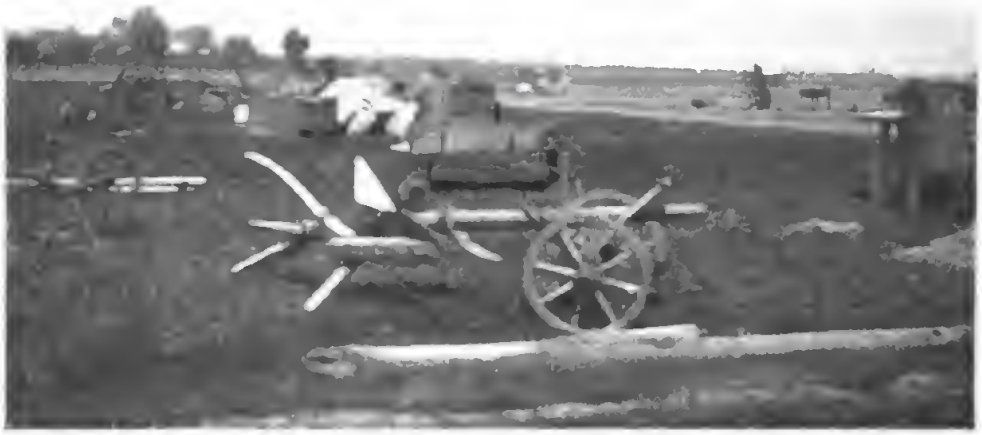
Wir waren gegen 2000 m gestiegen. Im Süden stand eine golden blaue Dunstmauer. Über ihr ragten in strahlendem Weiß mächtige Gebirge empor, sichtbar nur den Gebietern der Lüfte, allem Gemeinen entrückt — die Wolkenalpen des orientalischen Abendhimmels. Ich war überglücklich. An den runden, spitzen und breiten Gebilden begann ich zu steigen, suchte die besten Wege, die verwegensten Varianten, arbeitete mich mit dem Pickel die weißen Wände hinauf und balancierte auf den schneidenden Graten wie einst an den Bergen des Mondes. So verfiel ich unwillkürlich in Vergleiche: Bergsteigen, Skilaufen, Reiten, Sausen im Auto und Gleiten im fliehenden Kahn auf Wellen des Sturms — da gab es einen Ruck — der Vogel neigte sich und drehte, der Horizont wurde schief und schiefer, das Weltall schien sich umkehren zu wollen, ein kalter Hauch lief meinen innern Menschen zur Kehle hinauf, die Flügel ebneten sich wieder, mir war's wie nach einem Sängertag der „Engiadina" — der Himmelsrand stand wieder wagrecht — ja, fliegen war das schönste!

Brennende Dörfer, flußwärts fahrende Trains waren weit hinter uns, unser Ziel längst überflogen, zwischen ihnen und den Städten unter uns der vielgewundene Dnjester. Wir waren tief in Feindeszone. Direkt nach Norden ging jetzt der Flug. Etwa 15 km weit. Dann wieder eine Wendung, und über ein breites Tal gegen eine befestigte Stadt an einem Geäst von Flüssen. Wieder verstummt der Apparat und fällt rasch. „Wollen Sie hinab?" frägt mein Führer. „Ganz wie Sie wünschen", ich. „Will mir den Kerl noch etwas näher

Ruſſiſches Maſchinengewehr

Feuer gegen Stryj

Digitized by Google



Vor dem brennenden Dorf

Waſſer für die Reſerve

angucken. Wir ſind zwar ſchon auf 1600 m, im feindlichen Infanterie-Feuerbereich.“ In lateiniſchem großem E ſchlingt ſich der Vogel talwärts. Wie das geht! Die Häuſer, Brücken, Feſtungswerke vergrößern ſich wie im Kino. Das Gefühl iſt unbeſchreiblich. Unter uns blitzen Geſchütze, platzen Schrapnelle, aber nichts ſcheint uns zu gelten. Nachdem der Flieger die Stadt ruhig umkreiſt und Notizen gemacht hat, nimmt er wieder nördlichen Kurs, ſteigt und fliegt dann ſchnurgerade unſerem Abgangsorte zu.

Es geht direkt der Sonne entgegen. Ihr Ball iſt verſchleiert, die Scheibe ſichtbar, aber umgeben von flüſſigem, zitterndem Gold. Wir ſehen nur die grelle Lichtwand, gegen die wir anfahren und im dunſtigen Erdkreis glänzende Flußläufe. Vorab den Dnjeſter, einige Seen, das feine Band des Stryj in der Ferne, unter uns die Swiza. So ſehe ich dich wieder, Schnee von 1724! Führſt du heute vielleicht Spuren meines Fußes mit und Blut von Ruſſen und Mohammedanern? Was raunen die Szywana und Solotwina wohl von der Veränderung in den Karpathen?

„Ich halte die Sonne nicht mehr aus“, ſagte der Führer und läßt den Apparat fallen. Von 1500 m auf 150!! Unſäglicher Genuß, zu flüchtige Sekunden! „Mehr, mehr“ möchte ich rufen, wie ein Kind. Doch, es iſt Krieg, und der Mann hinter mir hat mir ſchon zehnfach mehr geboten, als ich je erträumt. Nun ſchweben wir über dem geſegneten galiziſchen Boden dahin. Welch ein Wald und welche Äcker! Nochmals muß ich mir ſagen: ein Paradies für ordnende Hände. Wir ſteigen noch tiefer. Ich ſehe in jede Schneiſe hinab, in die Waldweglein, in Gärten und Höfe, von den Straßen winken ſie herauf, mein Fähnlein zieh ich, der Wind

verzerrt es zu einem roten Strich, wer könnte es erkennen? Allzu schnell erscheinen die Zelte, ein weißes Landungskreuz im Gras, ich schlucke dreimal, der Apparat sitzt und rollt auf den Rädern, der Motor schweigt. Vorbei ... 7 Uhr 25. 180 km.

Was heißt hier danken nach solchem Geschenk? Ich bin in diesem Augenblick wohl der Glücklichste weit und breit. Was ich beobachtet, soll ich erzählen. Der Führer bestätigt, daß ich den Weg richtig erkannt. Ob die feindlichen Kolonnen so oder umgekehrt fuhren, das weiß ich nicht mehr. „Als Neutraler", sagt mein freundlicher, Hauptmann, „können Sie das nicht wissen". Das aber weiß ich, daß ich einen neuen großen Naturgenuß hinter mir habe, und daß ich teilhaftig wurde einer der größten Errungenschaften menschlichen Geistes. Wie ich mich zum Abschied nochmals bedanken will, sagt der Kommandant: „Wer den Mut hat, hier einzusteigen, den muß man fliegen lassen."

Mut hat es gebraucht, nicht zum Fliegen, aber zum Fragen. Gleichviel, ich habe es erlebt. „Fliegen ist das Schönste", habe ich gesagt. Wie kann ich urteilen? Ich bin ja nur geflogen worden. Drum will ich dankerfüllt und bescheiden sagen: Fliegen muß das Schönste sein.

„Über den Feind zu fliegen", spricht der Herr Kommandeur, „wird wenigen Sterblichen zuteil". Mir aber ward's vergunnt.

Stryj

I.

Seit ich das Oportal verlassen, ereigneten sich in den Karpathen große Dinge. Der Durchbruch in Westgalizien, am Dunajez und an der Biala, hat die russische Karpathen-Front von Dukla bis zur Bukowina ins Wanken gebracht. Den rechten Flügel nahmen sie am meisten zurück, am linken Flügel leisten sie Widerstand. Ebenso bei Stryj. Über das Zurückgehen der Russen bzw. das Hinauswerfen derselben aus dem Gebirge, soweit es die deutsche Süd-Armee anlangt, werde ich später berichten, wenn die Bewegung als Ganzes in ihren Einzelabschnitten besser überblickt werden kann.

Folgen Sie mir, ich bitte, im Fluge auf einer Hauptlinie vom Armee-Oberkommando bis zum vordersten Schützengraben, vom Augenblick an, wo die siegreichen verbündeten Truppen das Gebirge hinter sich lassen, bis zu demjenigen, in welchem sie vor Stryj auf hartnäckigen russischen Widerstand stoßen.

Das Armee-Oberkommando bereitet sich zum Verlassen des bisherigen Standortes vor, jeder Abteilungskommandant für seinen Bereich, so daß auf den Befehl des Oberführers der ganze große Apparat sich wie von selbst vorzuschieben beginnt. Die Quartiermacher, in diesem Falle hohe Offiziere des A.-O.-K.-Stabes fahren

voraus, um die Einteilung des neuen Platzes in großen Zügen vorzubereiten. Dabei ist auch ein Telegraphenoffizier, der für die Verbindungen nach der Seite und nach rückwärts sorgt und eine Sammelstelle für die Drähte aus der Front anlegt.

Zuerst stoßen wir auf die hintersten Trains, die so lange in Tätigkeit bleiben, bis der Nachschub von den Armee-Magazinen zu den Korps durch die Bahn übernommen werden kann. Dann erreichen wir den Pferde-Nachschub, neue Tiere für den außerordentlichen Abgang. Auf der Straße wird gearbeitet wie sonst, sie darf nicht schlechter werden bis das letzte Auto durch ist. Nach rücken die größeren Sanitätskörper, die großen Lazarette bleiben vorläufig am bisherigen Armeeoberkommando-Standort; ihre Einrichtung gleicht guten Spitälern, und die Entfernung spielt vorläufig keine Rolle.

Wie das ganze Hinterland des Gefechtsraumes an die Nimmerwiederkehr der Russen glaubt, beweisen viele Merkmale. Der Bauer bestellt nicht nur sein Feld mit voller Kraft, er fängt auch an, sein Haus zu versehen und dessen Gebrechen zu heilen. So umgibt einer es mit einem neuen Zaun, der andere setzt ein frisches Dach auf, und der dritte ordnet die Verwahrlosung der nächsten Umgebung. Rasch ist es friedlich geworden, wo der Troß vorbei ist für immer. Die lange Schönwetterperiode hat die Gewässer klein werden lassen. Staub regiert auf der Straße. Schnee, Kot, Staub sind die drei Hauptmächte des Verkehrswiderstandes, die sich in raschester Gangart in der Zeit weniger Wochen ablösen. Schon blühen in den mittleren Lagen die Obstbäume, in der Stryjebene ist es sommerlich. Auf den Wiesen zwischen Berecke und Lysapaß weiden große Kuhherden, die dem Verpflegungstrain zu folgen haben, mit ihnen eine Pferde-

ſtaffel. Die Straße über die Lyſa iſt faſt leer. Alles Große befördert im Raume der näher liegenden Heeresteile die Bahn bis Skole. Zwiſchen dem Rozankazufluß bzw. dem Défilé unterhalb Slawsko und Skole ſind die Unterbrechungen der Straße längſt behoben, dem Gegner war nicht viel Zeit für Zerſtörungen geblieben.

Wir erreichen große Proviantkolonnen und begegnen den Skiläufern mit ihrem zweiräderigen ruſſiſchen Train. Die Korps-Feldbäckerei iſt auch um ein großes Stück Wegs vorgerückt, die Mehlvorräte folgen. Der Kriegsbrückentrain iſt im Marſch, mit ihm ſchwere und leichte Munitionskolonnen. Wo ich bei einer Diviſion zu Gaſt war, da ſind Häuſer und Baracken verlaſſen, es iſt ein beklemmendes Gefühl, durch die verödeten Bauten zu wandern. Wer gibt den Bauern jetzt Brot? In einer iſt noch Leben. Das Offiziersheim wird eingeweiht, für die feſtliche Begebenheit wurde ein Faß Bier zurückbehalten, dann finden die Nachkommenden nur noch ein kleines Detachement zur Bewachung aufgeſtapelter Vorräte und Kriegsbeute.

Zwiſchen Zwinin und Oſtry hindurch kommen wir nach Koziowa. Das haben die Ruſſen vor ihrem Abzug völlig niedergebrannt, ſoweit dies noch möglich geweſen, nachdem das Dorf lange Zeit zwiſchen zwei Feuern gelegen war und beſonders die Deutſchen bemüht waren, den Ruſſen jeden Stützpunkt in Koziowa zu vereiteln. Mit den andern Gebäuden iſt auch die Petroleum-Gewinnungsanlage, die erſte an dieſer Linie, zerſtört worden. Die ruſſiſche Zwininſtellung iſt eine Sehenswürdigkeit, der ganze Hang eine einzige Erdwohnung für Tauſende. Die Ruſſen hatten es hier leichter als die Deutſchen. Erſtens ſtand ihnen eine der zahlreichen Schmalſpurbahnen zur Verfügung, welche die Holz-

induſtriellen bis weit hinauf in manches Seitental getrieben haben, dann konnten ſie ganz gedeckt in die Zwininſtellung geraten, deren Böſchungswinkel den Reſerven frontal jede Sicherheit bot. Sowie der Oſtry ganz genommen war, wäre der Zwinin unhaltbar im Flankenfeuer geworden. Das wußten die Ruſſen wohl. Wo die Straße durch Hochwald läuft, haben die Ruſſen als Sperre viele Bäume quer darüber gefällt, für die Pioniere des Verfolgers ein ſehr geringes Hindernis. In Auguſtow, wo der Waldkönig, Baron von Grödel, ein Israelit, ſein Schloß errichtet hat, wurde dieſes und die ganze Holzinduſtrieanlage zerſtört. Die Holzlager ſind Aſchehaufen, ein Großvermögen liegt hier der Erde gleich. Das Spital iſt unverſehrt. Der Wohnſitz Grödels hat ſtark gelitten. In Skole iſt verhältnismäßig wenig zerſtört; der Grund iſt ſchwer zu finden, Juden und Chriſten äußern ſich ſehr verſchieden. Viel Zeit zum Brandlegen blieb nicht, die Einwohner löſchten, was ſie konnten, ſolange es Kleinfeuer war. Unterwegs ſehe ich den Herrn Korpskommandanten; er iſt ſehr froh geſtimmt.

Je näher ich der Front komme, um ſo mehr deckt ſich das Bild mit dem üblichen Betrieb. Bloß die Straße iſt anders. Alle Brücken ſind zerſtört, auch die der Straße. Die Bahn iſt hier ab Skole bald wieder in Betrieb, mit dem Auto kommt man überall durch, manchmal durch ſeichte Bäche, über Felder und Notbrücken. Der Verkehr iſt aber bis dicht vor Stryj genügend geſichert und wickelt ſich raſch ab. Große zivile und uniformierte Arbeiterkolonnen ſind unterwegs, die ſchon tätigen zu verſtärken. Der Tag iſt ſchön, heiß. Mehrere Flieger nehmen Richtung Stryj, einer landet und ſieht ſich ſofort von einer bunten Menge umgeben. Was Beine hat, Soldat, Bauer, Weiber, Kinder, laufen herzu, den Vogel aus der

Nähe zu betrachten. Der Motor ist nicht ganz in Ordnung und der Führer will den Kampf mit dem Nordwind unter solchen Umständen nicht weiterführen.

Der Kanonenlärm wird stärker. Vor uns, aus der Richtung Zawadow, brennt es hell, links von uns steht eine schwarze, ganz ungeheure Wolkenmauer am Horizont, es brennen die Ölquellen von Drohobycz. Ich hatte es übernommen, von einem Zürcher Freund Drohobycz zu grüßen, nun muß ich ihm mitteilen, daß seine Aktien brennen. Ich suche den Divisionsstab, der das Dorf verlassen hat und zum Gefechtsstand geritten sein soll. Auf der Straße nach Stryj, die fürs Auto in sehr gutem Zustande ist, gibt mir ein Posten eine Abzweigung an. Die Nebenstraße führt über einen Rücken, der von Stryj her mit Artillerie ordentlich bearbeitet wird. Es sind Schrapnelle, dem Tone nach mindestens Zwölfer. Die Hauptstraße ist durch schwere Granaten, deren braune Wolken wie Haltsignale wirken, gesperrt. Ich höre lebhaftes Infanteriefeuer in der Ebene gradaus, also vor Stryj. Vor uns liegt noch ein Dorf in den Bäumen. Außer der Kirche sind nur wenige Häuser zu sehen. Auf die Kirche steuere ich los. Das Dorf ist fast ganz in Brand gelegt. An seinem rechten Rande stehen noch Häuser. Die Einwohner haben sämtliches Vieh verloren, es wurde mitgenommen. Die andere Habe stellten sie weit vor das Dorf hinaus, in Sicherheit vor dem nächsten Brand. Es ist nicht viel, was sie da hinauszutragen hatten, vielleicht wird noch weniger zurückzubringen sein. Sie schauen gegen Stryj und hoffen, daß es bald vorüber sei. Welche auch ihre Gesinnung sein mag, die Hauptsache ist jetzt für sie, daß die Deutschen von hier und die Russen von Stryj wegkommen, damit sie nicht länger zwischen den Geschützen liegen müssen.

Der Ruſſe jedoch ſcheint hier vorne nicht ſo bald das Feld räumen zu wollen. Dem Lärm nach führt er mehr als ein Nachhutgefecht. Den Befehlen des Batteriechefs entnehme ich, daß das nächſte Ziel 4400 m entfernt liegt. Es wird lebhaft dorthin gefeuert, denn es gilt, den Infanterieſturm vorzubereiten. Raſch ſteigt der ruſſiſche Feſſelballon. Dieſe Artillerie kann ſeinem Spähen nicht entgehen. Vorbei iſt in dieſer weiten Ebene die ſchöne gedeckte Aufſtellung in den Karpathen. Der feindliche Beobachter am Boden mag lange ſuchen, Baum und Haus verſchleiern ihm die Sicht, aber der Feſſelballon findet nach und nach alles. Nach kurzer Zeit iſt die Batterie genötigt, Stellung zu wechſeln. Wie lange mag ſie wohl am nächſten Standort bleiben? Vielleicht bietet ihr das offene Feld, wo das Diſtanzenſchätzen ſchwer iſt, den meiſten Schutz. Der jetzt herüberſchießende Ruſſe iſt nicht ſichtbar. Die Fahrt über den Rücken zum nächſten Dorf iſt ein Lotterieſpiel. Die Straße an der Bahnlinie, am Bahnhof vorbei, iſt unbedingt ein eingeſchoſſener Strich, auf der Karte genau ermeßbar und unſere Staubwolke wird die Schrapnellgarbe ſicher anziehen. Zum Diviſionsſtab ſoll es jedoch noch ſehr weit ſein. Alſo friſch drauflos!

Es iſt gut gegangen, an öſterreichiſcher und deutſcher Artillerie vorbei kommen wir ins nächſte größere Dorf, wo die Einwohner ſichtlich verängſtigt nach Norden blicken und horchen. Hier laſſe ich das Auto ſtehen und gehe auf die Suche des Stabes, niemand weiß etwas von ihm. Vielleicht in jenem Wald, denke ich, denn hier iſt kein Ausblick. Lange ſchreite ich mit meinem Burſchen querfeldein; der Wald ſcheint davonzulaufen in der Gluthitze. Wir erreichen ihn doch und an ſeinem Rande eine deutſche Reſerve. Es ſind junge Leute aus Berlin,

Am 18. Mai

Am Verbandplatz

Digitized by Google

Sappenarbeit vor Zawadow

Das Flugzeug meines öſterreichiſchen Piloten Joſt

Digitized by Google

eben eingetroffen. Während ich mit den Offizieren ſpreche, fällt ein Geſchoß vom Baum unter ſie. Gleich darauf flitzt es mehr noch durch die Äſte. Ich ſehe, wie meine Ordonnanz ſich im Felde hinlegt, es ſtäubt dicht neben ihr. Da haben wir wieder die unangenehme Fehlgarbe. Auf einmal iſt ſie da her gerichtet. Der Wald bietet wenig Schutz, das weiß ich längſt. Die deutſche Feuerlinie mag auf 1500 m vor uns liegen, etwas erhöht. Alles, was nicht vorne einſchlägt, muß ſeinen Weg hierher nehmen. Die ruſſiſche Schützenlinie ließe ſich an Hand einer Spezialkarte genau beſtimmen, drei Koeffizienten ſind ja bekannt. Ich überlege. Hier iſt wirkliche Lebensgefahr, denn mit der Steigerung des Gewehrfeuers da vorn mehren ſich die Einſchläge. Ich ſage mir mit gutem Gewiſſen, daß ich die Gefahr nicht geſucht habe, ſteuere ich doch durch einen dichten Tannenwald einer Crête zu, hinter der ich ſicher ſein muß. Wenn dem Burſchen jetzt etwas paſſierte, wäre ich ſchön in der Tinte. Hier kann Glück allein helfen. Schnurgeradeaus.

Am Ende des Waldes rät mir ein Batteriekommandant, zu ſeinem Beobachter vorzugehen, immer dem Draht nach, allerdings über freies Feld. Wir durchlaufen es ſprungweiſe. In den Pauſen beobachte ich, wie Leute den kleinen Hang herunterſpringen. Einer iſt verwundet. Mehrmals fällt er um. Die anderen ſpringen offenbar nur über die Höhe, um ſich zu retten, denn jetzt gehen ſie langſamer, verwundet. Einer fällt vornüber, rollt etwas zur Seite — getroffen — er erhebt ſich nicht mehr. Nun ſind wir an einem Bach, die Schüſſe werden immer heftiger, das Patrouillenſchießen zu unſerer Linken hat ſich zum ſchweren Infanteriefeuer entwickelt, dazwiſchen kracht es im Walde unheimlich,

wie von hundert Mörſern. Die Geſchoſſe fallen jetzt immer zahlreicher auch von der linken Flanke her, an den Grabenrand, ins Waſſer, pfeifen durch das Weidenlaub in den merkwürdigſten Tönen. Wir waten durch den Bach und verſtecken uns in Niſchen des ſtark gewundenen Waſſertälchens. Da war die Nacht in Czarkow unſchuldig gegen dieſes Kugelgezwitſcher. Ich teile die kurze Strecke in Sprungabſchnitte ein, die wir, ein jeder auf eigenes Glück, durchlaufen.

Im toten Winkel angelangt, finde ich ſogleich Arbeit. Die Verwundeten kommen von vorn halblinks in ſtets größerer Zahl, alle mit Notverband verſehen. Sie ſchleppen ſich je nach Wunde tapfer weiter oder kriechen davon. Viele mit Hand- und Armſchüſſen oder leichteren Kopfwunden kommen verhältnismäßig raſch weiter. Wenn nur der Durſt nicht wäre. Die Sonne iſt heute den ganzen Mittag über ſo ſtechend, und im Walde ging es hitzig zu. Nirgends Waſſer. Die Feldflaſchen der Sanitäter reichen nicht aus. Da brauchte es Bäche, den Brand zu ſtillen. Ich rede zu, wo ich kann. Deutſch, ungariſch, rumäniſch, polniſch, alles auf beſondere Weiſe, wie es eben geht. Die Hauptſache iſt, zu zeigen oder anzugeben, daß der Arzt gleich da vorne iſt, bei den nächſten Häuſern. Der Sachlage nach muß es ſtimmen, wenn auch kein Rotes Kreuz zu ſehen iſt. Was Worte vermögen, ſehe ich an dem Einzelnen, den ich ſchon ſo lange am Hang beobachtet hatte. Es iſt ihm ſchwindlig. Er fällt immer eben hin. Ich zeige ihm ein Weglein am Hang, wo er ſich alle fünfzig Schritte ſetzen ſoll, ſtatt auf der Ebene zu gehen, und ich ſehe zu meiner Freude, daß er der Häuſergruppe immer näher kommt. Jetzt bringen zwei ungariſche Träger einen bleichen Deutſchen, ſtellen ihn mit dem Kopf gegen das Tal ab und ruhen

ſich aus. Ich habe alle Mühe ſie zu veranlaſſen, die Bahre zu drehen und ſie etwas beſſer in Schatten zu ſtellen. „Erſt eine Zigarette drehen," bedeutet mir der Ungar. Meinetwegen, denke ich, wenn es nur wird. Der Deutſche klappert mit ſeinem leeren Aluminiumbecher zu mir herauf, ohne ein Wort zu ſagen. Bauchſchuß. Alſo darf er nicht trinken. „Kamerad!" ruft er jetzt und faltet die Hände. Dieſer Durſt — ich ſpüre ihn ja ſelbſt — ich rede ihm zu. „Morphium, Morphium!" Er hat einen neuen Schmerzanfall und ſchreit, daß es vom Walde wiedertönt. „Ich kann nicht mehr, oh, oh, oh!" Die Träger habe ich zur Eile ermahnt. „Der Doktor iſt grad da drüben, nur noch ein Weilchen Geduld, auf die Zähne beißen, nicht ſchreien, durchhalten, wacker bleiben," ſage ich und wende mich anderen zu. Er blickt nach mir, rüttelt den Trinkbecher und fleht wieder zum Himmel um einen Trink. Es ſind ihrer ſo viele und werden ihrer immer mehr.' Ich hole den Vorhingenannten ein, er taumelt auf mich heran. Ich finde einen Leichtverwundeten, der ihn jetzt begleitet und ihn nicht mehr ſtürzen läßt. Bei einer Batterie ſtehe ich etwas unter; vorhin hat die Kugel einen weggerafft, der den Telephondraht zu flicken hatte.

Von da aus ſehe ich ſie vorbeiziehen, Soldaten, Unteroffiziere, einen Offizier, die Verwundeten alles gemiſcht. Da kommen meine Ungarn wieder mit dem Schwerverletzten. Sie ſtellen ihn alle paar Schritte ab. Er ſchreit derart, daß ich nicht anders kann, als mitgehen. Er kennt mich ſchon. „Kamerad, wie weit, ich halte es nicht mehr aus, Einſpritzung, Waſſer, Waſſer." Ich dränge. Bei den Häuſern weiß niemand den Arzt. Die Bahre wird abgeſtellt, jede neue Bewegung veranlaßt einen neuen Schrei. Die Weiber und Mädchen

kommen langſam heran, umſtehen den Klagenden und beginnen ihrerſeits ein allgemeines Jammern, Weinen und Heulen. Hinzu tritt ein Honved mit weggeſchoſſenem Kiefer. Die dickgeſchwollene Zunge hängt — ein entſetzlicher Anblick — blutrot über den Verband herab. Er gibt keinen Laut von ſich. Fort, zum Arzt, das Jammern erfaßt ſonſt die ganze Kolonne. Zwei unbeteiligte deutſche Kameraden packen an, die Ungarn dürfen ſchon müde ſein, ſie haben den Weg heute manchmal gemacht. Ein rumäniſcher Krankenwärter iſt mir zu langſam in der einfachen Angabe, wo der Doktor ſei. Ich ſchimpfe ihn ganz klein — das iſt jetzt internationaler Boden — da iſt es doch wurſcht, welcher Truppe der Arzt angehört, wo die Not ſo groß iſt. Der Siebenbürger bekommt Beine, und gleich ſind wir bei einem deutſchen Arzt. Ich trete zurück. In der Hütte iſt die Arbeitslaſt rieſengroß. Was ſchon wieder ein Maikäfer? Hier iſt doch das Lehr-Regiment, alles kommt da her, ich werde ja mit unſeren Leuten nicht fertig. Was hat der Mann? — „Unterleibsſchuß, den Mann muß man nehmen.“ Gottlob, er hat das markpeinigende oh, oh, oh, richtig verſtanden.

Mein Mann jammert weiter, trotzdem der Arzt ihm zwei Einſpritzungen verſpricht. Auf einmal faßt er mich energiſch und krampfhaft bei der Hand, daß ich faſt erſchrecke. Er macht ein Zeichen zum Schreiben. Eine Feldpoſtkarte iſt bald beſchafft, ein Deutſcher reicht ſie mir. Ich gebe ſie dem Manne mit einem Stift, ſein Geſicht wird faſt fröhlich, er verſtummt, ſchreibt eine Adreſſe, reicht mir die Karte mit einem Dankesblick und verfällt wieder in arges Stöhnen. Ich wage zu fragen: „Ihre Frau?“ Er ſchüttelt ganz wenig den Kopf, ſieht mich lächelnd an und gibt mir die Hand, während der Arzt mit den Injektionen beginnt. Dann wird die Wunde

unterſucht, ein Rückenſchuß mit Austritt im Unterleib, die Wirbelſäule iſt ſcheinbar nicht verletzt. Neuer Verband, es kommt ein anderer daran. — Ich habe einen wichtigen Auftrag. Zur Sicherheit warte ich mit deſſen Erledigung bis ich die große Feldpoſtſtation erreiche, was morgen ſchon der Fall ſein kann. — Die Verwundeten ſind ſonſt merkwürdig ſtill, dieſer iſt der einzige, welcher wirklich ſchrie. Vielleicht wäre er leichter auf dem Bauche gelegen, aber was konnte er machen, hier unter Fremden? „Näm tudom.“ Was konnte ich tun? Vielleicht ſchaden. Für ſo ſchwere Fälle iſt man doch zu wenig Fachmann trotz allem Intereſſe und alpiner Vorbereitung und Praxis.

Ich benütze einen ruhigen Augenblick, mich vorzuſtellen, und erhalte die Erlaubnis, hier etwas zu verweilen. Unwillkürlich ſtelle ich Vergleiche an mit dem Unterricht unſeres auch hier bekannten Dr. Bircher, deſſen Forderung größeren Kalibers für die Schweiz und ihrer Begründung durch dieſe Autorität ich immer mit großem Intereſſe gefolgt bin. Die Experimente von Wallenſtadt und die Wirklichkeit am Stryj! Alle Theorien und Lazarettbeſuche verſinken in nichts gegenüber dieſem, in denen die ganze wohlorganiſierte Verwundetenfürſorge gleichbedeutend iſt einem Tropfen Waſſer auf einen heißen Stein. Nirgends kommt man nach. Ich wünſchte mir tauſend Hände, alle Freunde herbei, um hier mitzuwirken, namenloſen Schmerz zu lindern.

Da vorne, gerade vor uns, woher die meiſten kommen, iſt ſeit den erſten Vormittagsſtunden ein wüſter Kampf im Gange. Die Ruſſen haben etwa von Drohobycz nach Dolina, enger genommen vor Stryj, ſtarken Widerſtand vorbereitet, lang vor ihrem neuen Rückzug. Der uns hier beſchäftigenden Diviſion haben ſie im Strytale ſelbſt nur Nachhutgefechte geliefert. Sie wurden

ſo ſchnell überrannt, daß ſie nicht einmal Zeit fanden, die Schienen aufzureißen und die Steinpfeiler der Brücken zu ſprengen; hier aber fanden ſie die eigentliche zweite Linie zu ihrer Aufnahme ſtark ausgebaut und ließen die Verbündeten anrennen, die glaubten, auch hier im eingeſchlagenen Tempo weiterzukommen. Die Ruſſen begegneten den anſtürmenden Feinden mit all den Abwehrmitteln der Feldbefeſtigung, während dieſe nicht daran dachten, ſich in einen neuen Stellungskampf einzulaſſen. Die Handgranate ſpielte daher heute eine einſeitige Rolle im Walde, während geſtern die über freies Feld Vorgehenden vom Flankenfeuer niedergemäht wurden. Daher die unerwarteten Verluſte an Toten, der Durchbruch faſt einer Kompagnie nach vorn und deren Gefangennahme, daher das jetzige Bild im Zeichen des Roten Kreuzes.

Ein Vizefeldwebel kommt mit fünf Schüſſen daher: Kopf-, Rücken- und drei Armſchüſſe. Einer der letzteren tut beſonders weh. Er wimmert ab und zu. Dann beißt er eine Weile wieder die Zähne zuſammen. „Es war ſo ſchwer, ich konnte nicht mehr, wir waren zu wenige, um 8 Uhr begannen wir zu ſtürmen, lauter neue Leute, geſtern von zu Hauſe gekommen, es war ſchwer, dieſe Drahthinderniſſe, wir liegen noch davor, wir ſind viel ſchlechter dran als die Ruſſen, ſie werfen Handgranaten, wir haben nichts als das Gewehr, ich konnte nicht mehr, es fielen alle dahin, ich wollte zum Major, um Verſtärkung bitten, da bekam ich einen Schuß nach dem andern, es war ſo ſchwer. Man hält ja ſo gerne aus, aber wir ſind hier zu ſchwach. Aber ſagen Sie, lieber Herr, wie ſtehen wir? Es geht doch nirgends zurück, wir kommen doch hinüber?“ Einmal übers andere. Auch der Arzt mußte antworten und beſtätigen, daß es

nur nicht zurückgehe. Gleiche Bilder beim magyariſchen und ſiebenbürgiſchen Verbandplatz.

An ein Vordringen in den unüberſichtlichen Wald, wo der Nebenkampf zur Schlacht geworden iſt, war nicht zu denken, zu dicht flogen die Geſchoſſe und dann — aus allen Richtungen. Ich unternahm eine Umſchau im Dorf. Die Stäbe waren alle an der Front, ſeit dem Anſetzen des Sturmes ſchon in der vorderen Linie, ſo ſchlecht als gut gedeckt. Artilleriegeſchoſſe gingen wie bis jetzt auch um die Zeit nach Mittag in einiger Entfernung nieder. Frühmorgens hat eine Granate eine Batteriebeſpannung in Unordnung gebracht, der Diviſionsſtab kam gerade dazu, als die Staubwolke ſich legte, um feſtſtellen zu können, daß kein Schaden entſtanden war. Bei einer ſchweren Batterie, die wir am Morgen im Vorbeifahren grüßten, waren Menſchenverluſte zu beklagen, im Ort entſtanden mehrere Brände. In einem Gärtchen lag eine Polin. Sie, die Großmutter, war geſtern mit Tochter und drei Enkelkindern vor dem Artilleriefeuer aus dem Hauſe in eine benachbarte Hütte mit tiefem Keller geflüchtet. Kaum waren ſie hineingeſtiegen, als eine Granate einſchlug und ſie zudeckte. Jetzt liegen Mutter und Kinder aufgebahrt im — unverſehrten Wohnhaus. Als ich die Toten verließ, kamen der Vater und der einzige hier überlebende Knabe (die beiden andern Söhne ſind eingezogen, ihr Schickſal ſeit langem unbekannt) weinend auf mich zu, und es klagte der ſtämmige Mann mir ſein jüngſtes Leid. „Das iſt zu viel, ich habe nur das eine Pferd und vielleicht nur noch dieſen Sohn . .“ Fünf Minuten ſpäter durfte er ſeinen Schimmel aus der von Ungarn requirierten Herde holen. Das elende „näm tudom“ hätte auch hier beim Haar neuen Schmerz und Schaden bereitet.

Da ich nicht direkt in den Wald laufen durfte, mußte ich verſuchen, mich ſonſt irgendwie ans Schlachtfeld heranzuſchleichen, wozu der kahle Rücken am wenigſten einlud, den ich vor mir hatte. Der deutſche Unteroffizier brachte meinem Plan ſehr geringes Vertrauen entgegen. Ich ſtellte es daher meiner Ordonnanz vollſtändig frei, mir zu folgen. Ruhig querte ich die Anhöhe, um nicht auffällig zu werden. Es kam jenſeits ein Hohlweg mit Spuren vom Kampf. Durch denſelben ſah ich etwas deutſche Infanterie im Felde liegen. Nur ſelten kam ein Geſchoß über die Höhe. Ich fand am Hang Bäume und einen Trichter für uns beide. Zu meiner großen Überraſchung lag eine Marmorſtadt am Ende der Ebene vor mir. So ſchien es. Eine lange Reihe großer weißer Häuſer, Fabriken, Kaſernen, Amtsgebäude mit Säulen und kleinere weiße Bauten bildeten den diesſeitigen Stadtſaum, ein geradezu freundliches, mir neues Bild im weiten Sichtkreis. Rechts, wo ich am frühen Morgen die Hausgeräte geſehen, brannte es lichterloh. Die Artillerie der Verbündeten rächte ſich bald, im ſüdlichen Vorort von Stryj zündeten Brandgranaten. Der Wind nährte das Feuer lebhaft und um 2 Uhr 40 Minuten war es, als müßte die ganze Stadt vom verheerenden Element ergriffen werden. Die grüne Ebene mit braunen und gelben Quadraten, die weiße Stadt, der dunkle Waldſaum am blaßblauen Himmel, das dunkle Rot des Feuers und die mächtigen vielfarbigen Rauchwolken ergaben mit den ins Feld gezeichneten Kampflinien ein harmoniſches, ſchönes Kriegstableau. Mein Schlupfwinkel erlaubte mir, ſtundenlang das Vorgelände mit Auge und Glas abzuſuchen, daß ich gerade einen Kopfſchuß — etwas anderes war nicht möglich — bekommen ſollte, war doch nicht anzunehmen.

Der Eroberer des Zwinin, Generalleutnant von Conta

Am Brunnen vor dem Tore

Nach der Schlacht

Ruſſiſche Seite des Bahndammes von Bania

Digitized by Google

In der Ebene von Stryj war das Gefecht seit gestern schon zu fast völligem Stillstand gekommen. Die Russen saßen in ihrer starken, unreglementarisch geraden Linie so weit hinter dem Drahtverhau, daß sie bei Tag und Nacht gleich sicher auf den Gegner wirken konnten, die Deutschen und Honved waren sehr ungleichmäßig vorgekommen. Die Staffeln des Angreifers waren ganz exerzierplatzmäßig, woraus sich erkennen ließ, daß da sehr energisch und geschickt angegriffen worden war. Von meinem immerhin etwas erhöhten Beobachtungsstand aus schien es, als liefen die Russen manchmal recht frech im Graben herum, natürlich auch die Verbündeten, auf die ich noch steiler herabsah. Der Toten lagen sehr viele im Felde, an der Farbe auch von bloßem Auge zu unterscheiden. Ich studierte mit dem Glase ihre Lage und konstruierte mir daraus ihre Handlungen im Augenblick des Todes. Viele hatten wohl Kopf- oder Brustschüsse erhalten, andere müssen noch arg mit dem Tode gerungen haben. Im allgemeinen machen sie den Eindruck von Schlafenden.

Wo Leben ist, sind es entweder Leute, die einen Sprung machen, solche, die vorkriechen, Sicheingrabende, Verwundete, die mit mehr oder weniger Aussicht auf Erfolg sich zu erhalten suchen, Sanitätsleute und endlich Schießende. Dieses wie auch das Sicheingraben ist Temperamentssache. Da ist einer, der, soweit es aus halber Vogelschau zu beurteilen ist, Welle um Welle benützt, vorwärts zu kommen, auch eine Leiche als Deckung benutzend oder rasch einen Kopfschutz aufwerfend. Ein anderer bleibt lange wie tot liegen, dann reibt er sich vorwärts, ein dritter ist ganz allein in ziemlichem Umkreis und gräbt und gräbt. Längst ist er selbst verschwunden, nur die hinauffliegende Erde zeigt seine Existenz und Tätigkeit noch an, wahrscheinlich will er

unterirdisch nach Stryj hinein. Ich wünsche gute Reise. Näher bei mir liegen zwei Deutsche in der Nachmittagssonne, im Schutze einer Lunette, ihre Kleider flickend. Eine größere Gruppe schläft. Ein Verwundeter ohne Rock spaziert über das ganze Feld auf den Hohlweg zu, weithin sichtbar am hellen Hemd und an dem drei Meter langen Verbandstreifen, der, von einem Arm kommend hinter ihm her im Winde flattert. Der ihn begleitende Sanitäter ist vorsichtiger. Er hüpft kurz und streckenweise hinter ihm her.

Jetzt, um drei Uhr, brennt der Vorort bis auf wenige Häuser. Gegen vier Uhr drängt es mich, mehr zu sehen. Die Artillerien beginnen Munition zu sparen, über den Kamm bummeln Leute, also muß es mit den Schüssen auf demselben nicht mehr so arg sein, wenn auch im Walde das Schießen weiter geht und auch die Ebene nicht ruht.

Nach etwa tausend Schritten finde ich ein Tälchen, welches gegen Feuer von der Ebene schützt, vielleicht infolge seiner Krümmungen auch gegen Nordwesten. Da liegt ja eine ganze Reserve. Noch hat mich niemand bemerkt. Ich schleiche mich heran; denn ich liebe es, die Leute in ihrer ganzen Natürlichkeit zu finden. Einige suchen etwas, tief in der Erde: Wasser. Metertief sind die Löcher, grau ist das Lehmwasser, unsicher die Güte, am größten aber der Durst. In den Karpathen fand sich Mineralwasser, ungarisches und anderes bis ganz vorn hinauf, eine große Wohltat. Dazu war es dort noch kühl. Hier hat das einwandfreie Wasser schon beim Korps das vorläufige Ende seiner Reise gefunden. Es soll aber das gegrabene Wasser unschädlich sein. Der Ernst des Tages liegt auf den Gesichtern der jungen Leute, einer liest — im Gebetbuch.

Ich bin am linken Flügel der Kampflinie wesentlich näher gekommen, jetzt liege ich im Schützengraben am Rande der Böschung, etwas hinter dem nächsten im Tal liegenden Graben. Zur russischen Linie gradaus sind es 1400 m. Daß ich im Bewegungskampfe, dazu in so offenem Gelände, derart nach vorn kommen könnte, ließ ich mir auch jüngst nicht mehr träumen, obwohl ich im Stellungskampfe den Russen so nahe war, wie irgend ein diesseitiger am Kriege Beteiligter.

Das Bild von Stryj hat sich stark verschoben. Ganz nahe liegt die „Festung" Zawadow: das Dorf hat durch Granaten schon stark gelitten. Die russische Linie ist an einigen Stellen eingedeckt, viele Häuser zerstört. Bei einem Brigade-Obersten und seinen Herren, dem Bataillonskommandanten, im Schützengraben, am Telephon, beim Maschinengewehr, überall finde ich freundliche Aufnahme. Von hier aus wird auf einzelne Russen, Distanz 1400 bis 1600 Schritt, geschossen. Die Ziele sind sehr günstig, denn die Russen, die auf die ihnen nahe gegenüber, in der Ebene liegenden Deutschen schießen, müssen sich so stark heben, daß sie denen hier oben die ganze Brust bieten. Die hiesigen Einzelschüsse haben denn auch Erfolg. Ich hätte es umso weniger geglaubt, als ich mich vom Visieren persönlich überzeugte. Es ist für mich schwieriger als das mit unserer Waffe. Ob ich etwas getroffen hätte — die Frage ließ sich natürlicherweise nicht praktisch beantworten. Aber daß die Deutschen auf solche Entfernung trafen, habe ich genau beobachtet. Glanzleistungen vollbrachte das Maschinengewehr, einmal auf die richtige Stelle angesetzt. Die Zielbezeichnung hatte hier ihre Schwierigkeiten gehabt. Zwischen beiden Linien, da wo sich die Schützen fast am nächsten, vielleicht auf 400 m, gegenüber lagen, weidet den ganzen Nach-

mittag eine Ruh. Interessant war auch das Beobachten einiger Russen, die immer dieselben deutschen Köpfe aufs Korn nahmen, die stets geschickt auftauchten und nach dem Schuß verschwanden.

Je mehr das Gefecht im Walde, bei der bösen russischen Flankenstellung abflaute, was noch lebte — ich hörte die Verlustmeldungen am Telephon — hatte sich wohl eingegraben, einen Vorstoß wagten die Russen nicht, um so mehr wurde das Getriebe da unten zur Wiederholungskursszene, wie sie sein sollte: ganz langsames und nur gezieltes Feuer, markierte Gefallene, ruhige Vorbereitung zum Sturm, denn je näher der Abend kam, um so zahlreicher schoben sich Reserven heran. Die Russen taten dasselbe, weit hinten sah man auf mindestens 500 m Länge verteilt, dank der guten Farbe und den Abständen nur mit knapper Not, ein Bataillon in gut berechnetem Bogen den rechten Flügel verstärken. Wäre der Herr Adjutant nicht so auffällig herumgaloppiert, vielleicht hätte man die Bewegung gar nicht bemerkt. Lebhaftes Telephonieren an verschiedenen Stellen, die schwere Artillerie begann, die Russen liefen im Dorf zusammen, mehrere Schrapnelle und Granaten flogen dorthin, in Trüppchen rannten die Russen zum Dorf hinaus aufs Feld und bogen noch weiter aus. Ein einzelner Russe steht wie aus dem Boden gewachsen nahe der deutschen Linie auf und kommt ziemlich rasch auf diese zu. Wie gelangte er bis dahin, was bezweckte er? Die Kugel fragte nicht, die ihn jetzt traf, daß er sich zweimal überschlug. Im Dorfe hört man Rufe. Ein russischer Offizier geht hinter der Frontlinie durch, klopft einzelnen Leuten mit dem Säbel auf die Mütze, diese springen ins Dorf zurück. (Die Handlung des Offiziers sah ich nicht selbst, wohl aber die Rückzugsbewegung

Der Keller von Bania

Bei Exzellenz von B.

Digitized by Google

Ruſſen auf dem Kampfplatz Bania

Bania

Digitized by Google

der Leute.) Als Antwort auf das Maſchinengewehrfeuer kommen Schrapnelle daher, als Zugabe auch eine ſchwere Granate. „Geſtern war es auch ſo und nicht ſchön", ſagte der Brigadeführer, alſo iſt es Zeit, daß ich mich empfehle.

Auf dem Weg zur Diviſion, wohin ich das Auto telephoniſch dirigierte, ſehe ich die Beſtattungsweiſe zweier Offiziere. Die Wahrſcheinlichkeit ſpäterer Exhumierung verlangt beſondere Vorſicht. Im Dunkel ſtapfe ich mit dem Burſchen mangels Fahrgelegenheit dem Diviſionsquartier zu. Wir haben den ganzen Tag nichts gegeſſen und ſind für den dreiſtündigen Marſch nicht ſonderlich friſch. Das Glück führt uns zum Dauzkikönig, dem ehemaligen Befehlshaber der ganzen Dauzki-Artillerie, von der ich berichtet. Heute darf ich darüber reden, denn damals hatte ich ihn nur rühmen hören, nicht kennen gelernt. Er lädt mich zum Bleiben ein und benachrichtigt die Diviſion. Er iſt heute verwundet worden, zum X ten Male, durch die Wange in die Schulter, aber bis abends draußen geblieben und auch jetzt ſprungbereit. Der freundliche Gaſtgeber erzählt. Daß ein Menſch das alles aushalten kann, was dieſer hier durchgemacht! Morgen um ſechs Uhr will er mich mit hinausnehmen in ſeinen Beobachtungsſtand, noch näher an Zawadow als ich geſtern war. „In vier Tagen bin ich geheilt, den Dienſt kann ich wie ſonſt verſehen."

Während der Hauptmann erzählt, begrüßt der Ruſſe die Straße und die Höfe mit Schweren. Unſer Haus hat geſtern, ehe ich kam, etwas abbekommen, heute geht es glatt ab. Auf das Artilleriefeuer folgt ein lebhaftes Infanterie-Sperrfeuer, das am 19. um 1½ Uhr früh zum Feuerüberfall ausartet. Zu ſtürmen traut ſich der Ruſſe oder beabſichtigt er nicht. Aber er will auch

ſeinerſeits nicht überfallen ſein. Irgend eine Bewegung oder Meldung hat ihn ſtutzig gemacht, und ſo erhebt ſich ſein Feuer während einer Stunde zum fürchterlichen Getrommel, aus dem die Salvenwirbel durch die Nacht zum Wald herausſchallen, daß man meint, der Kampf ſei im Dorfe ſelbſt. Die Verbündeten antworten nur ſchwach, das Geknatter hat ſtets den gleichen Klang.

Schon vor 6 Uhr reiten wir. Wieder ein ſchöner Tag. Fortwährend an neuen Verwundeten vorüber und leider auch an Toten. Der Feuerüberfall hatte den ſich eingrabenden Honveds gegolten. Die ganze Nacht hindurch waren die Träger unterwegs, verbanden Sanitätsſoldaten und Ärzte die Verwundeten, viele ſtarben unterwegs und noch mehr liegen noch draußen, die man nicht holen konnte. Man findet ſie nicht alle. In der Nacht und am Tag hört dieſe Tätigkeit vor der ruſſiſchen Stellung von ſelbſt auf. Der Artilleriekommandeur iſt um die Pflege beſorgt, erteilt Rat und Befehl, wo es noch möglich. So kommen wir in die engen Beobachtungshöhlen am Waldrand und ich kann zuſehen, wie die deutſche ſchwere Artillerie die Gehöfte und das Erdwerk von Zawadow bearbeitet. Es iſt etwas Impoſantes um ſolch einen Volltreffer, gleichviel ob er einen Wall einſchlägt, daß die Menſchenfetzen mit Holz und Erde in der Luft herumwirbeln, oder ein Haus mit einem Blitz im Feuer aufleuchtet. Die Batterien waren ſehr genau eingeſchoſſen, als wir kamen; von der einen meldete es das Telephon, die andere kontrollierten wir ſelbſt. Nach kurzer Zeit brannten mehrere Häuſer, waren einige Breſchen ins Werk geſchlagen, und wenn ſich eine Erdwolke mit den Feuer- und Rauchſäulen miſchte, dann gab es einen großartigen Anblick. Auf dem Felde konnte ich ſeit geſtern ein leichtes Vorkommen einzelner

Teile der Linie beobachten, vorgehende Honveds am Waldrand erhielten Granaten und die zu unseren Füßen arbeitenden Ungarn, denen ich einen kurzen Besuch abgestattet habe, Schrapnellfeuer. Die Ränder der Garbe raschelten durch unser Gebüsch, der Kern lag zu stark am Hang bei uns, deshalb blieben die Honveds, so viel ich sah, verschont. Der auf 8 Uhr angesagte Sturm unterblieb, so daß die Artillerie ihre Munition zu sparen begann und wir die Beobachtung abbrachen.

Als ich mich auf den Heimweg machte, hatte ich die Überzeugung, einen wirklichen König kennen gelernt zu haben; mit ihm die Königin, eine herrliche Frau, und zwei prächtige Prinzen, deren Bilder der „König" in mehreren Gestalten mitführt, und an denen sein stärkstes Gefühl hängt. „Die Hauptsache ist, nach Hause zu kommen. Alles andere ist doch vollständig nebensächlich." Und wie wir das krumelige Schwarzbrot, die Schweinefettstulle, seine einzige Nahrung bis zur Nacht, hinunterwürgen, da sagt der Dauzki-König, der Mann mit den fabelhaften Erfahrungen und Leistungen: „Jetzt einen deutschen Morgenkaffee im Kreise meiner Frau und Kinder, mit frischen knusperigen Semmeln, Kipfeln und Wecken, mit Butter, Honig und Eingemachtem, dann ham and eggs, alles so sauber und liebevoll hergerichtet und dargeboten, — so wie es mir mein Dienst nur einmal in der Woche zu genießen gestattet — ... der Krieg ist doch eine große Schweinerei." So spricht ein deutscher Held, den eine solche Wunde nicht vom Dienste abzuhalten vermag, der jetzt die Granatwolken im Acker vor dem Guckloch stäuben sieht, der nicht im Traume an ein Aufhören vor der gänzlichen Erledigung der Kriegshandlung denkt, so redet der Dauzki-König, wenn durch Feuer und Rauch und Lärm die Königin und die Prinzen

dem Gatten und Vater mit dem verbundenen Kopf im Erdloch vor Stryj den Morgengruß bringen und ihm — einen Augenblick — das ganze Glück des Heims an der Ostsee vorzaubern.

Mein Auto stak noch unterwegs; ich traf den prächtigen Gardegeneral, dessen Stabschef mir eine Vorlesung über kriegsgemäßes Gondeln im Kraftwagen hielt, die ich beherzige, um so mehr als es wiederum krachend stieb, wie wir zum Fluß hinüberfuhren. — Ein Bad im Stryj machte mich wieder zum anderen Menschen.

Am 20. Mai heißt's wieder früh auf, will ich das einzige Auto mit Morgenverbindung zur Nachbardivision benützen, das um 5 Uhr fährt. Auf der Strecke warten bis 6 Uhr, 7, 8 Uhr, schade um den so notwendigen Schlaf. Ich benutze — wieder eine neue Beförderungsart für meine Person — das Last-Auto, lieber als noch länger warten. In ..... finde ich den Herrn Divisionär vom Zwinin wieder. Exzellenz heißt mich herzlich willkommen. Bei Tisch gibt es Schaumwein und Glückwünsche — dem Herrn General wurde die seltene Auszeichnung des Komturkreuzes vom Hause Hohenzollern durch den Kaiser verliehen, die letzte Ehrung nach so vielen in diesem Kriege. Ich mag es dem hohen Herrn, den ich schon früher schätzen gelernt, gönnen. Exzellenz erfüllt meine Bitte, hinausgehen zu dürfen (vorgestern war großer Sturm mit Einnahme zweier Dörfer auf geniale Art), in angenehmster Weise, indem sie mich mit der Einladung beehrt, mitzureiten. Auch hier wie links ununterbrochenes Vorüberziehen einzelner Verwundeter. Für jeden hat der Herr General ein freundliches Wort, einen Wink, Rat und Trost, Aufmunterung und Lob. Leeren Fuhrwerken befiehlt er, Verwundete aufzunehmen. An der Landstraße ruht eine Trainabteilung. Gleichgültig läßt

ſie den Diviſionär und ſeine Eskorte vorbeireiten. Da zieht der gutherzige Mann andere Saiten auf. Sapriſti, war das ein Donnerwetter, das da in die Geſellſchaft fuhr. Wie die Kerle aufſprangen! Einer mußte weit weg, um dort das Männchen zu machen, ein anderer ſich ankleiden, alles „Habt Acht“ ſtehen. Das Gewitter war eine herzerfriſchende Reinigungskur — keine Spur von Beleidigung.

Vorn bei der Artillerie ließ Exzellenz es ſich nicht nehmen, mich am Scheerenfernrohr perſönlich über die Lage zu unterrichten. Später erhielt ich die Erlaubnis, in die erſtürmten Dörfer zu gehen und allein heimreiten zu dürfen. Durch die Einnahme der beiden Dörfer und entſprechendes Zurückdrängen der ruſſiſchen Frontlinie hat ſich hier eine von Norden und Südoſten flankierte Ausbuchtung der Verbündetenlinie ergeben. Verſuche, das nördliche Dorf wieder zu nehmen, wurden geſtern noch gemacht, und es gelang den Ruſſen ein Überfall auf eine Batterie am Bahndamm durch Heranſchleichen im Schutze des Waldes. Die Batterie erlitt ſchwere Verluſte, beſonders an Pferden, wurde jedoch von einer Pionierkompagnie wieder herausgebiſſen. Ob die Ruſſen verſuchen werden, heute den vorgetriebenen Keil beidſeitig abzuklemmen, weiß man nicht. So viel iſt aber ſicher, daß die Umgebung noch nicht ganz frei iſt. Wer daher in einen derartigen Gefechtsraum eintreten will, muß das ganz auf eigenes Riſiko tun und wiſſen, daß er auf eine Tiefe von durchſchnittlich 10 km im Feuerbereich wandelt. Hier hat der ausſpringende Zipfel nur eine Breite von 4 km. Mit jedem Tage verändert ſich aber das Bild, es iſt nicht mehr der Stellungskampf der letzten Monate, welcher Zeit bot, von der Nordſee bis an die Adria Poſitionen zu ſtudieren. Wenn ich ein

frisches Schlachtfeld sehen will, muß ich also jetzt aus dem Walde hinaus; durch die Artillerieziele und am Bahndamm entlang zu meinen Pferden zurück.

Während ich mich beim Dorfeingang dem höchsten der anwesenden Offiziere vorstelle, kommt ein Schrapnellblindgänger daher und bringt die Batterie-Pferde in Unordnung. „Hier gibt's keine Deckung," sagt der Major, wie ich mich nach einer solchen umsehe. Der Bahndamm ist von den Russen unter Ausnützung der Schwellen und Schienen geschickt zur Verteidigung eingerichtet worden. An den Unterständen ist zu erkennen, daß sie genügend Zeit fanden, sich nach Wunsch zu decken und es sich bequem zu machen. Während ich über den Damm gehe, erhalte ich Einzelfeuer aus der Gegend der letzten Häuser. Mehrmals. Ich sehe kleine deutsche Wachen und erkundige mich. Der Unteroffizier erklärt, daß russische Patrouillen die Gegend unsicher machen, schließlich versteht er sich dazu, einige Mann auszusenden, um in der angegebenen Richtung nachzusehen, da er selbst ein Interesse daran hat, daß der Russen hier nicht immer mehr werden. Wir sehen auch einen Deutschen, der von sich aus herumschleicht, um den unangenehmen Schützen zu finden. Vielleicht ist es ein Verwundeter, welcher, bis er gefunden ist, sucht, dem Feinde noch gelegentlich zu schaden, was hier bei dem Verkehr von Sanität und Nachschub nicht schwer fällt. Jedenfalls kann so ein Vernachlässigter für den Dienst hinter der vordersten Linie sehr unbequem werden. Nachdem die Patrouille ausgeschwärmt und etwas vorgegangen war, hörten diese Schüsse auf. Die russische Seite des Bahndammes ist mit zahlreichen Leichen besät, auf der deutschen Seite liegen nur noch vereinzelte. Verwundete fand ich weder auf dieser noch

auf jener Seite mehr. Wenn es das Feuer erlaubt, geht die Versorgung der Verwundeten und die Bergung der Toten sehr rasch vor sich. Die deutsche Sanitätsmannschaft arbeitet sehr mutig und fleißig. Die russische Seite ist, wie gesagt, gut ausgebaut, einzelne Scharten sind durch den ganzen Damm durchgetrieben und so unbedingt schrapnellsicher; auf der deutschen Seite sieht man flüchtige Löcher, die gleich nach dem Sturm von denjenigen Leuten gegraben wurden, die eine Wiedereroberung des Dammes abzuwehren beauftragt waren.

Beim nächsten Übergang kam ich auf das Feld, wo die Batterie überfallen worden war. Von der Häusergruppe stehen noch einige Bauten, der Rest ist Ruine. Die Toten liegen zu Hunderten nebeneinander, Russen und Deutsche getrennt. Sie riechen schon am zweiten Tage in ihrer Masse sehr übel. Auf dem Felde sind die aufgeblähten Pferdeleichen hingestreckt. Gesammeltes Material ist aufgeschichtet. Es ist ringsum noch so viel zu tun, daß die Toten warten müssen. Die Verwundeten sind in ununterbrochener Kolonne auf dem Wege nach Skole und ins Hinterland. Da und dort steht ein Soldat Wache — die Toten zu schützen. Ich besehe sie mir der Reihe nach; eine unerfreuliche Revue. Besonders unter den Russen sind viele stämmige Kerle. Hier scheint besonders das im noch stehenden Hause eingebaute Maschinengewehr vorgestern die Deutschen auf kürzeste Entfernung niedergemacht zu haben. Von gestern liegen deutsche Artilleristen und Pioniere da und arg zerschossene Russen — Nahkampf. —

Ein Posten meldet mir, daß auch noch eine Frau da sei. Ich meine eine Tote und will gehen, tote Frauen habe ich genug gesehen. „Sie sitzt im Keller und weint." Es durchfährt mich ganz eigentümlich. Leben! Ich

hatte geglaubt, allein zu ſein mit dem wüſten Tod. Ich eile förmlich auf das Haus zu und krieche nun langſam, von der Türe aus ſchon mit einem möglichſt freundlichen Dzien dobry mamusiu! vorbereitend in den halbdunkeln, tiefen, kühlen Keller hinab. Hier ſitzt auf einer leeren Kiſte in der hinterſten Ecke eine kleine, gutbäueriſch gekleidete, verweinte, abgehärmte, zitternde ältere Frau, wimmernd und voll Angſt über den Ankömmling. Wenn ich jetzt polniſch könnte, wie wollte ich die Arme aufrichten! Doch es muß auch ohne das gehen. Wir Menſchen haben ein Volapük, ein Eſperanto, eine Weltſprache, ungeſprochen und ungeſchrieben, und doch das ſtärkſte Band aller — in Stunden gemeinſamer Not. Da gibt es nicht mehr den Kulturmenſchen und den Barbaren, den Heiden, Juden und Chriſten, da ſpricht nur noch das Herz, der Menſch zum Menſchen. Iſt jetzt die Not des Mütterchens nicht wirklich auch die meine? Hab' Dank, gütige Natur, für den Funken göttlicher Verwandtſchaft, welchen du in uns alle gelegt haſt, — das gebrochene Weſen vertraut mir! Es nimmt die dargebotene Hand und folgt mir aus der geiſt- und herztötenden Finſternis und Kälte hinauf ans Licht. Ich kann es der Frau begreiflich machen, was ich zu allererſt haben wollte, und ſie verſpricht mir, nicht mehr ſich im Keller zu verkriechen, ſondern hier oben in der Helle und Wärme der Sonne zu bleiben und zu geſunden. Dann laſſe ich ſie erzählen, weinen und klagen, ſitzend im Nachmittagsſonnenlicht. Iſt es nicht, als ob das gute Geſicht, das ſicher einmal ſchön war und es eigentlich trotz Alter und Schmerz heute noch iſt, ſich wieder röte und belebe? Das arme Weib möchte erzählen, es geht vor lauter Schluchzen nicht. Was ich ſofort verſtehe, iſt, daß ihr Mann fort, die Kinder ebenfalls, das Haus ausgeraubt. Sie weiß nichts von Mann

Bania

Wirke weiter, Geiſt Dunants

Landſturm

und Kindern, ob tot oder lebend, die Kinder vermutet ſie unter den Brandruinen. Ich kann ihr begreiflich machen, daß die Ruſſen weit, weit fort ſind für immer und daß die Deutſchen ihr kein Leid zufügen werden. Sie will mir ihr Haus zeigen, ich muß ſie ſtützen und führen. Sie kann nur immer zeigen und weinen. „Mein Mann, meine Kinder!“ Die Mauern des Hauſes haben noch Glück gehabt, denn dies war die Unterkunft und der Stützpunkt der Maſchinengewehrſchützen, die alles Intereſſe daran hatten, daß das Haus nicht zerſtört werde. Wie es in den Zimmern ausſah, kann ich nicht recht beſchreiben. Es genüge, zu ſagen, daß alle Schränke erbrochen und geleert waren, alles Wertvolle geraubt oder zerſchlagen, zerſchnitten, beſchmutzt, Möbel verbrannt oder zerbrochen, ſämtliche Lebensmittel bis auf etwas Kartoffeln verſchwunden waren. Das Chaos war derart, daß die Beſtimmung eines Zimmers nicht mehr zu erkennen war. Einzelne Stühle und Möbel, Bücher und Gebrauchsgegenſtände waren unverſehrt geblieben, offenbar bis zum letzten Augenblick Offizieren oder Unteroffizieren dienend. Die Truthennen waren brütend bis auf eine von den Eiern genommen worden, die zahlreichen Eier enthielten ſchon ziemlich weit gediehene Brut, eine Henne ſaß noch im Kämmerchen, wo das Maſchinengewehr ſtand, und hat wohl ſeine Mutterpflichten während des Schießens weitererfüllt. Beim Anblick der Henne weinte die Frau noch mehr. Die Unordnung konnte einen wirklich empören, und mein Blick wandte ſich von den Totenreihen vor dem Fenſter immer wieder auf das Vandalenwerk im Haus. Es iſt nichts zu ſagen gegen die Töterei draußen, das iſt eben Krieg, ſo lange wir Kriege haben müſſen, jedoch das hier kann nur eine auch für den Krieg zu minderwertige

Gesellschaft vollbracht haben. Ein Soldat kam und ersuchte um Kartoffeln. Gleich war die Frau bereit, davon zu geben, so viel er wollte. Wir mußten ihr helfen, denn sie hatte fortwährend Schwindelanfälle. Dann wurde ein Polsterstuhl gebracht und der Frau eine behagliche Ecke in der Sonne bereitet.

Ich glaubte, die Frau sei das einzige Lebewesen am Ort. Doch da krochen noch einige Kücken aus dem Keller herauf, die sie zu retten versucht hatte, und nun erschien eine ganz abgemagerte Kuh, die sich langsam dem ausgetrockneten Trog näherte. Als die arme Mutter die Kuh sah, da stieß sie einen Schrei aus und wollte laufen, Wasser zu holen, brach aber fast zusammen. Mit Hilfe des Soldaten gelang es, für Frau und Kuh weiter zu sorgen, der Mann gab ihr Wasser, Zucker, Suppenmehl. Mit den Toten war ich bald fertig gewesen, bei dem Mütterchen blieb ich bis zum letzten Augenblick, die Uhr war erschreckend schnell gelaufen, die Zeit meiner Rückkehr zur Division schon vorbei und ich noch hier, zwei Stunden Rittes entfernt. Nachdem ich mich schon verabschiedet hatte und ein Stückchen gegangen war, mußte ich noch einmal zurück, die Frau nach dem Namen zu fragen. Sie trug sich mit zitternder Hand in mein Buch ein und versprach nochmals, in die Anständigkeit der deutschen Soldaten zu vertrauen. Die nächsten Posten und Offiziere sicherten mir zu, sich der Frau anzunehmen.

Mein Weg führte mich noch an der Verladung Schwerverwundeter in Sanitäts-Ordonnanzwagen und an einer Beerdigungsszene vorbei. Dann sah ich an einer andern Stelle der Straße eine große Zahl noch unberührter Toter von gestern, die bei der Verteidigung der Böschung umgekommen waren und ihrer Bergung warteten.

Als ich vor Eintritt in den Wald nochmals auf das Schlachtfeld und zu den Ruinen von B.... zurückblickte, da ballte sich meine Faust und meine Seele schrie nach einer Macht, die Ordnung schafft. Es d a r f keinen Krieg mehr geben. Ich fluchte den Urhebern des gegenwärtigen. Eine Kultur, die dessen fähig ist, was ich heute erblickt, darf nicht zu uns dringen. Es m u ß das Gute so stark, so übermächtig werden, daß keiner mehr an ihm zu rühren wagt. —

Das war mein schwerster Tag auf dem Kriegsschauplatz.

Welche Erholung die lange Autofahrt im scharfen Wind der kühlen Nacht.

Fortsetzung des Berichtes „Stryj“ im II. Bande (Galizien und Bukowina).

Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin

500 Jahre Hohenzollern

Ein Gedenkbuch zur Regierungsfeier unseres Kaiserhauses

Das Prachtwerk, verfaßt vom Geheimen Archivrat Dr. Georg Schuster, Königlichem Hausarchivar, ist eine bleibende Erinnerung an den bedeutsamen Abschnitt der Geschichte unseres Vaterlandes. Es gibt auf 96 Quartseiten eine kurzgefaßte, in großen Zügen erschöpfende Darstellung des Lebens und Wirkens der Hohenzollernfürsten. Geschmückt mit 121, zum Teil in weiteren Kreisen unbekannten Abbildungen. Der Einband nach einer Zeichnung von Professor E. Doepler d. J.

Preis 3 Mark

Die Prachtausgabe sechs Mark

Zum Besten unserer Verwundeten überweist der Verlag von jedem verkauften Buch dem Roten Kreuz 60 Pfennig bezw. 1 Mark 20 Pfg

Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin

Inneres Aufgebot. Deutsche Worte im Weltkrieg. Von D. Adolf Deißmann. Das Buch des berühmten Theologen an der Berliner Universität ist eine Würdigung unserer Wehrmacht draußen im Felde und daheim, eine Würdigung des ganzen deutschen Volkes. Preis 1 Mark.

Ahesha. Von Kapitänleutnant Helimuth v. Mücke. Packend schildert der Verfasser seine abenteuerliche Fahrt auf hoher See und den gefahrvollen Zug von Hodeida durch die arabische Wüste. Geheftet 1 Mark. Elegant gebunden 2 Mark.

Unser Seeheld Weddigen. Eine lebendige Schilderung der kurzen Heldenlaufbahn des unvergeßlichen Führers von „U 9" und „U 29". Von Dr. Otto Weddigen. Mit 10 Abbildungen. Preis 1 Mark.

Als Adjutant durch Frankreich und Belgien. Der bekannte Verfasser, Otto von Gottberg, erzählt als Mitkämpfer in packender Darstellung seine Erlebnisse und Abenteuer in Feindesland. Preis 1 Mark.

Mit den Türken an der Front. E. Serman, der Kriegsberichterstatter des „Berliner Lokal-Anzeigers", schildert in dem lebensvollen Buch seine abenteuerlichen Erlebnisse auf den türkischen Kriegsschauplätzen. Preis 1 Mark.

Das deutsche Herz. Feldpostbriefe unserer Helden. Der Krieg von unseren Kriegern selbst erzählt! Das ist der Reiz dieser Sammlung aus Ost und West, von See und Übersee. Gebunden 2 Mark.

Singendes Schwert. Lieder aus großer Zeit von Joseph v. Lauff. Sammlung der Kriegslieder des vaterländischen Dichters, der in glühender Begeisterung unsere Helden feiert. In künstlerischem Einband 1 M. 25 Pf.

Landsturm. Kriegsgesänge von Hans Brennert. Ein köstliches Sammelbuch frischer, volkstümlicher Gedichte und Soldatenlieder, teilweise mit Melodie und Begleitung. Preis 1 Mark.

Deutsche Heldenlieder. Gedichte aus dem Kriegsjahr 1914. Auswahl von patriotischen Liedern, die Deutschlands Söhne im Felde und auch daheim gesungen haben. In künstlerischem Einband 2 Mark.

Kaiser Wilhelm II. und die Marine. Prachtwerk, herausgegeben und glänzend illustriert von Professor W. Stöwer, mit fesselndem Text von Admiralitätsrat G. Wislicenus. Historischer Überblick über das Entstehen unserer stolzen Flotte, des uretgenen Werkes unseres Kaisers. Mit 10 farbigen Vollbildern und 120 Textzeichnungen. In Leinen gebunden 5 Mark. Vorzugs-Ausgabe 10 Mark.

Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin

Kriegs-Album. Drei Bände. Sie enthalten aus der Fülle der photographischen Berichterstattung mehrere hundert Bilder der heldenhaften Kämpfe unserer verbündeten Armeen und der Marine, die Bildnisse der Führer, die Ursachen des Krieges und die amtlichen Meldungen der Heeresleitungen.

Erster Band (22. Sonderheft der „Woche"): umfaßt die Zeit vom Beginn des Krieges bis Ende November 1914. In künstlerischem Einband 3 Mark.

Zweiter Band (23. Sonderheft der „Woche"): umfaßt die Zeit von Anfang Dezember 1914 bis Ende April 1915. In künstlerischem Einband 3 Mark.

Dritter Band (24. Sonderheft der „Woche"): umfaßt die Zeit von Anfang Mai bis Ende Oktober 1915. — In Vorbereitung.

Im November 1915 erscheinen:

Emden. Von Kapitänleutnant Helmuth v. Mücke. Selbsterlebtes von den sagenhaften Fahrten des ruhmreichen Schiffes, das monatelang der Schrecken des seegewaltigen England und seiner Verbündeten war. Geheftet 1 Mark. Elegant gebunden 2 Mark.

Scherls Jungdeutschland-Buch 1916. Dritter Jahrgang. Herausgegeben von Major Maximilian Bayer. Mit einem Vorwort des Generalfeldmarschalls Dr. Freiherrn v. d. Goltz. Der neue Band hat sich die Aufgabe gestellt, unseren jugendlichen Kriegsfreiwilligen ein Denkmal zu setzen. Unsere besten Schriftsteller und Künstler haben sich hieran beteiligt. Außerdem hat Kapitänleutnant von Mücke einen Originalbeitrag beigesteuert, den Max Tilke meisterhaft illustriert hat. Technik und Wissenschaft, Humor und Unterhaltung sind ebenfalls gepflegt worden. In jedem Jungen wird das reichhaltige Buch helle Begeisterung entfachen. — In künstlerischem Einband 4 Mark.

Scherls Mädchenbuch 1916. Zweiter Jahrgang. Herausgegeben von Lotte Gubatte. Auch in diesem Jahre hat „Scherls Mädchenbuch" ein Anrecht darauf, sich als zeitgemäßes Jahrbuch zu bezeichnen. Es wird für unsere weibliche Jugend im Alter von 13—17 Jahren als Unterhaltungs- und Erinnerungs-Buch von ganz besonderem Wert sein, weil es in vortrefflichen Erzählungen, lehrreichen Aufsätzen, Bildern und Gedichten die jüngste große Vergangenheit widerspiegelt. Hervorragende Schriftsteller und Künstler haben unter Leitung der Herausgeberin ein Ganzes geschaffen, das einen ersten Platz in der deutschen Jugendliteratur beanspruchen kann. — In künstlerischem Einband 4 Mark.

Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin

Deutschlands Führer in großer Zeit

Biographien:

Paul von Hindenburg. Ein Lebensbild von Bernhard von Hindenburg. Aus der berufenen Feder des jüngeren Bruders des Generalfeldmarschalls. Mit 42 Bildern. Preis 1 Mark. In Leinen 2 Mark. In Leder gebunden 3 Mark.

Feldmarschall von Mackensen. Ein Lebens- und Charakterbild von Wilhelm Renner. Mit zweiunddreißig Bildern. Preis 1 Mark. Künstlerisch gebunden 2 Mark.

Unser Emmich. Ein Lebensbild. Von Wilhelm Georg. Die erste Biographie des Siegers von Lüttich. Mit acht Bildern. Preis 1 Mark.

Kunstblätter:

Generalfeldmarschall von Hindenburg. Brustbilder: Volksausgabe in Tiefdruck 1 Mark. Handpressen-Kupferdrucke: Große Luxus-Ausgabe 5 Mark, farbig 12 Mark; kleine Luxus-Ausgabe 1 Mark, farbig 4 Mark. Kniebilder: Volksausgabe in Tiefdruck 1 Mark; Handpressen-Kupferdrucke: Große Luxus-Ausgabe 5 Mark, kleine Luxus-Ausgabe 1 Mark.

Generalfeldmarschall von Mackensen. Kniebild: Volksausgabe in Tiefdruck 1 Mark; Handpressen-Kupferdrucke: Große Luxus-Ausgabe 5 Mark, kleine Luxus-Ausgabe 1 Mark.

General von Emmich. Kniebild: Kleine Luxus-Ausgabe in Handpressen-Kupferdruck 1 Mark.

Von den Kunstblättern „Deutschlands Führer in großer Zeit", die nach Sonder-Aufnahmen hergestellt wurden, sind außerdem teils in verschiedenen, teils in Einzel-Ausgaben bereits erschienen: Kaiser Wilhelm II., Kronprinz Wilhelm, die Könige von Bayern, Sachsen u. Württemberg, Großherzog von Hessen, Kronprinz Rupprecht und Prinz Leopold von Bayern, Herzog Albrecht von Württemberg, die Heerführer v. Beseler, v. Bülow, v. Einem, v. Heeringen, v. Linsingen, Ludendorff, v. Lochow und Wichura, sowie Admiral v. Pohl. Die Kunstblätter sind auch gerahmt zu beziehen.

Man verlange das Preisverzeichnis „Deutschlands Führer in großer Zeit" des Verlages August Scherl G. m. b. H. Berlin.

Digitized by Google